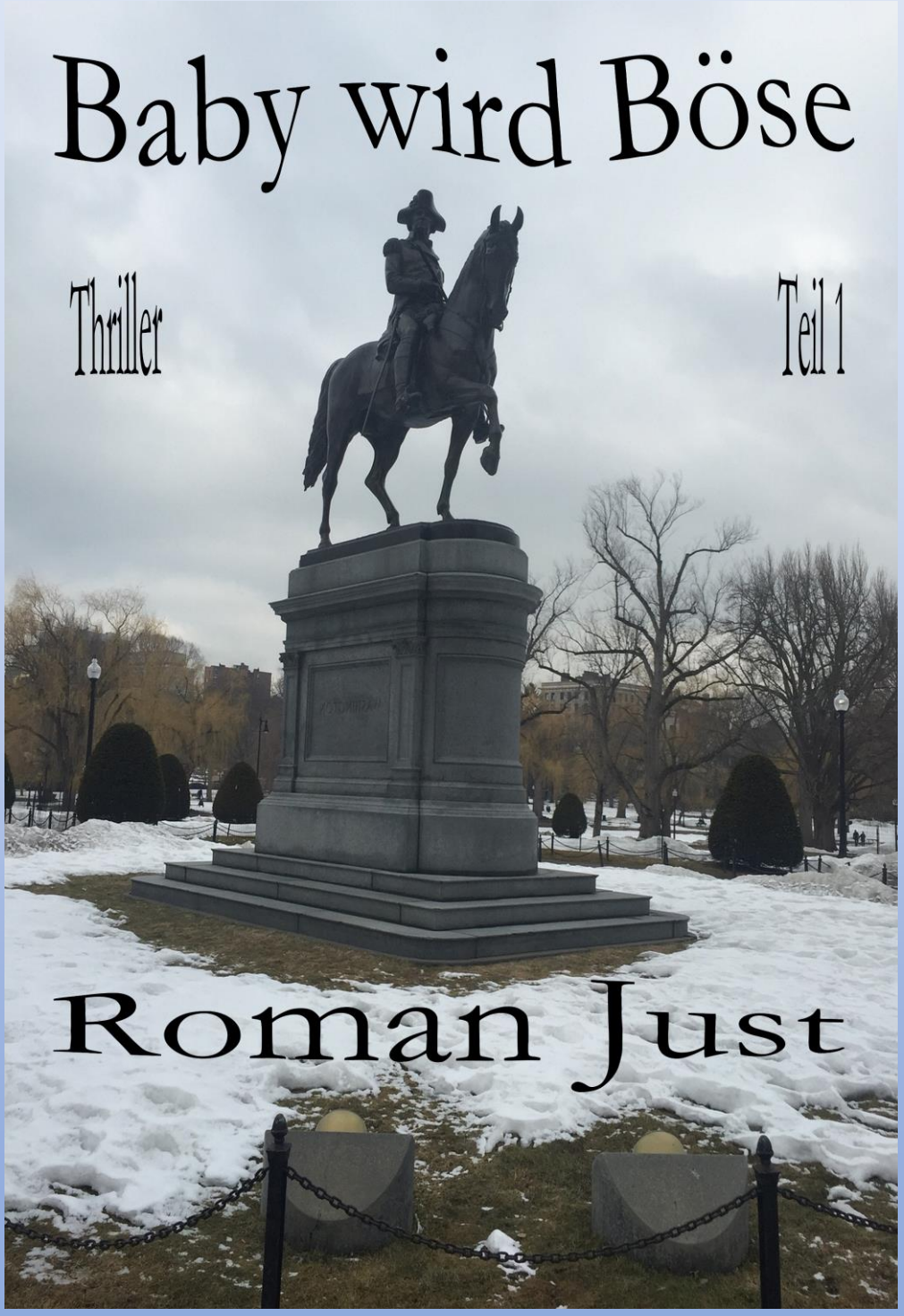
Baby wird Böse

Thriller

Teil 1



Roman Just

Inhaltsverzeichnis

Impressum 2

Prolog 4

1. Kapitel 25

2. Kapitel 56

3. Kapitel 104

4. Kapitel 144

5. Kapitel 159

6. Kapitel 203

7. Kapitel 271

8. Kapitel 326

9. Kapitel 333

Epilog 364

Impressum

© 2022 Roman Just

romanjust@gelsenkrimi.de

Verlagslabel: Gelsenecke

ISBN Softcover: 978-3-347-61028-6
ISBN Hardcover: 978-3-347-61029-3
ISBN E-Book: 978-3-347-61032-3

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:
tredition GmbH, Halenreie 40-44, 22359 Hamburg, Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice", Halenreie 40-44, 22359 Hamburg, Deutschland.

Baby wird Böse

Thriller

1. Teil

der

Baby-Trilogie

Prolog

Es war Sonntag, aber ebenso hätte es ein turbulenter und hektischer Tag mitten unter der Woche sein können. Der Anlass für die Ausschüttung der Stresshormone bei Dustin und seiner Frau, Bridget, lag nicht an ihren beruflichen Verpflichtungen. Das Ehepaar war sich einig: Lieber hätten sie die vergangenen Stunden auf dem Arbeitsplatz verbracht, als sich der Situation zu stellen, mit der sie konfrontiert wurden. Der Stress hatte Wochen zuvor begonnen. Der Auslöser dafür waren die Hochzeitspläne ihrer Tochter Marilyn. Der erste negative Adrenalinstoß stellte sich bei Dustin und seiner Frau während dem erfolglosen Versuch ein, ihr die Trauung auszureden. Kein Argument, das sie gegen die Ehe vorbrachten, hatte bei ihr eine positive Wirkung erzielt.

Im Gegenteil: Es kam zu einem Streit, bei dem sie unmissverständlich zu hören bekommen hatten, dass ihre Tochter die Heirat, ohne ihren Segen einzugehen bereit war. Marilyn war zweiundzwanzig Jahre, damit dem Willen und den Anweisungen der Eltern nicht mehr untergeordnet und somit in der deutlich besseren Verhandlungsposition. Letzteres lag in erster Linie daran, dass Dustin und Bridget einen Narren an ihrer Tochter gefressen hatten, schließlich war sie ihr einziges Kind. Das wiederum hatte dazu geführt, dass die Eheleute ihrem Mädchen nie einen Wunsch abgeschlagen hatten. Die Quittung dafür hatten sie von Marilyn bei dem Gespräch über die Hochzeitspläne erhalten. Entgegen ihrer Überzeugung, dass ihre Tochter ihnen ebenso wenig eine Bitte abschlagen würde, kam sie ihrem Anliegen nicht nach und zeigte sich nicht bereit, die

Heirat zu überdenken oder zumindest aufzuschieben. Dustin und Bridget gehörten keiner elitären Klasse an und sie waren weder Snobs, noch Besserwisser und Leute, die sich zu wichtig nahmen. Eigentlich zählte das Ehepaar Wyler zu den Menschen, die von der Politik als Normalbürger angesehen wurden. Das hieß in diesem Fall, die Familienmitglieder gingen einer Arbeit nach, verdienten in den Augen des Staates gut, aber nicht zu viel und jeder, der dem Familienkreis angehörte, war nie mit dem Gesetz auffällig in Konflikt geraten.

Um die Statistik von diesem Status positiv zu färben, wurden Jugendsünden, die deutlich unterhalb einer schweren Straftat lagen, ausgenommen und ebenso Strafzettel für zu schnelles Fahren oder falsches Parken nicht berücksichtigt. Wäre es anders gehandhabt worden, dann hätte Dustin Mühe gehabt, als unbescholtener Bürger durchzukommen. In seiner Jugend hatte er eine Menge Mist gebaut und besann sich erst, nachdem er Bridget kennengelernt hatte. All das interessierte heute nicht mehr. Es lag schon zu lange zurück und die Gegenwart war bedeutend wichtiger als die Vergangenheit. Dem Ehepaar Wyler lag viel an seinem Ruf und ob ihm der Leumund manchmal wichtiger war als seine Tochter Marilyn, danach hatte bisher niemand gefragt.

Unübersehbar blieb, dass sich die beiden wie die Nachbarschaft der gehobenen Mittelschicht zugehörig fühlten und in dieser sozialen Schicht zu verbleiben gedachten. Der Kontakt und der Umgang mit den Nachbarn durfte durch nichts gestört oder gar nachhaltig geschädigt werden. Genau darin lag das Problem, das Dustin und Bridget mit der bevorstehenden Ehe ihrer Tochter hatten.

Auf ein intaktes Verhältnis zu Leuten in der näheren Umgebung konnte keiner verzichten und die zwei hatten nicht vor, dieses zu gefährden. Der Auserwählte von ihrem einzigen Kind war in ihren Augen ein Nichtsnutz und wollte ihrer Ansicht nach durch die Heirat nur eines erreichen, den sozialen Aufstieg. Marilyn hatte empört auf diese Worte reagiert und der Haushalt der Wylers wurde von einer schweren Krise erschüttert. Es kam, wie es zu erwarten war und wie es bei neunundneunzig von einhundert Familien passiert wäre: Die Tochter hatte sich nach zahlreichen Wortgefechten mit ihrem Ehewunsch durchgesetzt. Dustin und Bridget gaben gezwungenermaßen ihren Widerstand auf, akzeptierten Freddy als ihren angehenden Schwiegersohn, prompt fing der Stress an.

Die Eltern von Marilyn ließen es sich nicht nehmen, die Hochzeit mit der Braut zusammen zu planen und was ihnen wichtiger war, die Trauung und die anschließende Feier auszurichten. Diesmal hatten die Erziehungsberechtigten das letzte Wort behalten. Im Gegensatz zu ihrem Mädchen bestanden sie auf eine denkwürdige Zeremonie, die für ihre Tochter unvergesslich bleiben würde. Ursprünglich hatten die Brautleute eine Eheschließung im kleinen Kreis geplant. Sie gaben den beschwörenden Worten nach und es wurden einige Dutzend Einladungskarten zu nahen und entfernten Verwandten verschickt. Das nah und fern bezog sich sowohl auf die Entfernung als auch auf den Verwandtschaftsgrad. Obwohl die Wylers bis zu einem gewissen Punkt zu keinen finanziellen Einschränkungen gezwungen waren, ließ es sich, dass Familienoberhaupt nicht nehmen, die unmittelbaren Anwohner in dem Stadtteil, in dem die Familie ein Haus besaß, persönlich einzuladen. In seinen

Augen war es eine Form der Höflichkeit, die er mit dem dazugehörigen Anstand betrieben und überflüssiges Porto für die Briefmarken zudem gespart hatte. Dustin war selbstständig, seit vielen Jahren ein erfolgreicher Autohändler und Bridget hatte einen Job als Sekretärin in einer Rechtsanwaltskanzlei. Die Einladungskarten schreiben, vervielfältigen und verschicken, so hatte der Stress begonnen. Das Brautkleid aussuchen, die geeignete Lokalität finden und buchen und die vielen Kleinigkeiten, die es bei einer solchen Feier zu organisieren galt, nahmen Dustin und Bridget zeitlich dermaßen in Anspruch, wie sie es vorher nicht für möglich gehalten hätten. Bei den Hochzeitsvorbereitungen war es ersichtlich geworden, dass es den Eltern fernlag zu protzen. Ihren Bemühungen hatten ausschließlich das Wohlergehen ihres Kindes zum Ziel.

Die Vorbereitung der Hochzeit und die Zeit, die sie für die Organisation des gesamten Ereignisses aufgebracht hatten, waren anstrengend und zeitraubend. Trotzdem ließen sich Dustin und Bridget in ihrem Willen nicht beirren, ihrer Tochter einen Hochzeitstag zu bescheren, der bei jedem Ehestreit den Gedanken an eine Scheidung im Nu vertrieben hätte. Sie trugen den Wunsch in sich, dass Marilyn eine ebenso wundervolle Ehe führen würde, wie es ihnen vergönnt war. Es wurde bald ersichtlich, dass sich der große Aufwand von Dustin und Bridget für die Trauung und die Feier gelohnt hatte, daran konnte das kalte Wetter nichts ändern. Die Hochzeitsgäste brachten eine gute Stimmung mit und alles verlief nach Plan, zumindest bis sich die Runde der geladenen Gäste langsam aufzulösen begonnen hatte.

Die ersten Leute, die gegangen waren, hatten die Braut zu ihrem Bedauern nicht gefunden. Etwas später blieb es

anderen Gästen ebenfalls versagt, sich von ihr zu verabschieden. Einige Hochzeitsteilnehmer waren eine Stunde vor dem Abendessen aufgebrochen. Es war Sonntag und von daher nachvollziehbar, dass nicht jeder bis zum Schluss der Veranstaltung bleiben würde. Die Braut wurde zu diesem Zeitpunkt nicht vermisst, sie hatte sich lediglich für kurze Zeit entschuldigt und zurückgezogen, um in aller Ruhe ihren Bedürfnissen nachzugehen. Niemand hatte eine Ahnung, weder ihre Eltern noch ihr Mann: Marilyn, der Stolz und Sonnenschein von Dustin und Bridget, besaß ein gravierendes Problem. Sie war abhängig und ein regelmäßiger Konsument von irgendwelchen und bedauerlicherweise verschiedenen medizinischen Präparaten.

Die Sucht war inzwischen dermaßen weit fortgeschritten, dass es keine Rolle mehr für sie spielte, welche Pillen sie zu sich nahm. Die Tragik wurde durch den traurigen Umstand offensichtlich, dass für sie ein normales Leben ohne Tabletten unmöglich war. Unerträglich wurde es, wenn Marilyn sie nicht zur Hand hatte. In diesem Fall reagierte sie hysterisch, verfiel in eine unkontrollierbare Panik und wurde fähig, unüberlegt sowie gewalttätig handeln. Sie hütete ihre Abhängigkeit wie ein Staatsgeheimnis und war außerstande zu erkennen, dass die Krankheit längst die Kontrolle über sie gewonnen hatte. Ihrer Meinung nach hatte sie die Sucht im Griff, tatsächlich verhielt es sich umgekehrt. Durch die Tablettenabhängigkeit war aus der zweiundzwanzigjährigen Frau eine unberechenbare Person geworden. Zwar vermochte sie jedem einen gesunden und vitalen Eindruck zu vermitteln, die unsichtbare Realität sah jedoch anders aus: Kränker als sie waren nur Menschen, die

durch ein körperliches Leiden zum Sterben verurteilt waren. Die Hochzeitsfeier fand in Sichtweite des Charles River Basins statt, der an den Stadtteil Beacon Hill grenzte und in dem die Familie Wyler privat und beruflich ansässig war. Das Lokal, das Dustin ausgewählt hatte, bot einen Blick auf den Segelboothafen, in dem ein paar kleine und große Jachten einen Anlegeplatz fanden. Hinter dem Restaurant, in östlicher Richtung, lag das Zentrum der City. Am anderen Ufer des Charles River Basins befand sich die weltberühmte Universitätsstadt Cambridge. Mittlerweile war sie ein Teil von Greater Boston und gehörte damit zu der vier Millionen Menschen zählenden Metropolregion. Aufgrund der Tatsache, dass einige Gäste wegen ihrer Verpflichtungen am kommenden Tag, die Feier früher zu verlassen beabsichtigt hatten, wurde das Abendessen um achtzehn Uhr serviert. Fast einhundertdreißig Gerichte á la carte verließen die Küche, für jeden Koch ein Horrortrip. Der Küchenmeister glänzte an diesem Tag und trug dadurch dazu bei, dass die Stimmung nach dem Essen noch besser wurde, als sie es in der Kirche mit dem Ja-Wort von Marilyn geworden war. Eine Liveband begleitete mit sanften Klängen die Speisenden bei den himmlischen Gerichten. Im Anschluss an den Nachtisch wurde das frisch vermählte Brautpaar vom Bandleader aufgefordert, den Eröffnungstanz zu zelebrieren. Alles lief nach Plan und die Zeit schritt voran. Dementsprechend stolz und zugleich erleichtert gaben sich die Eltern der Braut, die zu diesem Zeitpunkt noch nicht bemerkt hatten, dass ihre Tochter, von Freddy, verzweifelt gesucht wurde. Marilyn schien sich in Luft aufgelöst zu haben, und war nirgendwo zu finden. Plötzlich gab es einen dumpfen Knall. Das Gebäude, in dem sich das Lokal befand,

erzitterte, eine Fensterscheibe zerbarst und die Gläser auf der Theke vibrierten oder kippten um und einige fielen aus den Regalen. Ein Teil der Hochzeitsgesellschaft blieb wie angewurzelt auf der Tanzfläche stehen, ein anderer rannte ins Freie, um nachzusehen, was geschehen war.

Ω

Gedankenverloren und ohne ein bestimmtes Ziel schritt er durch die Straßen. Es war nicht seine Stadt, er war zwar in Boston groß geworden, aber nicht hier geboren. Es gab nichts, was ihn in die Metropole an der Ostküste zurückgezogen hätte. Er hatte niemanden und keine Gegenstände zurückgelassen, die ihm wichtig gewesen wären. Mit zwanzig hatte er der Stadt den Rücken gekehrt, war zum Militär gegangen und nach seiner Dienstzeit im Süden der Staaten hängen geblieben. Jetzt war er vierzig Jahre alt, bewegte sich wie ein Sechzigjähriger und in seinem Kopf kam er sich noch älter vor. Für einen Moment hatte er sich in den Labyrinthen von Boston einsam gefühlt, die kurzzeitige Emotion wich einer unsagbaren Erleichterung. Er hatte eben die letzte Pflicht gegenüber seiner Mutter erfüllt. Dass er ungestört sein Spiegelbild in den Schaufenstern betrachten konnte, war der Leere auf den Gehwegen geschuldet. Kein Mensch kam ihm entgegen, niemand war unterwegs. Nur gelegentlich sah er Leute, die es eilig hatten nach Hause zu kommen. Es befreite ihn, da die Stadt seine Seele in den Jugendjahren aus unerklärlichen Gründen trotz ihrer Größe stets eingeengt hatte. Seine Beziehung zu den Straßenschluchten und Häusern bestand aus Erinnerungen, von denen er ausgegangen war, sie vergessen zu haben. In der Burbank Street war der

Spielplatz verschwunden, auf dem er als Kind unzählige Stunden verbracht hatte. Er durchschritt die Straßen in der unmittelbaren Nähe, hier war er herangewachsen. Danach gelangte er über die Massachusetts Avenue in die Stadtteile Back Bay West und East, die er längst aus seinem Kopf gestrichen hatte. Merkwürdigerweise waren sie fähig, ihn wie einen Magneten anzuziehen. Er kam an der Tankstelle vorbei, die er mit fünfzehn überfallen hatte, nur aus dem Grund, um seinen Mitschülern zu imponieren. Statt der ersehnten Anerkennung erfuhr er eine größere Ignoranz, als sie ihm vor dem Raubzug entgegengebracht wurde. Nur wenige Schüler waren von seiner Straftat angetan und wie er landeten sie später in einer Jugendstrafanstalt oder in einem Camp, in dem mit den jugendlichen Übeltätern ganz und gar nicht zimperlich umgegangen wurde. Es war eine Lektion, die ihn nicht einschüchtern konnte.

Manchmal blieb er an einer Straßenkreuzung stehen und sah sich um. Erinnerungen stellten sich beim Anblick eines Gebäudes oder eines Straßenschildes an die Tage ein. Es waren Momentaufnahmen, die er in der Fremde vergessen hatte und von denen er vor Ort eingeholt wurde. In der Arlington Street, direkt gegenüber dem Boston Public Garden, stand ein Haus, in dem er kurz nach seiner Haftentlassung in eine Wohnung eingebrochen war. Die Bewohnerin, eine alte Dame, hatte ihm gutgläubig geöffnet und Zutritt gewährt. Mit falschem Namen und als Mitarbeiter einer nichtexistierenden Schülerzeitung hatte er sich vorgestellt. Im rustikal eingerichteten Wohnzimmer legte er ihr seine wahren Absichten dar und ohne etwas angerichtet zu haben, brach die Frau wie ein gefällter Baum zusammen. Beim Hinfallen schlug ihr Kopf gegen die

unnachgiebige Kante des massiven Wohnzimmertisches und platzte wie eine Melone auf. Minutenlang stand er regungslos da, sah sie an und dem Rinnsal des Blutes nach. Nachdem der erste Schock aus seinen Gliedern und aus seinem nicht übermäßig ausgeprägten Verstand gewichen war, wurde ihm bewusst, dass sein junges Leben ein jähes Ende bevorstehen konnte. Deswegen blieb er in der Wohnung, bis es Mitternacht wurde, berührte nichts und verließ sie auf Zehenspitzen ohne Beute. In der darauffolgenden Zeit ließ er sich in der Gegend öfter blicken. An einem dieser Tage bekam er zu hören, dass die alte Dame von ihrer Tochter aufgefunden worden war. Tränenreich hatte sie in einem Fischladen die tragische Geschichte von ihrer Mutter erzählt. Ein Herzinfarkt hatte sie umgebracht und angeblich war sie bereits tot, bevor sie gegen den Tisch geknallt war.

Dieses Ereignis hinderte ihn in der Folge nicht daran, weitere Raubzüge zu unternehmen. Von irgendetwas musste er schließlich leben. In der Schule ließ er sich selten blicken, und wenn, dann nur, um ausschlafen zu können. Zwangsläufig wurde er des Feldes verwiesen. Mit Siebzehn wurde er erneut inhaftiert, diesmal fiel die Strafe härter aus und er wurde zu zwei Jahren Jugendhaft verdonnert. Nach der Entlassung aus der Haft, die er inklusive der Bewährungsstrafe vollständig verbüßt hatte, ereilte ihn ein Gedanke, durch den ihm womöglich ein lebenslanger Arrest oder ein Todesurteil erspart geblieben worden war: Er bewarb sich bei der Armee und entgegen seiner Erwartung und trotz seiner Vorstrafen wurde er angenommen. In der Uniform entwickelte er Fähigkeiten, die ihm niemand und er selbst sich nicht zugetraut hätte. Er war neunzehn Jahre

ein hervorragender Soldat gewesen, pflichtbewusst, loyal und unerschütterlich. Eine Granate im Irak hatte seine Laufbahn beendet und hinterließ bleibende Schäden, mit denen er allerdings zurechtkam. Das künstliche Kniegelenk rechts behinderte ihn kaum, mehr die Prothese, die ihm das linke Bein ab dem Oberschenkel zu ersetzen hatte. Die Narben an seinem Körper waren verheilt und taten nicht weh, die eine Wunde, die in der Seele, die war unheilbar und hatte kein Mitleid. Sie verursachte Schmerzen, jede Minute, Stunde und an sämtlichen Tagen. Er war aus der Armee ohne große Ehrung und eine besondere Anerkennung ausgeschieden. Der Undank, die erhaltene Entlassungsurkunde und die Gleichgültigkeit gegenüber seiner Person und seinen Verletzungen waren es, die ihn innerlich zerrissen hatten. Er war ein Veteran, einer von vielen, ein Soldat, der wie eine überflüssige Zitrone ausgepresst worden war und nun nicht mehr gebraucht wurde. Niemals hätte er eine Bewerbung beim Militär abgegeben, wenn sein Leben anders verlaufen wäre. Mit Ausnahme des Überfalls auf die Tankstelle hatte er nie jemanden bestohlen und betrogen. Niemand in seiner Familie war bereit, ihm zu helfen und seinen Hunger und Durst zu stillen, nachdem er seine Mutter verloren hatte. Sie war eine schöne, aber komische Frau gewesen. In der engen Zweizimmerwohnung lief sie immer halbnackt herum, stets dann, wenn sein Vater nicht zu Hause war. Meistens zeigte sie sich oben ohne, oft nur in einem durchsichtigen Slip und gelegentlich sogar nackt. Als er acht geworden und sie eines Tages hüllenlos in das Badezimmer getreten war, hatte sich Merkwürdiges ereignet. Das Ding zwischen seinen Beinen wurde plötzlich größer und sie lächelte deswegen. Zu

zärtlich begann sie ihn zu waschen. Zuerst den Rücken, den Bauch, die Füße und zum Schluss auch das Bambusrohr, wie sie sein Glied fortan bezeichnet hatte. Schließlich nahm sie seine Hände und streichelte mit seinen Fingern ihre Brustwarzen. Auch sie wurden größer und härter so wie das Teil zwischen seinen Beinen, über das er keine Kontrolle hatte. Im Anschluss an dieses Ereignis kam es selten vor, dass er die Möglichkeit besaß, allein in der Wanne zu liegen. Ab irgendeinem Tag nahm sie seinen Penis regelmäßig in den Mund oder zwang ihn, in sie einzudringen. Manchmal setzte sie sich auf ihn, ein anderes Mal lag er auf ihr, bis sein Vater unerwartet früher von der Arbeit nach Hause kam. Es war einer der wenigen Tage, die er niemals im Leben vergessen würde. Er hatte Geburtstag, seinen Zwölften. Im Wohnzimmer, in dem er immer auf dem Sofa geschlafen hatte, war eine kleine Feier vorbereitet worden. Sein Vater traute seinen Augen nicht, als er den Wohnraum betrat und seine Frau nackt auf dem Schoß seines Sohnes sitzen sah. Er riss sie mit aller Gewalt von ihm herunter und prügelte mit den Fäusten auf sie ein, bis ihr Gesicht völlig entstellt war. Dann, ungeachtet der Tatsache, dass sein Kind ihm dabei zusah, holte er ein Messer aus der Küche und stach zu, nicht einmal, nicht zweimal, sondern so lange, bis aus der ansehnlichen Frau ein Klumpen aus Fleisch und Blut geworden war. Schließlich hatte er sie in eine Decke eingewickelt und in den einzigen Luxusgegenstand geworfen, den die Familie besaß. Es war die Gefriertruhe in der Küche, die neben dem Gasherd stand. Manchmal war der Deckel der Truhe für die ermordete Hausfrau aus Platzmangel zu einer Arbeitsfläche umfunktioniert worden: Entweder wurde auf ihr Gemüse geschnitten oder sie hatte

sich als Sitzfläche für einen Akt mit ihrem Sohn und Mann bewährt.

Als sein Vater seine Mutter in die Kühltruhe gelegt hatte, wurde er von ihm gezwungen, das Wohnzimmer sauber zu machen. Zum Dank war ihm eine Tracht Prügel verabreicht worden, die durch eine Bewusstlosigkeit unterbrochen wurde. Es endete damit, dass ihm sein Erzeuger den Penis zur Hälfte abgeschnitten hatte. Im Anschluss daran wurde er drei Monate lang vom Vater dermaßen liebevoll behandelt wie nie zuvor. Statt ihn in eine Klinik zu bringen, nahm er sich der Wunde am Geschlechtsteil an. Neunzig Tage wurde er von ihm wie ein Hund in der Wohnung gefangen gehalten. An einem der rostigen Heizkörper wurde er angebunden. Wie ein Tier musste er aus stets derselben und mit der Zeit verdreckten Schüssel Wasser trinken und das hingeworfene Essen vom Boden auflecken. Es war die einzige Phase seines Lebens, in der er von dem Mörder seiner Mutter so etwas wie eine Zuwendung bekommen hatte. Nachdem die Verletzung verheilt war und er sich ohne sichtbare Einschränkungen bewegen konnte, wurde er aus der Wohnung geworfen und zum letzten lebenden Onkel verwiesen. Aus Angst begab er sich dorthin. Er wusste, dass der Bruder seines Vaters eine weitaus dreckigere Seele besaß und schäbiger wohnte, als er es von zu Hause her kannte. Entgegen seiner Befürchtung wurde er von ihm einigermaßen anständig behandelt. Zu ernähren hatte er sich trotzdem selbst. Sein nächster Verwandter gab grundsätzlich das wenige Geld, das ihm zur Verfügung stand, nur für Alkohol und Drogen aus.

Das Militär wurde sein Retter und Zuhause. Der Undank und die Art, wie er aus dem Militärdienst verabschiedet

worden war, veränderten die Sichtweise, die er sich in all den Jahren bei der Armee angeeignet hatte. Seine zu dieser Zeit gesunde Einstellung zum Leben und zu seiner Vergangenheit verlor sich in einer Bitterkeit, die ihn aufzufressen begann. Es war der Grund, warum er Boston aufgesucht hatte. Mit einem festen Ziel begab er sich zu seinem in Pension befindlichen Vater, der von Beruf ein Krankenpfleger war. Von ihm erfuhr er, dass sein Onkel vor Jahren das Panorama aus der Grube dem des Lebens vorgezogen hatte, wobei die Information ihn nicht zu berühren vermochte. Stattdessen trat das Gegenteil ein und er überwältigte seinen Erzeuger, indem er ihn beinahe erschlagen hätte. Danach zog er den bewusstlosen Mörder aus, band ihn im Wohnzimmer auf einen Stuhl und versah seine Lippen mit einem Klebeband. Eine Schale Wasser hatte ausgereicht, um den Ohnmächtigen in die Realität zu holen. Als Erstes schnitt er ihm den Schwanz ab, nachfolgend die linke und die rechte Pulsader auf und schließlich durchtrennte er das Band, mit dem er ihn an den Stuhl festgezurrt hatte. Er wollte sehen, ob sein Erzeuger imstande sein würde, sich das Leben zu retten. Er, ein ehemaliger Berufssoldat, wusste, dass kein Sanitäter auf der Welt die Blutungen der Wunden auf einmal versorgen konnte, schon gar nicht, wenn er selbst betroffen war. Sein Vater unternahm nichts desgleichen, verhielt sich typisch und blieb reglos sitzen. Er beließ das Klebeband auf dem Mund und sah tatenlos zu, wie das Leben aus seinem Körper entwich.

Nachdem sein Erzeuger verblutet war, hatte er sich in die Küche begeben, um feststellen zu müssen, dass seine Mutter immer noch in der Truhe lag. Ihr starrer Leichnam war mit

Gefrierbrandwunden übersät. Offenbar war die Rente seines Vaters derart gering gewesen, dass er die Stromrechnung nicht regelmäßig bezahlen konnte. Der Anblick der Frau, die ihn zur Welt gebracht und ihm die Unschuld genommen hatte, offenbarte, dass es an der Zeit war den Ort seiner Kindheit zu verlassen. Wahllos betätigte er einen der Druckknöpfe des Gasherdes und ohne eine weitere Aktion verließ er die Wohnung, die ihm noch enger als früher vorgekommen war. Schließlich begann er, ziellos und gedankenverloren durch die Stadt zu schlendern, und die Erinnerungen hatten ihn mancherorts eingeholt. In Gedanken war er an der Charles River Esplanade angekommen. Zuhause hatte es in all den Jahren nicht ein liebes Wort, keine elterlichen Zärtlichkeiten, weder Geborgenheit noch Wärme gegeben. Der Kerl, der ihn gezeugt hatte, war ein selbstsüchtiges, herrisches und gewalttätiges Schwein, dass sich genommen und getan hatte, was es wollte. Wie sein Vater gestorben war, wurde zunehmend befriedigender, als der Sex mit seiner Mutter. Er hatte dafür gesorgt, dass der Mistkerl dazu gezwungen wurde, dabei zusehen zu müssen, wie ihm das Blut aus den Adern geronnen war. Er hatte keine Rache verübt, stattdessen einen Akt der Gerechtigkeit begangen.

Seine Mutter war ein guter Mensch und hatte den Tod nicht verdient, schon gar nicht in der Art. Ihr Fehler war, dass sie sich nach Liebe und Zuneigung gesehnt und nichts davon von ihrem Mann bekommen hatte. Durch diese Sehnsucht wurde sie zu ihrem Sohn getrieben und wegen den Zärtlichkeiten, der Nähe und Wärme, die ihr vorenthalten wurden, musste sie sterben. Er fragte sich, ob es einen erbärmlicheren Grund für den Tod eines Menschen

geben konnte. Gier, Machtsucht, Hass, all das war er fähig zu kapieren. Dass die Begierde nach Liebe den Tod einer Frau verursacht hatte, fand keinen Platz in seinen Kopf. Nein, er hatte es niemals darauf abgesehen, mit seiner Mutter zu schlafen und es nie gemocht. Aber sein Bambusrohr hatte nicht auf seinen Verstand gehört, sondern sich selbständig gemacht. Er war eben ein Mann und sie eine anziehende Frau. Sie zudem, die einzige weibliche Person, mit der er eine intime Beziehung eingegangen war. Danach hatte er nie wieder Sex. Es lag an der Verstümmelung seines Gliedes und den Komplexen, die ihn deswegen befallen hatten. Auf eine merkwürdige Art und Weise war er außerdem in seine Mutter verliebt gewesen, ihr allerdings nicht verfallen. Seitdem sie tot war, besaß er eine Abneigung gegenüber dem weiblichen Geschlecht. Sie widerten ihn nicht an, aber er hatte einen inneren Ekel entwickelt, den er unfähig war abzulegen. Obwohl er an dem Liebesspiel mit seiner Mutter mit zunehmendem Alter Gefallen gefunden hatte, ein Begehren nach Liebesabenteuern war bei ihm nicht vorhanden. Bald wurde klar, dass sein deformiertes Geschlechtsteil schuld daran hatte. Womöglich wäre er von einer Frau ausgelacht, nicht angefasst und stehen gelassen worden, aber all das blieb ihm durch die Abneigung gegenüber dem weiblichen Geschlecht erspart. Wie seine Mutter hatte ihn sein Onkel mehrfach körperlich missbraucht. Das hörte auf, nachdem er seine erste Jugendstrafe verbüßt und sich gegen eine Annäherung seitens seines Verwandten energisch gewehrt hatte. Es war kein Problem gewesen, den betrunkenen Angehörigen niederzustrecken, aber es hatte viel Kraft und Ausdauer erfordert. Sein Onkel war zwar nach jedem Faustschlag zu

Boden gegangen, doch immer wieder auf die Beine gekommen. Erst als er sich mit einem Messer bewaffnet hatte, ließ ihn der Bruder seines Vaters allein im Zimmer stehen und in der Zeit danach wurde er von ihm nicht mehr beachtet. Er hatte nun seine Ruhe, aber die geringe Unterstützung, die er bis dahin von ihm bekommen hatte, wurde ebenfalls eingestellt. Zwei Wochen nach seiner Gegenwehr wechselte sein Angehöriger das Schloss der Wohnung aus. Mittellos und ohne Dach über dem Kopf war er endgültig auf sich allein gestellt.

Er sah in die Dunkelheit, die ihn umgab, und seine Augen blieben einen Augenblick auf dem unruhigen Gewässer des Charles River Basins hängen. Auf der anderen Seite des Hafens lag Cambridge und er hätte gern studiert. Leider besaß er nicht die nötigen Qualifikationen. Besonders schlau war er nicht, das wusste er, aber dafür hatte er sich als ein überaus tapferer und qualifizierter Soldat erwiesen. Ein Blick zum Himmel, der sich hinter einer grauen Wolkendecke verbarg, brachte ihn seiner Mutter näher. Sonderbarerweise fielen ihm in diesem Moment einige Geschichten ein, die er von ihr zu Kindertagen gehört hatte. Eine Erzählung war ihm stets in Erinnerung geblieben, die von den Engeln, die niemals weinen. Er war sich sicher, dass sie sich das Märchen für ihn ausgedacht hatte. Als ob seine Mutter ihn und seine Sehnsüchte vernommen hätte, fing es an zu schneien. Dicke Schneeflocken fielen vom Himmel herab und deckten den gefrorenen Boden zu. Im Radio hatten die Meteorologen in den vergangenen Tagen über die Kälte an der Ostküste geklagt und hinreichend vor Glätte auf den Straßen gewarnt. Es war unangenehm frisch, was vor allem an dem böigen und eisigen Wind lag. Er sah über

seine Schulter hinweg und ungeachtet der Wetterlage setzte er sich auf eine der Promenadenbänke, die trotz der Jahreszeit noch nicht abgebaut worden waren. Der Schneefall hatte etwas Magisches an sich und die Ruhe empfand er wie einen himmlischen Segen. Die Flocken wurden immer dichter. Kurz, bevor der liegen gebliebene Schnee auf seiner Jacke den Kragen erreicht hatte, erhob er sich, schüttelte die weiße Pracht ab und nahm Schritt in Richtung des Jachthafens auf. Später hatte er vor, über die Cambridge Street in die Innenstadt zu gelangen und von der Union Station mit dem Zug die Heimreise anzutreten.

Dass er aufgrund des Mordes an seinem Vater gesucht, gefunden und verhaftet werden könnte, hielt er für ausgeschlossen. Er hatte keine Spuren hinterlassen. Die Gasexplosion, die durch einen kleinen Funken, die Betätigung eines Lichtschalters oder wegen einer anderen Handlung ausgelöst werden sollte, würde den Behörden die Ermittlungen erschweren.

Ihm war es ohnehin gleichgültig, ob er bei einer Mordermittlung für die Beamten als Täter in Betracht kam oder für sie zu den Hauptverdächtigen gehörte. Er war Soldat, er hatte seine Pflicht erfüllt und wie einst besaß er deshalb keine Ziele mehr. Seine Wohnung am Stadtrand von New Orleans war eine Bruchbude, die der seiner Eltern in jeglicher Hinsicht glich. Ihn störte es nicht. Selten war er in den vergangenen Jahren länger als zwei Wochen zu Hause gewesen. In seinem Rücken, weit hinter ihm, durchbrach eine Detonation die nächtliche Stille. Im gleichen Augenblick vernahm er aus der Umgebung vor ihm leise Musik, die schlagartig etwas lauter wurde und genauso abrupt geendet hatte. Zwischen kahlen Bäumen sah er eine

hell erleuchtete Hausfassade, im Erdgeschoss ein Lokal, in dem eine Band ihr Bestes gegeben hatte. Die melodischen Klänge wurden durch unverständliches Stimmengewirr ersetzt. Offenbar hatten die Lautstärke und die Wucht der Explosion eine Veranstaltung unterbrochen und die Gäste ins Freie gelockt. Er drehte sich in die Richtung, aus der die heftige Detonation bis zu seinen Ohren gedrungen war. Am Nachthimmel, dort, wo der Stadtteil Back Bay West lag, sah er Rauchschwaden aufsteigen. Ebenso konnten es Wolken oder eine Einbildung sein. Unabhängig davon, was er zu sehen glaubte, im selben Moment erfüllte ihn eine Leere, wie er sie nie zuvor empfunden hatte. Er war kein Soldat mehr, seiner Mutter gegenüber hatte er Gerechtigkeit verübt, was und wer wartete noch auf ihn und wo? Nichts und niemand, nirgendwo! Er sah zu den Booten, die in dem Hafen vor Anker lagen. Kleine und größere Jachten wogten auf dem Wasser sanft auf und ab und die meisten wurden durch Planen vor dem Wind und dem eisigen Wetter geschützt. Der Winter hatte noch gar nicht begonnen, trotzdem erinnerte nichts daran, dass der Herbst erst in zwei Wochen von der kältesten Zeit des Jahres abgelöst werden sollte. Erneut nahm er Platz auf einer Bank, setzte sich in den Schnee, der sie bedeckte, und bewunderte ein Boot, das der Community Boating gehörte und winterfest gemacht worden war. Es lag direkt am Kai neben dem Hauptgebäude der gemeinnützigen Organisation, bei der Leonard Nimoy in jungen Jahren das Segeln erlernt hatte.

Bei der Community Boating in Boston handelte es sich um das älteste Segelprogramm in den Staaten, das seit 1946 ohne Unterbrechung betrieben wurde. Es galt für Jedermann als erschwinglich und war für alle Personen zugänglich. Die

Mitgliedsgebühr oder Beiträge basierten auf dem Einkommen eines Interessenten. Ihm war es egal, nicht einmal bekannt, dass Leonard Nimoy in der Rolle des Mister Spock an Bord des Raumschiffes Enterprise weltberühmt geworden war. Dafür faszinierte ihn das Boot vor seinen Augen. Wie es sich im Wind bewegte, wie es sich hob und senkte, es vermittelte ihm den Eindruck, als ob es auf ihn warten und ihn zu seiner Mutter bringen würde. Der Gedanke gefiel ihm, da er die Leere und die daraus entstandene Kälte in seinem Körper vertrieben hatte. Von einem Moment zum nächsten wurde es auf eine unerklärliche Weise surreal.

Ein Ast war gebrochen, Schneeknirschen wurde hörbar und bevor er sich den Geräuschen zuwenden konnte, blickte er in ein Gesicht, das dem seiner Mutter ähnlichsah. Plötzlich stand sie vor ihm. Er hatte sie nicht kommen sehen, zu tief war er in seinen Gedanken versunken gewesen. Sie sah wie ein Engel aus, aber seine Vorstellung von einem weiblichen Himmelsboten erhielt durch die Tränen auf ihren Wangen einen Dämpfer. Nie hätte er gedacht, dass ein himmlisches Wesen zu weinen fähig war. Vielleicht hoben sie sich die Klageflüssigkeit nur auf, um die Trauer und das Leid auf der Erde loszuwerden. Den Gedanken verwarf er sofort, natürlich weinten Engel auch im Himmel, wie hätte es sonst regnen können. Er sah nach oben, aber die Eingangspforte in das Paradies versteckte sich wie zuvor hinter den Wolken, die durch die Lichter der Stadt in eine seltsame orangene Farbe getaucht wurden. Oder gab ihm seine Mutter ein Zeichen? Hatte der Engel eine Botschaft an ihn? Eines sprach dafür: Dicke Schneeflocken fielen herab und deckten den Erdboden zu, wie eine Mutter ihr Kind,

wenn sie es ins Bett gebracht hatte. Er sah wieder die weibliche Gestalt an und dann in die Richtung, aus der sie gekommen war. Durch den Wind wurde die Musik über die Straße zu ihnen geweht, es waren Klänge, die eine Hochzeit vermuten ließen. Der weinende Engel hatte tatsächlich ein wunderschönes Brautkleid an, allerdings passten die Tränen nicht zu einem glücklichen Tag.

Er stand auf, reichte der am ganzen Körper zitternden Frau seine Jacke und sie setzte sich auf die Stelle, von der er sich eben erhoben hatte. Er nahm neben der Braut Platz und besaß die Geduld, sich ihr Leid anzuhören. Die Sätze des Engels hätten ebenso von seiner Mutter stammen können. Er hörte die Stimme der Engelsgestalt, vernahm ihren Kummer und er verstand, warum sie die Hochzeit verlassen hatte und davongelaufen war. Sie beichtete, dass der Mann, dem sie das Ja-Wort wenige Stunden zuvor gegeben hatte, plötzlich zu einem herrischen Sadisten geworden war. Während der Feierlichkeiten hatte er sie in den Keller des Lokals gezerrt, um sie sich zu nehmen. Wegen der Uhrzeit und des Ortes hatte sie sich geweigert, sich ihm hinzugeben, woraufhin er sie geschlagen und vergewaltigt hatte. Jetzt saß sie neben ihm und gestand sich ein, den größten Fehler ihres Lebens begangen zu haben. Ihr Glaube und die Familienehre hatten es ihr verboten, sich den Eltern und Hochzeitsgästen zu offenbaren. Die Quittung dafür waren die roten Flecken auf ihren Wangen, ihrer Schulter und die bläulichen zwischen ihren Oberschenkeln. Tröstend legte er einen Arm um sie und drückte sie an sich. Erneut fing sie heftig an zu weinen und er presste ihr Gesicht in seine Schulterpartie. Seine andere Hand hatte er auf ihren Hinterkopf gelegt und der ausgeübte Druck wurde stärker. Immer fester drückte er

ihre Mund- und Nasenpartie an seinen Oberkörper. Sie begann, sich zu wehren, versuchte, der Umklammerung zu entkommen, aber gegen seine Kräfte war sie machtlos. Ihre Bewegungen ebbten ab, wurden zu einem mehrmaligen Zucken und fanden ein abruptes Ende. Als sie sich nicht mehr bewegt hatte, sah er zum Himmel. Jetzt war nicht allein seine Pflicht erfüllt, sondern zu mit einer guten Tat vollbracht worden. Er hatte dem Engel im Brautkleid ein ähnliches oder ein schlimmeres Schicksal wie das seiner Mutter erspart.

Bestimmt war seine einzige intime Beziehung stolz und rief ihn mit den Schneeflocken zu sich. Mit dem Boot, das er bewundernd betrachtet hatte, war er in Begleitung der Himmelsbotin bereit, dem Firmament entgegensegeln. In dem Himmelsboot sitzend, sah er in den Lauf einer Pistole. Es war kein Geräusch zu hören, als die Kugel abgefeuert wurde. Danach musterte er das Einschussloch an der Stelle, wo das Herz bei Liebeskummer jedem Enttäuschten gewaltige Schmerzen zugefügt hatte. Er sah mit schwindenden Gedanken erneut zu dem Mann, der die Waffe in der Hand hielt. Eine weitere Kugel traf ihn in die Stirn, es wurde dunkel und er segelte in Begleitung des Engels zu seiner Mutter in den Himmel.

Sein Name war Darryl, aber sein Vater hatte ihn stets mit Devil zu sich gerufen.

1. Kapitel

Montag

Es klopfte an der Bürotür des Detektivs und ohne eine Erlaubnis abzuwarten, trat Joshua Jason Calbott in den Raum. Den Job von ihm hatte Forrest kurzfristig ausgeübt und er hatte nicht vot, ihn, um den Posten des Dezernatsleiters zu beneiden. Sein dunkles, veraltetes, zum Innenhof des Departments gelegenes Büro war ihm ans Herz gewachsen, obwohl es keinen Tag gab, an dem er die vier Wände nicht verflucht hatte. Mit grimmiger Miene sah der er den Eindringling an, der nun sein Vorgesetzter war. Mit einigen Sätzen wurde er von ihm in Belanglosigkeiten geführt und schließlich gebeten, ihn zu begleiten. Der Detektiv nickte, griff nach seinem Hut und bereute eine Minute später, dass er mit Joshua mitgegangen war. »Was habe ich damit zu schaffen?«, fragte Forrest, nachdem er darüber aufgeklärt worden war, wie es um das Personal im Department stand. Ein Fünftel der höherrangigen Beamten befand sich im Krankenstand, auf Lehrgängen oder war trotz der dünnen Personaldecke gezwungen worden, die aufgelaufenen Überstunden abzufeiern. Er war nicht allein wegen dieser Umstände heilfroh, dass Joshua Jason Calbott in seine Fußstapfen als Morddezernatsleiter getreten war. Manchmal waren die Anordnungen der Leute von ganz oben nicht nachzuvollziehen, trotzdem wurden sie ausgeführt, um nicht selbst negativen Konsequenzen ausgesetzt zu werden. Die Welt war eben ungerecht und die Kompetenz der Mächtigen unantastbar. In eine ähnliche Situation war er von seinem Boss gebracht worden.

Sie hatten in einer höher gelegenen Etage ein Zimmer erreicht, welches am Ende des langen Korridors lag. Es war ein steriler und unpersönlicher Raum, in dem drei Personen saßen. Bei ihnen handelte es sich um das Ehepaar Wyler und deren frisch gebackenen Schwiegersohn, Freddy. Forrest sah, dass Bridget Wyler geweint hatte und darum bemüht war, die Fassung zu bewahren. Er nahm neben seinem Vorgesetzten der nervlich angeschlagenen Familie gegenüber Platz, nachdem der Morddezernatsleiter ihn den besorgten Leuten vorgestellt hatte. Der Abteilungsleiter bat den Ehemann, die Geschichte zu wiederholen, die ihm bereits zuvor geschildert worden war. Von Dustin Wyler ließ sich Forrest den Ablauf der vergangenen Tage und der Hochzeit erzählen und erfuhr somit, wie anstrengend die Vorbereitungen für derartige Veranstaltungen waren. Es war ein Grund, sich darüber zu freuen, dass seine leiblichen Töchter an den Wohnorten ihrer Männer geheiratet hatten. Die lagen weit weg, dermaßen fern, dass es unmöglich war, in irgendeiner Weise bei der Umsetzung der Hochzeitspläne zu helfen.

Er überdachte das Gehörte und vernahm dazu die anschließenden Erläuterungen seines Vorgesetzten. Die nähere Umgebung des Lokals war gründlich ohne Ergebnis abgesucht worden. Die Suche nach der Braut lief auf Hochtouren und die Medien waren in die Suchaktion eingebunden. Der Detektiv warf einen kurzen Blick auf seine Armbanduhr und sah den Morddezernatsleiter mit erstaunter Miene an. Zwei Ursachen hatten ihn stutzig werden lassen: Zum einen war Marilyn keine vierundzwanzig Stunden verschwunden. Anderseits war

ihre Leiche nicht gefunden worden und somit hatte seine Abteilung mit dem Fall nichts zu tun.

Joshua erkannte die Gedanken des Detektivs und sagte: »Klar, die Mordkommission ist nicht zuständig. Wir haben keinen Leichnam, aber ich halte die Umstände für ausgesprochen merkwürdig und ungewöhnlich. Da wir die einzige Abteilung sind, die im Moment freie Kapazitäten hat, dachte ich, wir können zumindest vorübergehend aushelfen«, rechtfertigte er sein Vorgehen, obwohl es nicht nötig gewesen wäre.

Forrest lächelte grimmig. Der Detektiv vollführte eine Geste, die besagte, dass er verstand, aber sein Gesicht, wies deutlich weniger Verständnis für die Verfahrensweise seines Vorgesetzten auf. Er hatte genug Arbeit und Joshua Jason Calbott war dieser Umstand bekannt. »Dann handelt es sich bei meiner Person um die freie Kapazität, oder wie?«

»Wir haben sonst niemanden«, versicherte der Abteilungsleiter.

Forrest wandte sich von ihm ab und den drei Mithörenden zu. Er verschränkte die Arme auf dem Tisch und sah nacheinander den Vater, die Mutter und den Ehemann der verschwundenen Marilyn an. Wie er es befürchtet hatte, begann Bridget wieder zu weinen. Verlegen fasste er in die Tasche seiner Anzugjacke und reichte der Frau ein Papiertaschentuch. Tröstend ergriff er das Wort: »Ich verstehe, dass Sie sich Sorgen, Missis Wyler. Sie brauchen Ihren Kummer nicht zu verbergen, aber im Moment wäre Zuversicht wichtiger. Bewahren Sie sich jede erdenkliche Hoffnung. Ich weiß, es ist schwer und leicht gesagt. Allerdings wird Ihre Tochter keine acht Stunden vermisst

und wir haben weder sie noch eine Spur von ihr gefunden, das ist durchaus ein gutes Zeichen.«

Dustin Wyler legte den linken Arm um die Schulter seiner Frau und fragte: »Wie darf ich Ihre Aussage verstehen, Detektiv?«

Forrest sah im Sitzen aus dem Fenster, danach den Vater der verschwundenen Marilyn an. »Das Wetter ist gegen uns, es schneit. Unabhängig davon, wenn Ihrer Tochter in der Umgebung des Lokals etwas zugestoßen wäre, dann hätten die Suchmannschaften irgendetwas gefunden«, antwortete er im Wissen, dass seine Aussage nicht der Wahrheit entsprach. Dafür wurde die Wirkung erzielt, auf die er gehofft hatte.

Die Mutter hatte sich schlagartig etwas beruhigt und ihn angesehen. »Glauben Sie?«, prallte die Hoffnung in ihrer Stimme von den Wänden des Zimmers zum Tisch zurück.

»Detektiv Waterspoon ist ein erfahrener Mann, wenn er etwas sagt, hat es Hand und Fuß«, kam der Morddezernatsleiter dem Ermittler mit einer Antwort zuvor.

Forrest hätte wegen der vorher ausgesprochenen Worte ohnehin eine weitere positive Äußerung vermieden. Er warf seinem Vorgesetzten einen undankbaren Blick zu und wandte sich an den frisch vermählten Freddy. »Wann genau haben Sie bemerkt, dass Ihre Frau nicht mehr im Lokal anwesend ist?«

Der Ehemann zuckte mit den Schultern. »Gegen Mitternacht«, antwortete er nachdenklich. »Eher später.«

»Wie ist es vor sich gegangen und was haben Sie unternommen?«, erkundigte sich der Ermittler.

»Ich habe sie gesucht, was sonst?«

Mit einem Brummen nahm Forrest die Aussage zur Kenntnis. Er kannte Freddy nicht, hatte ihn vorher nie gesehen, aber der Mann, der um die dreißig Jahre alt war, hinterließ bei ihm einen fragwürdigen Eindruck. Zwar konnte er ihn nicht einschätzen, wusste nichts über seine Gewohnheiten und Vorlieben, doch für jemanden, der erst vor knapp vierundzwanzig Stunden geheiratet hatte, war er zu sorglos. Für ihn gab sich der Bräutigam zu entspannt, fast so, als ob ihm der Verbleib seiner Frau gleichgültig wäre. Deswegen hatte er sich über den Ton der letzten Antwort gewundert, er war barsch und das widersprach der körperlichen Haltung, die seltsam steif war. Wie Freddy saß, wie er sich bewegt hatte, dass alles besaß für Forrest etwas Unnatürliches. Es konnte die Nervosität, die der Mann in sich trug und zu verstecken versuchte, nicht verbergen. Es war möglich, dass die Unruhe des Ehemannes durch das Verschwinden seiner Frau ausgelöst worden war, doch das bezweifelte der Detektiv. Zu oft hatte er Kerle wie Freddy gesehen und kennengelernt. Forrest war es nicht verborgen geblieben, dass alle Augen auf ihn gerichtet waren. »Sie haben sie gesucht und nicht gefunden«, stellte er mit einem Ton fest, der seine Skepsis nicht zu verbergen vermochte. »Was geschah dann?«

»Ich habe die Anderen, die anwesend waren, informiert und wir haben alle mit der Suche nach Marilyn begonnen. Das hat bestimmt eine Stunde gedauert, danach hat mein Schwiegervater die Polizei verständigt.«

»Verstehe! Ist Ihnen oder jemandem, der an der Suche teilgenommen hat, etwas Ungewöhnliches aufgefallen?«

Freddy schüttelte den Kopf. »Nicht, dass ich wüsste. Außerdem wurde jeder von der Polizei dazu befragt.«

»Okay, das war es für heute. Ich denke, wir haben erfahren, was von Bedeutung sein könnte. Wir werden unser Bestes geben, um Marilyn zu finden«, beendete der Detektiv das Gespräch, nachdem ihm von seinem Vorgesetzten bestätigt worden war, dass alle erforderlichen Informationen über die verschwundene Frau vorlagen.

Auf dem Weg zurück in sein Büro wurde Forrest von Joshua Jason Calbott begleitet und erntete, kaum dass die Familie Wyler ihrem Blick entschwunden war, einen Vorwurf. »Was hatte das eben für einen Sinn? Sie haben den Ehemann wie einen Verbrecher angesprochen, so als ob er am Verschwinden seiner Frau schuld wäre! Sind Sie noch bei Trost?«

Vor der Bürotür blieb Forrest stehen und öffnete sie bewusst nicht. Keinesfalls wollte er seinen Vorgesetzten länger um sich haben als nötig. Er hatte nichts gegen ihn, aber er mochte es nicht, überflüssige Diskussionen mit ihm zu führen. »Der Ehemann verschweigt uns etwas. Er weiß definitiv mehr, als er uns gesagt hat«, war er sich sicher.

»Ist das Ihr siebter Sinn oder Ihr Bauchgefühl?«, gab sich Joshua nach wie vor ungehalten.

»Beides, und dazu kommt meine Erfahrung mit solchen Kerlen. Ich denke, er hatte schon öfter mit der Polizei zu tun, und er hat befürchtet, dass ich ihn vollständig durschauen könnte.«

Der Morddezernatsleiter winkte ab. »Sie glauben nicht im Ernst daran, dass der Bräutigam die Braut verschwinden hat lassen?«

Forrest wog den Kopf hin und her. »Das ist eine Vermutung, die ich vorerst nicht ausschließen kann.«

Joshua Jason Calbott ließ den Detektiv stehen, legte einige Meter zurück und im ausreichenden Abstand drehte er sich ihm zu. »Sie übernehmen die Leitung des Falles, bis Mike sich aus dem Krankenstand zurückmeldet. Ich denke, er wird übermorgen wieder im Einsatz sein«, übertrug er Forrest vorübergehend die Verantwortung und verschwand mit einer herablassenden Handbewegung. Waterspoon betrat sein Büro und wurde einige Minuten später erneut gestört. Diesmal wurden ihm die vorhandenen Akten gebracht, die über Marilyn, ihren Mann und ihre Eltern in den wenigen Stunden vorher angelegt worden waren. Mit Absicht wurde das Gespräch mit Freddy von ihm abgebrochen. Gerne hätte er ihn nach dem Verbleib des Zierknopfes gefragt, der am Kragen seines Hochzeitsanzugs gefehlt hatte. Dafür konnte es tausend harmlose Gründe geben. Zudem waren die Umstände nicht geeignet, um einen Zwist zwischen den Eltern und ihrem Schwiegersohn herbeizuführen.

Dazu besaß er zu wenig Hintergrundinformationen von den Ereignissen vor, während und nach der Hochzeit. Ebenso über die Familie und den Ehemann. Dieses Manko galt es, schleunigst zu beheben. Es ließ sich nicht vermeiden, die Hochzeitsgäste zu befragen, auch die Nachbarn der Wylers. Was war in den Tagen vor der Trauung geschehen, welchen Ruf hatten sie und wie sah ihr Umfeld aus? Dem Detektiv wurde bei den Recherchen wieder einmal vor Augen geführt, wie falsch Vorurteile waren. Freddy, dessen Art und Verhalten waren ihm unsympathisch, zumal von dem Bräutigam eine Sorge vorgegeben wurde, die nur seine Lippen, aber nicht sein Herz betroffen hatte.

War das ein ausreichender Grund, um ihn zu verdächtigen? Mit Widerwillen fing er an, Nachforschungen anzustellen, und nahm dazu den PC zu Hilfe.

Er kam ins Staunen, dass er Dustin Wyler im Computer der Polizeibehörde wiedergetroffen hatte, aber Freddy dieser Sitzung ferngeblieben war. Die Computerkenntnisse des Detektivs waren besser geworden, dennoch eingeschränkt. Es lag nicht an seinen PC-Kenntnissen, dass er null Einträge über den Ehemann von Marilyn gefunden hatte, sondern daran, dass es keine zu finden gab. Es war für Forrest erstaunlich, dass der frisch Vermählte nicht einen dunklen Fleck auf seiner weißen Weste hatte. Nicht einmal in seiner Jugend war eine Ordnungswidrigkeit von ihm begangen worden. Entgegen seiner Erwartung hatte dafür der Schwiegervater einiges auf dem Kerbholz. Zwar waren es überwiegend Bagatellen, trotzdem fiel Forrest eines auf: Der Vater der Verschwundenen war anständig geworden, nachdem er geheiratet hatte. Wie hätte sich Dustins Lebensweg gestaltet, wenn Bridget ihm nicht über den Weg gelaufen wäre.

War es möglich, dass er Freddy aus einer falschen Perspektive begutachtet und der Bräutigam mehr Sorgen um seine Frau hatte, als es von ihm wahrgenommen war? Der Detektiv erhob sich, begab sich ans Fenster und sah nachdenklich dem Schneetreiben zu. Die gewonnenen Erkenntnisse besaßen keinen Einfluss auf die Sachlage. Freddy war innerlich ungemein nervös gewesen, hatte versucht, es mit einer aggressiveren Wesenseinstellung zu überspielen. Das musste einen Grund haben, aber welcher konnte es sein? Forrest verließ trotz des Schneefalls das Präsidium und begab sich an den Ort, an dem Marilyn

verschwunden war. Er kannte sich rund um das Charles River Basin gut aus.

Obwohl er sich durch seine Anwesenheit keine neuen Erkenntnisse versprach, hatte er vor, einen Blick auf die Gegend zu werfen.

Zwei Stunden später, seit geraumer Zeit vor dem Hauptgebäude des Segelboothafens stehend, rief er einen sinnlos herumstehenden Polizeifotografen zu sich. Taucher waren im Einsatz und auf der Suche nach Marilyn, deswegen war der Mann zugegen. Er bat ihn, vom Hafen und der näheren Umgebung Bilder anzufertigen und sie ihm zukommen zu lassen. Es war eine Anweisung, die Forrest instinktiv veranlasst hatte. Dass er dafür im neuen Jahr einen Lohn ernten würde, war in diesem Moment nicht absehbar. Er verließ den Segelboothafen und trat den Weg zurück ins Department an. Von dem kurzfristigen Abstecher in eine andere Abteilung hatte er jetzt schon genug. Er war Ermittler in Mordfällen und seine Aufgabe war klar definiert, sie lautete, finde den Mörder. Es gab ein Opfer und einen Täter, den es zu überführen galt. Im Augenblick hatte er nichts, weder eine Leiche noch einen verdächtigen Gewaltverbrecher. Die Ungewissheit über Marilyns Verbleib begann ihn zu quälen. Forrest war ebenfalls Vater und nicht gewillt, sich in die Gefühlswelt der Eltern zu versetzen. Es verstand sich von selbst, dass sie im Moment die seelische Hölle durchzustehen hatten. Wieder sah er sich darin bestätigt, dass es egal war, in welcher Abteilung er den Dienst versah. Der Tod, das Grauen und das unsagbare Leid waren immer und überall vorhanden. In seinem Revier war er moralisch sogar leicht im Vorteil. Normalerweise wusste er, wo sich die Opfer befanden. Er war nicht fähig zu

beurteilen, ob er die Unwissenheit, wie sie ihn im Moment belastete, auf Dauer ertragen würde, und freute sich schon jetzt auf die Rückkehr ins Morddezernat. Bis dahin wollte er sein Bestes geben und auf jeden Fall erneut mit Freddy sprechen, allerdings unter vier Augen. Die Nervosität des unbescholtenen Bräutigams war Forrest nicht aus dem Kopf gegangen. Vielleicht hatte Marilyn nach einem Streit mit ihrem Mann während der Hochzeitsfeier das Fest verlassen oder ein anderer Vorfall hatte sie in die Flucht getrieben. Genau das waren die Punkte, die der Detektiv als äußerst deprimierend empfand. Es waren Fragen, auf die er keine Antworten parat hatte, und damit das Gefühl nicht los wurde, ein Ratespiel ähnlich einer Quizshow zu betreiben. Bei einem Ermordeten gab es nichts zu enträtseln, eine Leiche war tot und das Opfer entweder eines natürlichen oder eines gewaltsamen Todes gestorben. Wenn Letzteres vorlag, dann kam er ins Spiel und war bereit, den Täter zu finden. So einfach klang es im Morddezernat und deswegen hatte er vorgehabt, sein Büro bis zur Rente mit keinem anderen Arbeitsplatz zu tauschen. Die aktuelle Situation gab ihm das Gefühl, zu alt und trotz seiner Erfahrung nicht kompetent genug zu sein. Eine Leiche verschwand nicht spurlos, sie lief nicht davon, um sich zu schützen oder zu verstecken. War Marilyn davongerannt, fragte er sich.

Das Leben hatte sich wieder einmal mit dem Mantel des Schicksals und des Zufalls angezogen. Dem Detektiv erging es nicht anders als so vielen Menschen auf dieser Erde. Zur falschen Zeit, den verkehrten Ort zu erreichen, war Pech. Allerdings hatte die Begegnung einen wesentlichen Unterschied zu Aufeinandertreffen, die jeden Augenblick eskalieren könnten. Es gab keine Verletzten oder Toten, nur

den Vorfall, einen scheinbar harmlosen Ehestreit. Auf dem Weg ins Präsidium wurde Forrest in ein derartiges Ereignis verwickelt.

Ω

Unterdessen war die Adoptivtochter des Detektivs in ihrem Element. Der Grund dafür war, dass sie sich nach der Unterstützung ihres Verlobten endlich wieder in ihrem Gewässer wiederfand, was ihr berufliches Standbein betraf. Molly hatte Wochen und Monate ihrem Freund Adam geholfen, den von ihm geerbten Radio- und Fernsehsender umzustrukturieren. Ihre eigentliche Hauptaufgabe, damit ihr ursprünglicher Job geriet dabei ins Hintertreffen.

Bei der Ausstrahlung von Wiederholungen ihrer über die Stadtgrenze hinaus bekannten Tagesgeschichten war es deutlich an den Einschaltquoten abzulesen. Mit neuen Storys hatte sie nun vor, die Zuschauer zurückzugewinnen, um der von ihr erfundenen Sendung die alte Popularität zu verleihen. Molly wollte die Geschichten in einem modernen Gewand präsentieren und ihr Konzept beruhte darauf, in Zukunft kritischer mit den gegebenen Missständen in der Stadt umgehen. Ihr bisheriges Schema hatte sie aufgegeben und mit einem zeitgemäßen Motto versehen: Nach wie vor brav, aber nicht mehr bieder. Kontroverser zu sein, energischer zu hinterfragen, waren ihre Ziele. Bis in den Dezember des letzten Jahres war die Tagesgeschichte vor allem aus einem Grund beliebt. Molly hatte nicht ständig über Probleme und tragische Ereignisse berichtet, sondern den Zusehern auch die schönen Seiten und Wunder des Lebens ins Wohnzimmer gebracht. Die Grundidee wollte sie keinesfalls ändern, damit hätte sie ihre Fans maßlos

enttäuscht. Stattdessen hatte sie sich vorgenommen, an den künftigen Beiträgen und ihrer Person zu feilen. Der erste Schritt war durchgeführt worden und nach einer heißen Diskussion mit ihrem Verlobten wurde ihr eine längere Sendezeit genehmigt. Die einhundertzwanzig Sekunden waren für Laien unbedeutend, aber die zusätzliche Zeit eröffneten der Journalistin ungeahnte Möglichkeiten. Es war eben ein großer Unterschied, ob ein Beitrag sieben, oder, ob ihm neun Minuten zur Verfügung standen. Seit einer Woche war sie mit ihrer neuen alten Tätigkeit beschäftigt und glücklich darüber. Adam bei der Umstrukturierung des erfolgreichen, aber mit keinem erfreulichen Ruf ausgestatteten Senders zu unterstützen, war für sie von vornherein selbstverständlich gewesen. Es nahm mehr Zeit in Anspruch, als sie und ihr Verlobter es im Vorfeld vermutet hatten. Geplant für den Wandel waren höchstens acht, maximal zehn Wochen, benötigt wurden elf Monate. Molly hatte es sich zu Beginn an der Seite ihres Freundes anders vorgestellt. Ihm zu helfen war klar, aber zugleich hatten es ihre Pläne vorgesehen, an der eigenen Sendung weiterarbeiten zu können. Bereits nach wenigen Tagen wurde die Umsetzung des Gedankens zeitlich unmöglich. Termine im ganzen Land, Gespräche und Verhandlungen, die sich über Stunden hinwegzogen und tausend andere Hürden verhinderten jede journalistische Tätigkeit ihrerseits. Erschwerend kam hinzu, dass Molly das Ruder bezüglich der Themen der Tagesgeschichten nicht aus der Hand zu geben gedachte.

Bevor Adam den Sender aus heiterem Himmel und dementsprechend fassungslos geerbt hatte, war sie eine Art Vorgesetzte von ihm. Sie bildeten ein Duo, indem Molly als

Reporterin die Führungsrolle innehatte. So hatten sie sich kennengelernt, so wurden sie Freunde und schließlich ein Liebespaar, das mittlerweile verlobt war. Zusammen hatten sie drei erfolgreiche Dokumentationen produziert und Preise gewonnen. Die Story des Tages, die in den Mittagsnachrichten gesendet wurde, besaß in Mollys Leben einen hohen Stellenwert. Sie war bis zu dem Nachlass stets mit Adam auf der Suche nach Themen gewesen. Sie hatten die Viertel der Stadt aufgesucht und wurden meistens fündig. Er war ihr mit der Kamera, wie ein Bodyguard gefolgt und nahm Situationen und Gespräche auf, die dem Fernsehzuschauer Tränen oder Lachfalten ins Gesicht gezaubert hatten. Mit der Erbschaft erfuhr diese Phase ihres Lebens ein Ende und keiner von beiden konnte sagen, wie es sich auf ihre Beziehung auswirken würde.

In den vergangenen sieben Tagen hatte Molly ihr Büro und ihre Unterlagen auf Vordermann gebracht. Um mit den Arbeiten an den Tagesgeschichten beginnen zu können, benötigte es nur noch einen Kameramann. Adam kam aus zeitlichen Gründen nicht in Betracht. Am Vormittag hatte sie mit zwei Kameraleuten des Senders ein Gespräch geführt, beide entsprachen nicht ihrer Vorstellung. Sie waren fähig, gaben sich freundlich und interessiert, aber Molly hatte bei ihnen das gewisse Feuer vermisst, das sie von ihrem Verlobten kannte und gewohnt war. Erst durch ihn hatte sie erkannt und verstanden, wie wichtig eine variable Kameraführung sein konnte. Oft und gern erinnerte sie sich an Interviews, die Adam aufgezeichnet hatte. Stets war sie erstaunt, wie er mit seiner Kamera umgegangen war. Die Bilder, die er mit zwei sitzenden oder stehenden Personen aufzunehmen vermochte, schienen oft mehr Leben zu

besitzen als ihre Gesprächspartner. Ihre Erinnerung an brisante Unterhaltungen wurde dadurch getrübt, dass die auf ihre Fragen antwortenden Leute nicht die Menschen waren, für die sie gehalten wurden. Molly nahm sich vor, an diesem Tag mit keinem Kameramann mehr zu sprechen. Die hinter ihr liegenden Gespräche hatten sie ermüdet. Stattdessen setzte sie sich an ihren Schreibtisch und atmete tief durch, nachdem sie einen Stift und Block auf die Arbeitsplatte gelegt hatte. Es war ein Akt, mit dem für sie ein neuer Lebensabschnitt eingeläutet wurde.

Sie hatte sich in ihrem Bürostuhl zurückgelehnt und über Themen für ihre kommenden Sendungen nachgedacht. Wurde ein Gedanke in ihrem Kopf präsenter, fing sie an, sich stichwortartige Notizen aufzuschreiben. Nach dem Mittagessen wollte sie durch die Stadt schlendern und wie früher nach Themen Ausschau halten. Es kam anders als geplant. Die Suche nach einer rührenden oder explosiven Story blieb ihr erspart, stattdessen wurde sie mit einer Geschichte konfrontiert, die das Telefon läuten ließ.

Molly hob den Hörer ab, bestätigte ihre Identität, indem sie angab, die Reporterin zu sein, die der Anrufer sprechen wollte, und hörte der Stimme am anderen Ende der Leitung aufmerksam zu. Es war ein Mann, den sie an der Strippe hatte. Er gab an, ihr brisantes Material zuspielen zu können, forderte dafür eine beträchtliche Summe, deren Höhe der Journalistin für einen Moment die Sprache geraubt hatte. »Erstens kann ich das nicht entscheiden, zweitens muss ich bei diesem Betrag wissen, wer Sie sind und um welche Dokumente es sich handelt«, antwortete sie, nachdem der erwähnte Geldbetrag zumindest gedanklich von ihr verdaut worden war.

Der Anrufer schwieg einen Augenblick. »Solange ich keine verbindliche Zusage habe, werde ich Ihnen Hinweise zu den Papieren und meinen Namen nicht geben.«

Molly schüttelte ungläubig den Kopf. »Wie stellen Sie sich das vor? Sie rufen hier an und erwarten, dass ich sofort Feuer und Flamme bin? Die Kompetenzen meinerseits reichen zu einem nicht so weit, zum anderen brauche ich mehr, als nur Ihre Worte. Wie würden Sie bei einem solchen Anruf verfahren?«

Die Stimme antwortete prompt. »Begeben Sie sich bitte in den Empfangsbereich des Senders und warten Sie dort. Ich rufe wieder an!«

Molly hörte ein Knacken in der Leitung und sah verstört den Hörer an. War das ein Streich eines Witzbolds, fragte sie sich. Einen ähnlichen Anruf hatte sie noch nie in ihrem Leben erhalten. Es hatte ein paar Telefonate gegeben, die verstörend waren, nicht jedoch in dieser Form. Sie legte den Hörer auf und überdachte das eben Gehörte.

Die Stimme war ihr fremd und sie wurde von unsicheren Schwingungen begleitet. Sie hatte eine undefinierbare Zurückhaltung vernommen, vielleicht sogar Angst, auf jeden Fall eine Art von Panik und Hektik. Hätte sie die Tonlage und Redensart beschreiben sollen, wäre sie zu einem Schluss gekommen: Der Mann war eingeschüchtert und befand sich in einer Lage, über die er die Kontrolle verloren hatte. Molly sah auf die Uhr an ihrem Handgelenk, die ihr von Adam geschenkt worden war. Die Gespräche mit den Kameramännern und die Gedanken zu den Tagesgeschichten hatten sie die Zeit vergessen und somit den Mittagstisch versäumen lassen. Sie blickte aus dem Fenster und lächelte. Der Schneefall gefiel ihr. Ohne Hast

zog sie sich ihren Mantel an und begab sich in das Erdgeschoss des Senders.

In der Empfangshalle war die Handschrift von Adam und Molly deutlich zu sehen. Aus einer Bahnhofshalle der Zweiten war eine VIP-Lounge für Reisende der ersten Klasse geworden. Für das Paar war es ungemein wichtig, dass jeder, der den Sender betrat, sich umgehend Willkommen sah. Das betraf die Kunden und die Angestellten. Nach den Jahren der Sklaverei unter dem Vorbesitzer, Richard Steve Bakster, sollte in ihren Augen das Personal für die Hetzjagden und die Willkür entschädigt und neu motiviert werden. Eine Kantine war entstanden, dazu ein Fitnessraum und eine Saunaanlage. Die wesentlichste Veränderung, die Molly und Adam vollzogen hatten, war die Namensänderung des Senders. News Channel existierte nicht mehr, das Unternehmen hieß neuerdings AM-News. Wofür, oder besser gesagt, für wen, die zwei Buchstaben standen, wusste innerhalb und außerhalb des Gebäudes bald jeder. Molly war stolz auf das Geleistete, blieb jedoch bescheiden wie eh und je. Das bezog sich ebenso auf ihre Beziehung zu Adam. Privates und Berufliches hatte sie strikt getrennt und war so geblieben, wie ihre Kollegen sie von Anfang an geschätzt hatten. Es ließ sich nicht vermeiden, dass Molly für den einen oder anderen Mitarbeiter ein Sprachrohr gegenüber Adam wurde. Wenn sie es für notwendig hielt, dann stellte sie sich als Vermittlerin zur Verfügung. Besonders in den ersten Monaten, war ihr Verlobter mit der gewaltigen Aufgabe, den Sender zu leiten und umzustrukturieren, sichtbar überfordert. Es hatte zu Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und den Redakteuren sowie Intendanten geführt, aber inzwischen

lief das meiste reibungslos ab. Auch darauf war Molly stolz und somit zugleich auf ihren Lebensgefährten. In der Empfangshalle herrschte reger Betrieb. Leute eilten von links nach rechts, stiegen und verließen die Aufzüge und hier und dort fanden Gespräche unter vier oder mehreren Augen statt. Es waren viele fremde Gesichter in der Halle anwesend, aber keines, das Molly in irgendeiner Weise unangenehm aufgefallen wäre. Sie hatte sich langsam um ihre Achse gedreht, doch niemand gab ihr ein Zeichen, um ihr zu signalisieren, dass er der Anrufer war. Mit einem Gefühl, das zu einer Mixtur aus emporsteigender Verärgerung und Enttäuschung wurde, blieb sie mitten in der Empfangshalle stehen und ließ den Eingangsbereich nicht aus den Augen. Irgendwie kam sich Molly lächerlich vor und zugleich begann sie sich zu tadeln. Weshalb hatte sie so dumm reagiert und war auf den Anruf hereingefallen? Bestimmt hatte sie aus Spaß irgendein Kerl hinters Licht führen wollen und dem Scherzbold war es gelungen. Unmerklich schüttelte sie den Kopf und nahm Schritt in Richtung des Eingangs auf, als sie plötzlich von einer Person am Arm gezogen wurde. Es war ein Teenager von achtzehn oder neunzehn Jahren. »Sind Sie Miss Waterspoon?«

Molly nickte und nahm den Umschlag entgegen, den er ihr entgegenhielt. Bevor sie dem Jungen eine Frage stellen konnte, war er ins Freie gerannt. Sie lief ihm nach und wurde vor dem Gebäude enttäuscht. Der Jugendliche war in der Menschenmenge untergetaucht. In Mollys Rücken betraten und verließen Leute den Sender und sie konnte nicht ahnen, dass sich der ominöse Anrufer dazwischen befand. Er hatte Molly aus einer der Telefonzellen in der Eingangshalle angerufen. Kaum war die Journalistin im Erdgeschoss

aufgetaucht, hatte er seinem Sohn ein Zeichen gegeben und war somit unerkannt geblieben. Die Reporterin sah das Kuvert in ihren Händen an und fasste den Entschluss, die Straßenseite zu wechseln. Gegenüber der dreißig Etagen des AM-News-Gebäudes befand sich ein Lokal, das Molly früher häufiger aufgesucht hatte. Die Lokalität war eine Mischung aus einer Bar, einem Restaurant und einem Café. Sie und Adam waren fast so etwas wie Stammgäste gewesen und hatten dort regelmäßig die hinter und vor ihnen liegenden Arbeiten besprochen. Seitdem ihr Lebensgefährte den Sender geerbt hatte, waren weder sie noch er in dem Lokal zu Gast. Molly nahm an einem der Tische Platz, an dem sie einst öfter gesessen hatten, bestellte sich ein Wasser und einen Rohkostsalat und öffnete neugierig den Umschlag. Sie zog den Inhalt heraus, bei dem es sich um ein einziges Blatt gehandelt hatte. Mit einer gewissen Enttäuschung sah sie es sich an, wobei ihr nicht klar war, was sie erwartet hatte. Bereits dieser Gedanke ließ sie ihr Verhalten sowie ihre Erwartungshaltung überdenken. Warum war sie enttäuscht? An welche Dokumente hatte sie gedacht, etwa einen Skandal wie Watergate damals? Sie schüttelte den Kopf und hatte das Empfinden sich lächerlich gemacht zu haben. Schließlich versuchte sie, die Motive des Anrufers zu ergründen: Weshalb hatte er ausgerechnet sie kontaktiert und nicht einen ihrer kompetenten Kollegen? Sie gab die Suche nach einer Antwort auf. Eines stand definitiv fest, der unbekannte Gesprächspartner hatte mit ihr und mit sonst niemandem sprechen wollen. Wieso? Sie nahm das Blatt Papier in die Hand und musterte es. Es war ein sonderbares Schriftstück, eines, das den Absender nicht preisgab und eindeutig auf einem Computer mit Excel

erstellt worden war. Außerdem hatte sie nur eine Kopie zwischen ihren Fingern, auf deren beiden Seiten sich eine Tabelle mit mehreren Spalten befand. Jede Zeile gab einen Namen an, dem in den nachfolgenden Zellen verschiedene Zahlen hinzugefügt waren. Es war nicht ersichtlich, ob es sich um Geldbeträge oder um irgendwelche Mengen von irgendetwas handelte. Während sie den Salat zu sich nahm, sah sie immer wieder auf das Schriftstück. Das Blatt besaß etwas Anziehendes. Welches Geheimnis barg das Papier? Egal, was der Anrufer dazu bewogen hatte Molly, anzurufen und abgesehen von der Geldforderung, es war ihm vorübergehend gelungen, ihren journalistischen Trieb zu wecken.

Ω

Weit weg von Boston saß Roger Dovell auf einem Sofa und hielt einen Drink in der rechten Hand. Er hatte die Beine übereinandergeschlagen und ließ den Mann, der am Fenster stand, das vom Boden bis zur Decke reichte und sich über die gesamte Ost- und Südseite des Apartments zog, nicht aus den Augen. »Sind Sie sicher?«

Der Gefragte stand mit dem Rücken zu Roger und drehte sich nicht um, als er antwortete: »Absolut«, sagte er und blickte weiterhin aus dem Fenster, das ihm einen sagenhaften Blick über die Landschaft bot. Nach einigen Sekunden des Schweigens löste er sich von dem Bild, trat in den Raum und setzte sich in einen Sessel, der dem Gastgeber gegenüberstand. Zwischen ihnen auf dem Tisch standen geöffnete Flaschen, bestehend aus Wein, Whiskey und Mineralwasser sowie einem Behälter mit Eiswürfeln. Der

Gast von Roger füllte sein leeres Glas mit Bourbon und verdünnte ihn sträflicherweise mit Sodawasser.

Roger Dovell sah seinem Besucher zu und wartete, bis er sich dessen uneingeschränkter Aufmerksamkeit sicher war. »Wir müssen wissen, was vor sich geht, ob es tatsächlich unglückliche Umstände waren oder es sich um einen geplanten Verrat handelt«, sagte er schließlich in einem Ton, der den Respekt auszudrücken verstand, den er seinem Gegenüber entgegenbrachte.

»Das wird schwierig, die Zahl der Verdächtigen ist nicht so klein, wie Sie womöglich vermuten. Es kann jeder sein, auch jemand, der in einem Moment von Unachtsamkeit zufällig oder ungewollt an die Liste gekommen ist.«

Obwohl der Gast ein stämmiger Kerl war, trug er einen Spitznamen, der gar nicht zu ihm passen mochte. Roger Dovell fand den Namen lachhaft. Wenn er ihn aussprach, dann stets mit einem Gesicht, das noch nie in seinem Leben herzlich gelächelt zu haben schien. »Wie meinen Sie das, Venus?«

»Sie haben sich in den letzten Monaten mit Ihrem Konsortium oft getroffen. Die Personen dieses Kreises kamen wiederum mit den ausführenden Organen zu Gesprächen zusammen. Die Liste könnte also in ihrem Umfeld und ebenso in den untergeordneten Ebenen abhandengekommen sein. Die betroffene Person, die den Verlust gemeldet hat, war bei vielen dieser Veranstaltungen anwesend. Sie begeben sich zum Beispiel während einer der Sitzungen zum Pinkeln, legen die Akte auf das Waschbecken oder die Ablage vor ihrer Nase, waschen sich die Hände und vergessen sie. Schon ist es passiert.«

»Um wen handelt es sich?«

»Es wird Ihnen nicht gefallen, aber es dreht sich um Marvin. Den Verlust der Liste hat er gemeldet.«

»Du liebe Güte! Ist sie von ihm vergessen worden?«, fragte Roger.

Venus schüttelte den Kopf. »Nein, das wird vom Besitzer der Liste heftig dementiert. Ebenso bestreitet er, sie verloren zu haben, was im Übrigen die gleichen schwerwiegenden Nachteile zur Folge hätte. Er bleibt bei der Behauptung, dass sie ihm bei einem Einbruch in sein Haus gestohlen wurde, ob bewusst oder unbewusst, kann er nicht beurteilen.«

Roger goss sich Wein nach und sah für einen Moment schweigend durch Venus hindurch. Vor dem Kerl hatte er mitunter Angst, nur deswegen brachte er ihm einen Respekt entgegen, den er sonst niemandem gegenüber aufbringen würde. »Sie glauben ihm nicht?«

Der Mann, der sich Venus nannte und darauf bestand, so angesprochen zu werden, zuckte mit den breiten Schultern. »Es ist nicht wichtig, was ich für wahr halte. Seine Angaben wurden überprüft, es fand tatsächlich ein Einbruch in sein Haus statt, aber das beweist gar nichts. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass er die Liste verloren hat und sich durch die Vortäuschung eines Diebstahls aus der Klemme zu ziehen gedenkt. Es ist nicht unmöglich, dass sie ihm von einem Mitglied der oberen oder unteren Ebene gestohlen wurde. Dummerweise ist es zudem denkbar, dass er sie verschlampt hat und es aus Furcht vor Konsequenzen nicht zugibt.«

Der Gastgeber erhob sich, nahm sein Weinglas in die Hand und begab sich zum Fenster, genau an die Stelle, wo zuvor Venus gestanden hatte. Er blickte in das Tal, über dem sein Haus thronte, und das die Landschaft zu bewachen schien.

»Sie wissen, was passiert, wenn die Liste in falsche Hände gerät. Deutet irgendetwas darauf hin, dass Marvin ein dreckiges Spiel treibt?«, drehte er sich im Gegensatz zu seinem Besucher, der es vorhin am nötigen Anstand hatte fehlen lassen, dem Befragten zu.

»Nein, bis jetzt nicht«, antwortete Venus.

»Wann fand der Einbruch statt?«

»Genau steht es nicht fest, gemeldet wurde er am vergangenen Freitag.«

Roger holte tief Luft. »Marvin, du verdammter Idiot!«, beschimpfte er plötzlich den Mann, der für die aufgekommenen Probleme verantwortlich war. Er kehrte zu seinem Sitzplatz zurück. Diesmal nahm er nicht die legere Sitzhaltung ein, die er zuvor an den Tag gelegt hatte, sondern eine, die seine Entschlossenheit zeigen sollte. »Dass Marvin die Liste verloren hat, halte ich für ausgeschlossen. Wir kennen uns seit einer Ewigkeit, es gibt kaum jemanden, der dermaßen auf sein Hab und Gut achtet wie er. Was dazu führt, dass mich der Einbruch irritiert. Sein Haus verfügt über eine Alarmanlage, ich war schon öfter zu Gast dort. Es ist verdammt solide gesichert, was nur einen Schluss zulässt: Falls bei Marvin eingebrochen wurde, dann waren es keine Amateure. Dieser Gedanke klingt logisch, allerdings wäre es völlig unnormal, wenn Profis unter den erschwerten Bedingungen einen Bruch riskieren würden. Bei Marvin einzusteigen beinhaltet das Risiko geschnappt zu werden. Hat er sich dazu geäußert, was alles gestohlen wurde?«

»Der Safe wurde geknackt, in diesem befanden sich neben einer höheren Summe Bargeld einige Wertgegenstände und eben die Liste. Hinzu kommen zwei kostbare Gemälde, die unsinnigerweise entwendet wurden. Nur ein Verrückter

würde sie den Dieben abkaufen. Er hält sie zumindest in der westlichen Welt für unverkäuflich, da alle Kunstsammler, auch die schwarzen Schafe unter ihnen, wissen, wer der Eigentümer der Bilder ist«, erstattete Venus Bericht.

»Sie haben Recht. Marvin ist seit vielen Jahren ein Bekannter, aber das macht ihn nicht unantastbar.«

Venus nippte an seinem Whiskey, dann kippte er den Inhalt des Glases in einem Zug in seinen Mund. »Sie befürchten, dass er den Überfall inszeniert hat?«, fragte er, wobei sich nicht ein Gesichtsmuskel dem Genuss des Alkohols widersetzt hatte.

Roger schüttelte den Kopf. »Nein, auf keinen Fall. Wissen Sie, Marvin ist ein anständiger und keineswegs ein dummer Kerl, kaum ein Mensch, der so etwas zustande bringt. Sein Eifer lässt zu wünschen übrig, aber er hat mir einige wertvolle Dienste erwiesen. Deswegen vermag ich ihn gut einzuschätzen und denke, dass er verarscht wurde. Die gestohlenen Bilder lassen mich vermuten, dass der Raubzug ein Täuschungsmanöver ist und er letztlich ausschließlich der Liste gegolten hat. Jemand hat ihn reingelegt und Spuren hinterlassen, die und daran hindern sollen, an Marvin ein Exempel zu statuieren.«

»Dann kann es nur eine Person gewesen sein, die von der Existenz der Liste weiß. Der Kreis der Verdächtigen verkleinert sich damit erheblich«, stellte Venus fest.

Roger nickte bestätigend und in einer Art, die jedes weitere Wort überflüssig werden ließ. Der Gast wusste, was er umgehend zu veranlassen hatte. Er erhob und gab sich wie immer kalt und abweisend bevor er den Raum verließ. Sein Auftraggeber sah ihm nach und atmete tief durch, als hinter dem Besucher die Tür gedämpft ins Schloss gefallen war.

Ω

Forrest befand sich auf der Höhe der Stanford Street. Der Wind war dabei, ein Lied zu pfeifen, und trug mit einem Mal lautes Geschrei von der anderen Straßenseite zu ihm herüber. Der Schneefall hatte etwas nachgelassen, aber die Flocken, die vom Himmel fielen, hatten es scheinbar auf ihn abgesehen. Egal, wie er sich den Hals verrenkt hatte, sie schienen mit Absicht sein Gesicht als den einzigen möglichen Landeplatz ausgewählt zu haben. Er nahm den Hut ab, hielt ihn der Windrichtung entgegen und schützte so seine Augen.

Er sah einen Mann, der schrie und fluchte und gegen die Tür eines Wohnhauses schlug. Der Kerl brach die Aktion ab, begann sich von dem Gebäude zu entfernten und blieb am Rand des Bürgersteigs stehen. Er sah nach oben und rief mehrere Male den Namen einer Frau wie ein Schimpfwort aus. Als er sah, dass der Tobende mit einem Messer bewaffnet war, setzte er sich den Hut wieder auf und überquerte die Straße. Wegen des Verkehrs gestaltete sich der Seitenwechsel nicht einfach und inmitten der Fahrbahn zog der Detektiv seine Waffe hervor. Mit einem Schlag vernahm er Bremsgeräusche und kam deswegen schneller voran. Wenige Meter von dem Mann entfernt rief er ihm eine Warnung zu, mit der er ihn aufgefordert hatte, das Messer fallen zu lassen. Als es geschehen war, bat er den Kerl, zurückzutreten. Auch diese Anweisung wurde ohne einen Widerspruch befolgt. »Was ist hier los, warum tragen sie eine Waffe bei sich?«, hob Forrest fragend das Küchenmesser aus dem nassen Schnee auf. Dabei hielt er die Pistole weiterhin auf den Mann gerichtet.

Der Angesprochene hatte beim Anblick der Dienstwaffe unwillkürlich die Hände angehoben und kam einen Schritt näher. »Meine Alte ist durchgedreht«, sagte er. »Plötzlich rastet sie aus und schmeißt mich aus der Wohnung, keine Ahnung, warum.«

Forrest steckte seine Waffe ein und betrachtete das Messer. »Und dass hier?«, hielt er es wie ein geübter Messerwerfer, mit seinen Daumen und Zeigefinger waagrecht in der Luft.

»Ich war am Kochen, habe gerade Fleisch für ein Gulasch klein geschnitten, da fällt sie wie eine Furie über mich her. Keine Ahnung, welcher Teufel sie da geritten hat.«

Die gegebene Situation erschien Forrest inzwischen wie ein schlechter und geschmackloser Scherz. Binnen einer Minute hatte er sich zu einem kompletten Idioten degradiert. Ohne einen ersichtlichen er nahm wahr, dass die Frau des Mannes in der Tür des Wohngebäudes, stand, zu ihrem Gatten lief und anfing, sich mit Küssen und unverständlichen Worten bei ihm zu entschuldigen. Der Detektiv trat an das Ehepaar heran, wartete, bis die Furie von ihrem Ehemann abgelassen hatte, und musterte sie strafend. »Wurden Sie von Ihrem Mann bedroht?«, fragte er und versuchte, in ihren Augen eine Antwort zu erkennen.

Die Frau schüttelte abweisend den Kopf. »Nein, Officer, es war meine Schuld. Er hat mir nichts angetan.«

»Detektiv!«, beharrte Forrest auf seinen Dienstgrad.

»Bitte?« Die Frau war nicht imstande zu erkennen, worauf der Ermittler sie mit der Erwähnung seines Ranges hinweisen wollte.

Waterspoon zwang sich zu einem Lächeln und winkte ab. »Ist okay«, gab er sich mit der Anrede des Officers zufrieden. »Darf ich den Grund für den Streit erfahren?«, fragte er, um

nicht vollkommen unwissend zu bleiben. Die Frau sah ihn hilflos an und bei dem Detektiv begannen, die Alarmglocken zu läuten. Er hatte ihre Augen gesehen, ihr Verhalten registriert und ihre Körperhaltung nicht übersehen. Forrest war kein Spezialist, aber die Merkmale an der Dame erinnerten ihn an die Zeit bei der Drogenfahndung. Er hätte es nicht beschwören können, doch dass die weibliche Person zu viel von einer berauschenden Substanz eingenommen hatte, war eindeutig.

»Es gab keinen Streit. Sorry, dass wir für Unruhe gesorgt haben, Detektiv, kommt nicht mehr vor«, riss ihn der Mann aus den Gedanken und nahm seine Frau an die Hand.

Forrest nickte und sah dem Ehepaar nach, als es sich zurück in das Mehrfamilienhaus begab. »Kann ich trotzdem Ihre Namen erfahren?«, rief er spontan dem Paar hinterher.

Der Mann wandte sich ihm zu, behielt seine Frau an der Hand und stellte sich vor. »Joe und Rebekka Kramer«. Er bedankte sich, wofür auch immer, und schloss wenige Sekunden später die Haustür hinter sich zu.

Forrest kam die geschlossene Tür wie ein Vorhang vor, der nach einem miesen Theaterstück zugezogen worden war. Froh über einen Rang zu verfügen, der ihm den Dienst in einem Streifenwagen auf den Straßen von Boston erspart hatte, setzte er seinen Weg fort. Nachdem er im Präsidium angekommen war, holte ihn schlagartig der Fall der verschwundenen Marilyn ein. Der Gang vor seinem Büro war mit Menschen restlos überfüllt. Es waren Personen, die bei der Hochzeitsfeier zugegen waren. Alle mussten vernommen werden. Obwohl Forrest bei der Befragung der Hochzeitsgäste unterstützt wurde, kam er spät nach Hause.

In dieser Nacht träumte er nicht von der vermissten Braut, sondern merkwürdigerweise von dem Ehepaar Kramer. Dennoch hätte er den Vorfall irgendwann vergessen, stattdessen wurde er in den darauffolgenden Tagen immer wieder an dieses Ereignis erinnert.

Wiederholt hatte er im Department und anderswo zu hören bekommen, dass es in Boston in den letzten Tagen häufiger zu häuslicher Gewalt gekommen war. Niemand hatte eine Erklärung dafür und einige Streifenpolizisten schoben die Übergriffe der zusammenlebenden Menschen auf das anhaltende kalte und übel gelaunte Wetter.

Ω

Molly saß in ihrem Büro und gab einen Namen nach dem anderen in den Computer ein. Es war eine Arbeit, die sie voll und ganz in Anspruch nahm. Bei den meisten Vor- und Nachnamen handelte es sich um Allerweltsnamen und dementsprechend viele Ergebnisse erhielt sie zur Auswahl. Erneut sah sie sich die Kopie mit den Namen an und las sie ein weiteres Mal durch. Auf der Rückseite stieß sie auf eine Person, die auffiel. Sie hieß Piedro und dieser Vorname war deutlich seltener als John, James oder George. Sie gab ihn ein, fügte den Nachnamen hinzu, der schwierig zu schreiben, und noch problematischer auszusprechen war. Sie erhielt eine Seite im Web, die sie zum Staunen gebracht hatte. Statt Unzählige wurden ihr vier magere Treffer mit demselben Zunamen angezeigt. Doktor Piedro Varramacado war der Erste. Ines der zweite, die dritte Person trug denselben Familiennamen, wurde jedoch Enrico gerufen und unter diesem Suchergebnis fand sich noch der Eintrag einer Valeria. Erstaunt hatte sie erkannt, dass die

vier Genannten einen medizinischen Beruf auszuüben pflegten. Allerdings stand nur Piedro auf dem Zettel, der ihr von dem unbekannten Teenager übergeben worden war.

Die Journalistin begann ihre Arbeit mit dem erlangten Wissen von vorne und trug vor allen Namen den Doktortitel ein, den Piedro innehatte. Molly konnte es später nicht fassen: Mit wenigen Ausnahmen von den insgesamt sechzig Personen, die auf der Liste standen, kam sie bei jedem zu einem Ergebnis. Ihre Recherchen hatten sich über Stunden hinweggezogen und die Kopie wurde im Anschluss durch angefertigte Notizblätter ergänzt. Es war schon dunkel, als es ihr gelungen war, fast sämtliche Leute zu identifizieren. Dazu hatte sie wiederholt einen anderen medizinischen Titel vor die Namen gesetzt. Es war ein Geduldsspiel. Bei einigen Berufsbezeichnungen stand das Glück auf ihrer Seite und sie wurde sofort fündig. In manchen Fällen lief ihr das Pech nach, aber durch den Wechsel der akademischen Grade und mit ihrer Geduld kam sie den erwähnten Leuten auf die Spur. Nachdem sie den Computer heruntergefahren hatte, fühlte sich Molly dermaßen erledigt wie schon lange nicht mehr. Ihr Kopf war wie ein Schornstein am Rauchen. Ihre Gedanken waren so diffus wie der Qualm, der aus ihm aufstieg und obwohl sie stundenlang gesessen hatte, besaß sie das Gefühl, am Bostoner Marathonlauf teilgenommen zu haben. Eine Erkenntnis gab ihr keine Ruhe: Die Liste, die ihr zugespielt worden war, enthielt ausschließlich Namen von Personen, die in der Heilkunst tätig waren. Fünfzig von ihnen hatten entweder den Beruf eines Psychologen oder standen diesem Berufszweig nahe. Bei zehn Nachnamen hatte sie sich geschlagen gegeben. Die Frage war, was bedeuteten die Zahlen hinter den Namen auf dem Papier?

Waren es Geldbeträge, irgendwelche Codes, womöglich wissenschaftliche Ziffern? Wofür wollte der anonyme Anrufer eine Million Dollar und wer war er?

Molly konnte sich nicht vorstellen, dass der Mann von auswärts kam. Wenn es so gewesen wäre, hätte er sich nicht an ihre Person gewandt. Aus dieser Perspektive nahm sie an, dass sie ihm durch ihre Tagesgeschichten bekannt war. An dieser Vermutung hielt sie in ihrem Bürostuhl sitzend fest, obwohl die Sehnsucht nach einem heißen Bad die seelische Wanne bereits überlaufen ließ. Sie fragte sich, ob es möglich sein konnte, dass sie den Anrufer von früher kannte. Wenn ja, woher und wann hatte sie ihn kennengelernt? Ihre Neugier und Ungeduld rangen miteinander um die Hoheit ihrer Gefühlslage. Ihr fiel es schwer, den nächsten Anruf des vielleicht bekannten Unbekannten abzuwarten, und die offenen Fragen ließen ihr keine Ruhe. Vergeblich hatte sie mit ihren Ohren in der Vergangenheit nach der Stimme des Mannes am Telefon gesucht. Wer war der Teenager, durch den ihr der Umschlag überreicht wurde. Sie hatte ihn nie zuvor gesehen, dessen war sie sich sicher. Durchaus konnte der Junge ihr Gesicht vom Fernseher her kennen, aber, welcher Mensch in diesem Alter sah sich die Mittagsnachrichten an? Natürlich gab es einige, doch die Mehrheit befand sich zu dieser Zeit in der Schule und hatte anderes im Kopf, als sich eine Tagesgeschichte aus der Stadt anzusehen. Stattdessen wollten die Jugendlichen von heute für eine Geschichte oder Schlagzeile sorgen. Mit dieser Annahme verließ Molly ihr Büro. Bevor sie ihrem Arbeitsplatz den Rücken gekehrt hatte, sah sie sich die genaue Uhrzeit des Anrufs an. Danach begab sie sich erneut in das Erdgeschoss, dort zum Pförtner und ließ sich in einen

der hinteren Räume führen, in dem die Monitore der Videoüberwachung des Gebäudes standen. Nicht sämtliche Etagen des Senders wurden videoüberwacht, aber die Eingangshalle schon. Vier Kameras nahmen das Geschehen im Empfangsbereich auf und alle sah sich Molly mehrfach an. Ihre Konzentration galt dabei ausschließlich der Zeit, die vor dem Anruf lag, ihre Anwesenheit in der Halle betraf und auf die zehn Minuten, nachdem der Teenager die Empfangshalle verlassen hatte. Fünf Telefonzellen befanden sich im Eingangsbereich des Senders und die Journalistin hatte Glück. Tatsächlich wurde einer der Apparate benutzt, genau zu dem Zeitpunkt, als das Telefon in ihrem Büro zu läuten angefangen hatte. Der Anrufer war ein unscheinbarer Mann in einem grauen Mantel. Molly nahm an, dass der Kerl ungefähr vierzig Jahre alt war. Die Aufzeichnungen der Videokameras gaben ihr eine Sicht auf seinen weiteren Aufenthalt in der Eingangshalle. Nachdem er aufgelegt hatte, war er neben einen der Aufzüge zum Stehen gekommen und hatte den Eingang nicht aus den Augen gelassen.

Molly stoppte die Aufnahme und sah sich die Bilder der anderen Kameras zur selben Zeit an. Schließlich kam sie zu der Stelle, die das Erscheinen des Teenagers vor Ort dokumentiert hatte. Sekunde um Sekunde ließ die Journalistin die Bänder nach vorne spulen. Vier Monitore zeigten dasselbe Ereignis aus verschiedenen Perspektiven. Molly fand, wonach sie gesucht hatte. Es war nicht zu übersehen, obwohl der Anrufer um ein unauffälliges Verhalten bemüht war. In dem Augenblick, als der Teenager die Eingangshalle betreten hatte, sah der Mann ihn an und der Junge war seinem Blick gefolgt.

Im Zeitlupentempo ließ sich Molly die Szene mehrfach vorspielen. Der Schüler oder Student betrat die Halle, sah zu dem Unbekannten, dann zu ihr und erneut zu dem Mann. Auf einem der Bildschirme, wo der Anrufer in einem besseren Blickfeld stand, bekamen die Bilder einen anderen Touch. Unbeabsichtigt hatte die reifere Person der Jüngeren beim ersten Sichtkontakt ein kurzes Lächeln geschenkt. Im Anschluss waren seine Augen zu der Journalistin gewandert, wobei er unbewusst zusätzlich den Zeigefinger auf sie gerichtet hatte. Auf diese Weise wurde der jugendliche Bote zu Molly entsandt. Dann geschah etwas, wofür die Reporterin keine Erklärung fand. Plötzlich sah der Anrufer bewusst in eine der Kameras und fing mit den Händen an, die Form eines Quadrats zu zeichnen. In der Folge sah er auf den Boden und hob dabei den Daumen zum Himmel, wobei er den Kopf so gedreht hatte, als ob er etwas von unten betrachten würde. Es gab keinen Zweifel, der Kerl war der Unbekannte, aber was hatten die Gesten von ihm zu bedeuten?

Trotzdem, die Journalistin hatte nun ein Gesicht des Anrufers. In Anbetracht der Tatsache, dass in und um Boston herum weit mehr als vier Millionen Menschen wohnhaft waren, besaß sie somit das Antlitz eines Phantoms.

2. Kapitel

Dienstag

Der Schneefall hatte aufgehört, für wie lange, wusste niemand, selbst die Meteorologen gaben sich in ihren Prognosen vorsichtig. Dafür war es wieder bitterkalt geworden, kälter, bevor es zu schneien angefangen hatte. Kein Einwohner in Boston, der nicht älter als vierzig Jahre war, konnte sich an einen ähnlich eisigen November erinnern. Der vorletzte Dienstag des Monats hatte nichts Erfreuliches parat und die Temperaturen lagen zweistellig unter der Marke null. Minus vierzehn Grad wies das Thermometer am Hauseingang von Forrest auf, als den Weg zur Arbeit angetreten hatte. Es war erst sechs Uhr morgens. Dem Detektiv wurde erneut bewusst, dass die Zeit für Marilyn rückwärtslief und sie, falls noch am Leben, nicht mehr viel von ihr besaß. Er hatte weder einen Hinweis oder eine Spur auf ihren Verbleib, auch die Befragung der Hochzeitsgäste hatte nichts erbracht. Waterspoon musste von daher das Schlimmste befürchten.

Keine Ermittlungsansätze zu besitzen, waren stets ein schlechtes Zeichen. Die einzige Hoffnung, von der er getragen wurde, bestand darin, dass es hin und wieder doch noch ein Wunder gab. Dieser unerfüllbare Wunsch des Detektivs hatte nichts daran geändert, dass der zweite Tag seiner Ermittlungen einer der Ratlosigkeit wurde. Es war unbestritten, die wenigen Ansätze, die er hatte, waren ohne jede Wirkung verpufft. Er lief gegen unsichtbare Mauern und hinter irgendeiner befand sich die junge Frau. Wie konnte er Marilyn ausfindig machen, wenn er nicht einmal in der Lage war, die Wände zu entdecken? Forrest hatte alles

versucht, auf einen Hinweis aus der Bevölkerung gehofft, aber unter den vielen Anrufen gab es keine konkrete Aussage, die ihn vorwärtsgebracht hätte. Die Leute, die angerufen und zu helfen bereit waren, behinderten eher seine Arbeit. Ihr vielleicht, könnte sein, wäre möglich und die zeitweiligen Widersprüche in ihren Sätzen waren geneigt, ihn verzweifeln zu lassen. Am späten Vormittag begab sich der Detektiv auf den Weg zur Familie Wyler und ihrem Schwiegersohn, Freddy. Nicht unglücklich darüber, dass nur das neue Familienmitglied zugegen war, betrat er das Gebäude. Die Eheleute hatten es zu Hause nicht ausgehalten und waren zur Arbeit gegangen, um auf andere Gedanken zu kommen. Forrest verstand die Einstellung von Marilyns Eltern, an ihrer Stelle hätte er ebenso gehandelt. Tätig zu sein, bedeutete Kontakt zu Kollegen, somit Ablenkung. Beides schloss böse und in dem Moment nicht ernst gemeinte gegenseitige Vorwürfe zwischen den vom Verlust betroffenen Menschen aus. Oft hatte Forrest hilflos dabei zugesehen, wie glückliche Ehepaare nach dem Tod ihres Kindes oder eines Familienmitglieds an ihrem Unglück zerbrochen waren und sich davor, dass Leben zur Hölle gemacht hatten. Der Detektiv war Freddy ins Wohnzimmer gefolgt, das ihn aufgrund seines rustikalen Geschmacks nicht beeindruckt hatte. Es war zwar modern und stilvoll eingerichtet, doch für das Mobiliar und für dessen Farben fühlte sich Forrest entweder zu alt oder zu unreif. Er mochte es weder bunt noch farbig, irgendwie hatte ihn sein Beruf mehr beeinflusst, als er es wahrhaben wollte. Er sah nicht immer alles Schwarz und Weiß, vielleicht hatte er aus diesem Grund eine Vorliebe für die Farben Braun und Grau. Freddy bot ihm wahlweise Kaffee oder Tee an und der

Ermittler entschied sich entgegen seiner Gewohnheit für einen Früchtetee. Nachdem der frisch Vermählte neben ihm in einem Sessel Platz genommen hatte, war es für Waterspoon unübersehbar, dass sich Schwiegersohn wesentlich gelassener als am Vortag gab. Für den Geschmack des Detektivs zu unberührt und vor allem zu gefasst. Freddy schien nicht unter dem Verlust seiner Gattin zu leiden, nicht in der Art, wie es Forrest von Menschen in derartigen Situationen kannte. Ein liebender Mann, der keine Ahnung hatte, wo sich seine Frau befand und ob sie noch am Leben war, besaß normalerweise nicht den Funken einer Selbstbeherrschung. Besorgte Ehemänner waren wütend, den Ermittlern gegenüber ungehalten und sie legten ein Verhalten an den Tag, welches einem Büffel ähnlich war. Von Anstand und Geduld konnte in solchen Fällen jedenfalls nicht gesprochen werden. Einem Mann wie Freddy und dessen Umgang mit den gegebenen Umständen war der Detektiv in seiner gesamten Laufbahn nicht begegnet. Er hatte zu keinem Zeitpunkt die Kontrolle über sich verloren und war nicht eine Minute in einen Schockzustand gefallen. Ihm waren keinerlei Emotionen anzusehen, auch in dessen Stimme wurden solche nicht hörbar, das war völlig ungewöhnlich. Während Forrest braunen Zucker in den Tee getan und mit dem Teelöffel in dem Teeglas herumgestochert hatte, waren ihm zwei belanglose Fragen über die Lippen gekommen. Mit der Ersten hatte er sich nach dem Befinden von Freddy und mit der Zweiten dem der Eltern von Marilyn erkundigt. Die unterschiedlichen Antworten ließen ihn den Löffel zur Seite legen und eine Strategie anwenden, mit der er den Ehemann

erschüttern wollte. »Wie geht es Ihrer Frau?«, fragte er und fügte hinzu: »Lebt sie noch?«

Freddy verlor jede Farbe im Gesicht. Völlig überrumpelt und fassungslos sah er den Ermittler an. Für einen winzigen Augenblick befürchtete Forrest, dass der Sorglose über den Tisch springen und ihn angreifen würde. Im nächsten Moment, und das war keine Einbildung, hatte er erstaunt registriert, dass Freddy kurz davor war zu weinen. »Was glauben Sie eigentlich, wer Sie sind?«, gewann der Schwiegersohn seinen Kampf gegen die Sprachlosigkeit, die ihn aufgrund der Fragen ergriffen hatte. »Sie sind ein alter Mann, ein Detektiv, der aus der Mode gekommen ist und der denkt, alles besser zu wissen und zu können. Ähnlich geben und verhalten sich auch meine Schwiegereltern. Die denken wie Sie und befürchten, dass ich für Marilyns Verschwinden verantwortlich bin. Es wundert mich, dass ich bis jetzt nicht aus dem Haus geworfen wurde.« Forrest hätte sich beinahe an dem Vorurteil verschluckt, den er zuvor mit der Verdachtsäußerung ausgesprochen hatte. Sein Plan, den Bräutigam aus der Reserve zu holen, war gründlich danebengegangen.

Freddy holte die Aufmerksamkeit des Ermittlers zurück an den Wohnzimmertisch. »Ja, ich habe mich in der Hochzeitsnacht schäbig benommen und wir hatten einen Streit deswegen, aber ich würde ihr niemals etwas antun. Keine Ahnung, wo sie sich befindet und in welchem Zustand sie ist. Irgendwie haben Bridget und Dustin recht: Wegen meines Benehmens ist Marilyn davongelaufen und seitdem verschwunden. Somit ist unser Streit für ihr Verschwinden verantwortlich, was passiert ist.«

Forrest hatte aufmerksam zugehört und hakte sofort nach. »Was genau ist geschehen?« Freddy sah ihn fragend an. »Wegen eines Streits läuft man nicht davon, schon gar nicht von der eigenen Hochzeitsfeier.«

Freddys Mundwinkel zuckten leicht. »Hätte sie es unterlassen, würde sie jetzt hier sitzen.«

»Schade, dass sie nicht neben Ihnen sitzt. Anderweitig wäre ich nicht hier«, fügte Forrest dem Satz von Freddy hinzu. »Weswegen haben Sie gestritten?«

»Wie gesagt, ich habe mich schlecht benommen.«

»Zu einem der Hochzeitsgäste, zu ihren Schwiegereltern oder nur zu Marilyn?«, fragte Forrest.

»Nur ihr gegenüber.«

»In welcher Art?«, bohrte der Detektiv nach.

»Das geht Sie eigentlich nichts an. Egal, es wurde zu viel durcheinandergetrunken. Ich war später vorübergehend nicht mehr Herr meiner Sinne. Diese Beichte hat Ihnen zu genügen.«

»Darf ich Sie um etwas bitten?« Freddy nickte. »Könnten Sie die Jacke Ihres Hochzeitsanzuges holen?« Der Ehemann kam dem Wunsch nach, kehrte binnen einer Minute zurück und gab Forrest das Kleidungsstück. Der Detektiv legte es auf seine Oberschenkel, hob mit der linken Hand den Kragen der Jacke an und deutete mit dem rechten Zeigefinger auf die Stelle, an der ein Zierknopf fehlte. »Können Sie mir den fehlenden Knopf erklären? Ich bin mir sicher, dass er sich vor und während der Trauung noch da befand, wo er hingehört. Das lässt sich mit Gewissheit durch unzählige Fotos belegen.«

Freddy sah von dem Kragen in das Gesicht des Detektivs. Es war unmöglich, zu beurteilen, ob er über den fehlenden

Knopf nachdachte. »Keine Ahnung, wie gesagt, ich habe zu viel getrunken«, sagte er und schien sein Verhalten ausgerechnet an diesem Tag zu bereuen.

»Wissen Sie, mir ist das Fehlen des Knopfes schon gestern Vormittag aufgefallen. Ich hätte die Jacke beschlagnahmen und Sie vorübergehend festnehmen können, aber das wäre zu einem überflüssigen Papierkram ausgeartet. Ein fehlender Knopf ist kein Beweis für ein Verbrechen. Jeder billige Rechtsanwalt hätte mich mit diesem Indiz in Grund und Boden gestampft. Darf ich die Jacke trotzdem mitnehmen?« Freddy hatte auf Einwände verzichtet. »Ihre Hochzeitsjacke wird Ihnen nichts zur Last legen, selbst bei einem Fund der DNA von Marilyn. Immerhin sind Sie ein Paar, waren praktisch den ganzen Tag zusammen. Es wäre ungewöhnlich, wenn kein Haar oder Speichel von ihrer Gattin auf der Jacke vorhanden sein würden.«

»Könnten Sie das Rätselraten nicht sein lassen und stattdessen nach meiner Frau suchen?«, erwiderte der Schwiegersohn und blieb unbeeindruckt.

Dessen Sorglosigkeit imponierte dem Waterspoon nicht, vielmehr wurde er durch sie angespornt. Forrest erhob sich und warf die Hochzeitsjacke über seinen linken Arm. »Wissen Sie, Freddy, ich bin ein alter Mann, auch ein Detektiv, der bewährte Methoden und uralte Praktiken anwendet, aber bis jetzt bin ich damit überwiegend gut gefahren. Eines bin ich nicht, nämlich dämlich. Ich will Ihnen nichts unterstellen und selbst wenn, wären meine Behauptungen nicht zu belegen. So ist es und so bleibt es, außer mir fällt ein Gegenstand in die Hände, der einen Beweis darstellt. Ich bin mir absolut sicher, dass Sie entweder wissen, wo Ihre Frau steckt, oder Sie haben ihr

etwas angetan, womöglich trifft beides zu. Unter Umständen wegen des Alkohols, den Sie intus hatten, durch einen Unfall, wer weiß. Aber Sie wissen eindeutig mehr als Sie sagen.«

»Ist das alles?« Freddy war dem durchdringenden Blick des Detektivs nicht ausgewichen und regungslos sitzen geblieben.

Forrest nickte. »Ich finde allein hinaus!«, gab er zum Abschluss von sich und verließ das Haus der Familie Wyler. Mit dem Gefühl, die Suche nach Marilyn verloren zu haben, hatte er sich hinter das Lenkrad seines Vehikels gesetzt. Solange Freddy zu Schweigen gedachte oder kein brauchbarer Hinweis zu ihrem Verbleib bei der Polizei eingehen würde, sah er keinerlei Chancen, die Frau zu retten.

Im Auto sitzend hatte ihn das Verschwinden von Marilyn an einen zurückliegenden Fall erinnert. Äußerlich war er für ihn abgeschlossen, aber innerlich hatte er ihn noch nicht verarbeitet. Auch damals waren Frauen verschwunden und nach einem Jahr tot aufgetaucht. Die Hoffnung, dass es diesmal harmlos und glücklich enden würde, fing an sich zu verflüchtigen.

Für ihn war es trotz seiner fast zwanzig Dienstjahre als Detektiv des Bostoner Morddezernats nach wie vor nicht nachvollziehbar, welche lächerlichen Gründe einen Menschen zu einem Mörder machen konnten. Dabei hatte er, wie er stets geglaubt und sich immer wieder geirrt hatte, alles schon erlebt. Mord aus Eifersucht und Totschlag bei einem Ehekrieg waren fast so normal wie ein Frühstücksei. Terrorakte und Amokläufe gehörten ebenso zu seiner Erfahrung wie Tötungen aus Habgier, Profitsucht und dem

Begehren nach Ruhm. Sogar die Neugier, einen Menschen sterben zu sehen oder das Töten aus Spaß waren Gründe, die einer unschuldigen Person das Leben gekostet hatte. Die Gerechtigkeit, wo blieb sie? Allerdings war Waterspoon nicht bereit aufzugeben. Er hing an seinem Beruf, er liebte und hasste ihn gleichermaßen. Entgegen den gemachten Erfahrungen besaß er immer noch den Glauben an das Gute und das war besser als das Böse.

Forrest konnte nicht vorhersehen, dass er in naher Zukunft dem absolut Bösen, zugleich dem leibhaftigen Teufel und dessen Anhängerschar persönlich begegnen würde.

Ω

An diesem Vormittag saß Molly in ihrem Büro und wartete auf das Läuten des Telefons. Sie hatte das Gesicht des anonymen Anrufers aus der Videoaufzeichnung kopiert, ausgedruckt und auf dem Tisch liegen. Ihre ersten Recherchen zu seiner Identität waren erfolglos geblieben. Keine Ergebnisse ergaben trotzdem ein Resultat. Immerhin hatte sie durch ihre Nachforschungen in Erfahrung gebracht, dass der Unbekannte kein Führungsmitglied der ärztlichen Vereinigung war. Ohne eine klopfende Ankündigung öffnete sich die Tür und ihr Verlobter, Adam, betrat den Raum. Molly sah ihn zunächst wie ein Gespenst an. Sie hatte ihn von einer mehrtägigen Reise an die Westküste erst am kommenden Tag zurückerwartet. Die Freude, ihn zu sehen, war groß. Sie sprang wegen der unangemeldeten Überraschung auf und war ihm um den Hals gefallen. Nach der Begrüßung, die mit einem innigen Kuss vollendet worden war, begann eine Unterhaltung über Adams Trip in die Höhle des Löwen. Der Erbe und Inhaber

von AM News war einst ein erfolgreicher Kameramann in Hollywood, wurde sogar mit dem Oscar gekrönt. Der Erfolg war ihm damals zu Kopf gestiegen. Dadurch fiel er von ganz oben nach unten und noch tiefer. Zur Krönung war er auf der schwarzen Liste gesetzt worden, deren Existenz vehement bestritten wurde. Für den Verlobten von Molly begannen magere und schwere Jahre, durch die er von Drogen und Alkohol begleitet wurde. Für Personen, die auf dem unliebsamen Papier gelandet waren, gab es nämlich landesweit keinen Job mehr. Adam hatte einen Fan, der dafür verantwortlich war, dass er einen Job bei News Channel, wie der Sender damals hieß, bekommen hatte. Dort war er Molly begegnet, fand zu sich zurück und hatte von besagtem Fan das Unternehmen geerbt, nachdem von diesem der Kampf gegen ein Krebsleiden verloren wurde. So und nicht anders beschrieb Adam Kean seinen Werdegang der letzten zehn Jahre und hatte es vermieden, den Namen seines weiblichen Bewunderers in den Mund zu nehmen. Seit ihrem Tod hatte er nie wieder über sie gesprochen und nach wie vor konnte er es nicht fassen, dass Melissa Bakster, von der er den Sender geerbt hatte, zu einer mehrfachen Mörderin geworden war. Das Telefon fing an zu läuten und unterbrach ihn in seinem Reisebericht. Molly hatte tief Luft geholt und abgehoben. Enttäuscht vernahm sie eine bekannte Stimme, wiederholte, nicht gestört werden zu wollen, und legte den Hörer auf. Adam war es nicht entgangen, dass sie angespannt war. Sein Blick fiel auf das Foto, das auf ihrem Schreibtisch lag und den anonymen Anrufer zeigte. »Woher hast du das Bild?«, erkundigte er sich und nahm es in die Hand, um es näher zu betrachten.

»Warum?«, wich Molly der Frage aus.

»Das ist Sam, war er etwa hier?«, erwiderte Adam, ohne den Blick von dem Bild abzuwenden.

Molly sah ihn perplex an, entnahm die ausgedruckte Videoaufnahme seiner Hand, um seine volle Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. »Du kennst den Mann?«

Adam antwortete, obwohl ihn Mollys Verhalten irritierte. »Ja, klar, das ist Sam Snyder. Wir sind zusammen zur Schule gegangen, waren Freunde und haben uns aus den Augen verloren, als ich nach Hollywood gezogen bin. Nein, ich habe ihn aus den Augen verloren, hatte sie zu jener Zeit woanders, wie du weißt.«

Molly setzte sich auf die Schreibtischplatte und zog ihren Verlobten zu sich. »Wie kam es zu einem Wiedersehen?«

Adam lächelte. »Na ja, die ganze Welt weiß, dass ich News Channel geerbt habe. Er hat es gelesen und sich kurz bei mir gemeldet. Zu einem Treffen kam es leider bis heute nicht, deswegen habe ich gefragt, ob er hier war.«

Die Journalistin stutzte, überlegte und fragte: »Woher weißt du dann, dass der Mann tatsächlich Sam Snyder ist?«

»Erstens sieht er besser aus als dein Verlobter, da er sich nicht so gehen ließ wie ich und zweitens hat er sich in all den Jahren nicht so verändert. Er ist es, Molly, daran gibt es nichts zu rütteln. Zwei Mal haben wir uns außerdem via Skype unterhalten und von den alten Zeiten geschwärmt, die ich übrigens manchmal gar nicht so toll fand.«

»Wollte er Geld von dir?«

Diesmal war es Adam, den die Frage ins Grübeln brachte. »Nein, wie kommst du auf den Unsinn?«

»Dazu gleich etwas, erzähl mir erst, wie es weiterging, nachdem er sich bei dir gemeldet hat.«

Adam entzog sich den Armen von Molly, die um seine Taille lagen, und nahm neben seiner Verlobten auf der Tischplatte Platz. »Es war im Mai, als er mich zum ersten Mal angerufen hat und raten ließ, wer am anderen Ende der Leitung ist. Ich habe ihn sofort an seiner Stimme erkannt und bekam für mein Verhalten ein Donnerwetter, das denen von dir ebenbürtig ist. Wir hatten vor, uns zu treffen, aber ständig kam ihm oder mir beruflich etwas dazwischen. Wir haben dafür häufiger telefoniert. Ich kann es nicht glauben, dass inzwischen schon wieder ein halbes Jahr vergangen ist und wir uns immer noch nicht getroffen haben.«

»Wann hast du das letzte Mal mit ihm gesprochen?«

Der Senderinhaber, antwortete prompt: »Vor ungefähr vier Wochen. Er war beruflich unterwegs, danach ich. Wir haben vereinbart, nach meiner Rückkehr zu telefonieren, und hatten vor, uns endlich zum Abendessen treffen. Mit unseren Frauen selbstverständlich«, fügte Adam lächelnd hinzu.

»Gnädig.« Molly hatte es weder böse noch ernst gemeint, deswegen stieß sie sanft ihre Faust gegen die Rippen ihres Verehrers. Sie wollte ihm eine weitere Frage stellen, doch Adam kam ihr zuvor.

»So, ich habe gebeichtet, jetzt bist du dran. Warum liegt von Sam ein Foto auf deinem Schreibtisch?«

»Eifersüchtig, Mister Kean?«

»Molly, ich meine es ernst. Was ist los und warum war Sam hier? Das Foto zeigt ihn eindeutig in unserem Eingangsbereich.«

Die Reporterin sprang vom Arbeitstisch und küsste ihren Verlobten auf die Wange. Schließlich setzte sie sich auf ihren Bürostuhl und wartete, bis er sich auf der Tischfläche zu ihr

gedreht hatte. Molly hätte es bis vor einem Jahr nicht geglaubt, aber ja, sie hatte sich in ihn verliebt, obwohl sie sich lange gegen ihre Gefühle zu wehren wusste. Noch weniger hätte sie ihm die Wandlung zugetraut, die Adam hinter sich gebracht hatte. Von einem Oscargewinner der Absturz zum Säufer, von einem Kameramann der Aufstieg zum Inhaber eines der größten Sender des Landes. Sicher, nie hätte er das allein geschafft und der Lauf des Lebens hatte ihm dabei geholfen, aber das meiste hatte er selbst erledigt und das bewunderte sie. Der Wille, dem übermäßigem Alkoholkonsum zu entsagen und sich in einigen vernachlässigten Bereichen seines Daseins wie dem des Benehmens zu verbessern, all das rang ihr eine große Hochachtung ab. Wichtiger war für sie seine menschliche Seite. Für ihn gab es seit Monaten kein Ich mehr, ein Meines oder Deines, sondern nur ein Wir und ein Unser. Sie hob ihn deswegen nicht in den Himmel, aber sie bewunderte Adam als Kameramann, respektierte seine Hartnäckigkeit, liebte den Menschen, und brachte ihm den Respekt entgegen, den er sich mühsam verdient hatte. Molly wusste, dass ihre Ansprüche in hoch waren und sie nicht immer leicht zu nehmen war. »Dein Freund hat mich gestern angerufen«, sagte sie schließlich und erzählte ihm von dem Gespräch und was sie danach angestellt hatte.

Adam schüttelte ungläubig den Kopf. Nicht wegen der gehörten Worte, sondern aufgrund der aufgekommenen Frage, was in Sam Snyder gefahren war. Eine Million Dollar für angeblich brisante Informationen zu verlangen, hielt er kurzfristig für ein unverschämtes Vorgehen. War das von Anfang an ein Motiv, warum er sich bei ihm gemeldet hatte? Nein, diese Überlegung warf Adam umgehend aus seinem

Kopf. Wenn es so wäre, dann hätte Sam mit der Forderung nicht monatelang gewartet, sondern sie prompt nach der Kontaktaufnahme ausgesprochen, ihm die Unterlagen bereits zu dieser Zeit angeboten. Es gab für das Vorgehen von Sam nur eine logische Erklärung und die besagte, dass in den vergangenen vier Wochen irgendetwas geschehen war, mit dem Sam nicht gerechnet hatte. Eine Million Dollar war kein Honorar für brisante und geheime Dokumente, sondern ein Akt der Verzweiflung und zugleich ein Hilfeschrei. »Wann will er sich wieder melden?«, fragte er in die entstandene Stille.

»Heute. Er hat keine Uhrzeit gesagt«, sagte Molly und ihr waren die Sorgenfalten auf der Stirn von Adam nicht entgangen. »Was denkst du?«, erkundigte sie sich, nicht aus Neugier oder irgendeinem Pflichtgefühl. Es war wegen des Eindrucks geschehen, der ihr von ihrem Verlobten vermittelt wurde. Sie sah ihm sein spazieren gehendes Helfersyndrom an und das war ein Zeichen, das ihr nicht gefiel.

»Keine blassen Schimmer, was davon zu halten ist, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass Sam in großen Schwierigkeiten steckt. Er hat vermutlich Probleme, die ihm über den Kopf gewachsen sind und womöglich seinen Verstand geraubt haben.«

Molly zog die Liste aus der Schreibtischschublade hervor und reichte sie an Adam. »Alles Psychologen und Psychiater. Das Aufgabengebiet und die Titel von zehn Namen habe ich nicht herausgefunden, aber sämtliche Personen sind in der Medizin tätig. Das Papier habe ich mehr oder weniger als Appetithappen von deinem Freund bekommen.«

Adam nahm das Blatt an sich, überflog und wendete es. Mit dem Zeigefinger fuhr er über die sechzig aufgelisteten Leute und hielt beim Vorletzten inne. »Gib mal diesen Namen ein und setze Apotheke oder Apotheker davor.«

Molly kam der Bitte nach und sah wenig später ihren Verlobten staunend an. »Tatsächlich, ein Apotheker. Kennst du den etwa auch?«

Adam nahm Mollys Hand und stempelte sie mit seinen Lippen. Mit einem Schmunzeln blickte er in ihre wunderschönen Augen. »Molly, die Apotheke liegt bei uns um die Ecke. Noch nie dort gewesen?«

Ω

Venus war in Boston angekommen. Zusammen mit Merkur, der ohnehin vor Ort war, suchten sie Marvin auf, den Marvin, der gedacht hatte, dass ihn mit Roger Dovell eine enge Freundschaft verband.

Er unterlag in dieser Hinsicht einem Irrtum, einem, den er nicht zu erkennen vermochte. Es begann damit, dass Marvin im Gegensatz zu Roger ein Niemand war, obwohl er einem Kreis angehörte, um den er von der gehobenen und gierigen Mittelschicht beneidet wurde. Die soziale Struktur wies nämlich imposante Unterschiede auf. Aus diesem Grund waren bei Normalverdienern andere Linien zu ziehen als bei den Geringverdienern. Wer nichts hatte, schien arm zu sein, doch so einfach war es nicht. Es wurden gewaltige Differenzen gezogen. Ein völlig mittel- und obdachloser Mensch hatte deutlich weniger als einer, der vom Staat subventioniert wurde. So wie die gesamte Gesellschaft in Kategorien unterteilt wurde, im selben Maß waren die Gesellschaftsschichten in Gruppen eingeteilt worden. Bei

der Mittelschicht sah das so aus, dass sie aus fünf Spalten bestand, die eine Ähnlichkeit mit einem Schulnotensystem besaß. Je höher die Zahl einer Frau, eines Mannes oder einer Familie war, umso besser deren sozialer Stand. Die Ziffer fünf war die Beste und wer zu dieser Gruppe gehörte, befand sich auf dem Weg nach ganz oben. Um dieses Ziel zu erreichen, war dieser Menschensparte jedes Mittel recht. Sie war abgebrüht, kaltherzig, fädelten Intrigen ein und scheute auch vor Gewalt nicht zurück. Es war die Art von Menschen, die Marvin ihren Neid ohne Scheu spüren ließ. Die Personen aus der vierten Spalte waren Leute, die mit dem Geleisteten anzugeben verstanden, aber nicht mehr zu leisten imstande waren, als sie es schon hatten. Die dritte Gruppe gehörte der Bevölkerung an, die rundum zufrieden war und schätzte, was sie sich mühselig erarbeitet hatte und besaß. Diese Bevölkerungsschicht war die Einzige, die zudem als hilfsbereit, freundlich und spendenfreudig deklariert wurde. Die untersten zwei Stufen dieser Skala strebten nach mehr. Sie hatten jedoch aufgrund ihres Wissens und Könnens oder wegen Hürden im Job und in der Familie in dieser Tabelle keine Chance höher zu klettern. Mit all diesen Leuten hatte Marvin schon lange nichts gemeinsam. Er stand über dieser Bewertung. Er war kein Mitglied der oberen Riege, aber zu den untersten fünfhundert Privilegierten hatte er auf jeden Fall gezählt. Bereits diese Tatsache hätte ihm die Augen öffnen müssen. Sein angeblicher Freund Roger war einer der Menschen, der über den Zehntausend stand und es sich leisten konnte, selbst diese wie Sklaven zu behandeln.

Davon konnte Marvin nur träumen, aber er hatte es nicht nötig. Er war zufrieden, besaß einen fantastischen Job, von

dem er nicht gezwungen wurde, sich die Hände schmutzig zu machen. Die Umstände erlaubten es ihm, das Leben zu genießen. Zum Unwillen von Roger genoss er sein Dasein leider zu oft, zu extrem. Marvin war bis in die Gegenwart zuverlässig gewesen und seine Arbeit hatte er zufriedenstellend gemeistert, mehr aber auch nicht. Daran störte sich niemand, solange alles pünktlich erledigt wurde, was auf dem Tagesplan stand. Dass Marvin sich nicht um Aufträge riss und ebenso wenig durch extremen Ehrgeiz und zahlreiche Überstunden geglänzt hatte, war keinem Kopf in der Führungsriege entgangen. Die Tatsache, das ihm die Liste abhandengekommen war, ließ allerdings den Schluss zu, dass der Lebenswandel, den er zu führen pflegte, seine Konzentration erheblich beeinflusst hatte. Das konnte nicht toleriert, ignoriert und verziehen werden. Die Lebensfreude war Marvin anzusehen. Er besaß ein gerade noch erträgliches Übergewicht, was bedeutete, dass er fähig war, sich die Schnürsenkel immer noch selbst zu binden. Somit wurde es bedeutungslos, dass er in seinem für eine Person viel zu großen Haus seit einigen Tagen überwiegend allein lebte. Gelegentlich leistete ihm inzwischen sein Bruder Gesellschaft. Wenn dieser nicht anwesend war, gönnte sich Marvin eine oder auch zwei Huren, die dann die ganze Nacht blieben. Er war mittelgroß, wobei die überzähligen Pfunde sich strikt geweigert hatten, eine verteilte Körperposition einzunehmen. Dadurch war seine Bauchgegend zu einem Heißluftballon herangewachsen. Sein Lebenswandel oder seine vierzig Jahre sorgten dafür, dass er alle vier Wochen sein Haar färben ließ. Die grauen Ansätze an den Schläfen waren fähig, sein Ego und seine Eitelkeit zu verletzen. Marvin war kein Mensch, der

unangenehm auffiel und auf den ersten Blick als unsympathisch empfunden wurde. Er besaß einen liebenswürdigen Charakter, ebenso angenehme Umgangsformen und wer Marvin näher kannte, unterhielt sich gerne mit ihm. Er verfügte über eine bemerkenswerte Allgemeinbildung, ohne dass er sich damit arrogant oder allwissend gab. Außerdem war er in den Staaten viel herumgekommen und konnte die erlebten Anekdoten wunderbar erzählen. Sein Freundeskreis war hingegen bescheiden. Marvin war beruflich oft unterwegs und wohnte zudem abgelegen, fast dreißig Kilometer außerhalb von Boston. Deswegen hatte er sich nicht zu einem Einzelgänger entwickelt, es war der Job und die Wohnlage, die ihm den Zugang zu sozialen Kontakten erschwert hatten. Die Abgeschiedenheit wurde von ihm aus eigenem Antrieb gewählt und dafür gab Gründe. Der wichtigste war seine Mutter, sie hatte die Einsamkeit, die er teilweise zu genießen verstand, nicht mehr ertragen.

Das Haus, welches Marvin bewohnte, hatte seinen Eltern gehört, und völlig unerwartet wurde es ihm vom Vater überschrieben. Als Gegenleistung war er verpflichtet, seiner Mutter ein lebenslanges Wohnrecht einzuräumen. Ein Kriterium, auf das sein Dad verzichtet hatte. Marvin hätte ohne finanzielle Risiken selbst ein Haus erworben oder gebaut, doch ein Geschenk war deutlich günstiger. Dieser Gedanke hatte keine Bedeutung, bei ihm drehte es sich nicht ums Geld, sondern um das Wohlbefinden seiner Mutter. Seit er denken konnte, wurden er und sein Bruder überwiegend von ihr großgezogen. Sein Erzeuger war selten zu Hause, stattdessen glücklicherweise beruflich viel unterwegs. Er wurde Bill gerufen und war ein merkwürdiger, strenger

Mann, der wenig von dem zu erzählen hatte, was seinen Job betraf. Trotzdem, die Familie war intakt, bis sein Bruder sich mit den Eltern und zwangsläufig dadurch auch mit ihm zerstritten hatte. Jahrelang hatten sie deshalb keinen Kontakt. Erst vor wenigen Wochen wurde auf Marvins Drängen hin eine Aussprache und Versöhnung möglich. Er hatte den Zwist mit seinem Bruder nie gewollt, stets ein klärendes Gespräch vor sich hergeschoben und irgendwie waren aus Tagen und Monaten viele Jahre geworden. Es war traurig, dass Marvin erst eine Verbindung zu ihm aufgenommen hatte, nachdem ersichtlich wurde, seine Hilfe zu brauchen. Er selbst hatte sich in die prekäre Lage gebracht.

Marvin hatte für eine Firma gearbeitet, deren Führungsetage sich in den Klauen von Roger Dovell befand. In den ersten Jahren war er durch Fleiß aufgefallen und so in das Blickfeld des Mannes geraten. Schließlich wurde ihm eine Tätigkeit angeboten, den er skeptisch betrachtet, aber mit der Zeit zu schätzen gelernt hatte. Am Anfang war er in dem neuen Umfeld naiv, doch schon bald begriff er. Marvin begann, Notizen und Bilder anzulegen, er führte eine Art Tagebuch über die Personen und Versammlungen, bei den er zugegen war. Ihm wurde schnell klar, dass die Tätigkeit für Roger Dovell außerhalb der Legalität lag. Das hielt ihn nicht davon ab, der fragwürdigen Arbeit weiterhin nachzugehen. Der Job war einfach und die Brieftasche wurde immer voller. Marvin hatte nichts anderes zu verrichten, als ein Medikament anzupreisen und den Apothekern und Ärzten zu verdeutlichen, dass es nicht ihr Schaden wäre, wenn sie das Präparat bevorzugt verschreiben und verkaufen würden. In engerer Sicht war er

somit der Mitbegründer eines Netzwerkes, das aus käuflichen Medizinern bestand. Ein bestechlicher Apotheker, der mit den Umständen haderte, wurde sogar zu einem seiner besten Freunde. Wie er im Auftrag von Roger Dovell unterwegs war, hatte nichts mit einem Monopol gemein. Tatsächlich wurde dasselbe Vorgehen bei anderen Unternehmen in der Pharmaindustrie seit Jahrzehnten angewendet. Es hatte sich hierbei um eine gängige Praxis gehandelt. Eines Tages kam Marvin durch Zufall einer Schweinerei auf die Spur, die ihn entsetzt hatte.

Es war der Anlass, sich zu versöhnen. Nach der Aussprache sah er sich gezwungen, ihn mit seinen Befürchtungen zu konfrontieren. Nachdem ihm von seinem Blutsverwandten die düsteren Vorahnungen bestätigt worden waren, beschlossen die Geschwister ihre Entdeckung publik zu machen. Sie hatten vor, die öffentlichkeitsgefährdende Angelegenheit zu beenden. Es zu bewerkstelligen war nicht leicht und stellte zudem ein Risiko für ihr Leben dar. Sie schlossen den Apotheker, der inzwischen zu einem Freund der gesamten Familie geworden war, in ihre Überlegungen und Pläne ein. Keiner von ihnen konnte ahnen, wie ihre Mutter später darunter leiden würde. Marvin hatte die Taktik für ihre Vorgehensweise erstellt und es war der Zufall und das Leben, die ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht hatten. Seine Eltern hatten vor, ein bis zwei Tage in der Stadt zu verbringen. Zu diesem Zeitpunkt waren sie noch im Haus wohnhaft. Ihre Absicht nahm er erstaunt auf, denn die Ehe war längst nicht mehr harmonisch. Es hätte ihn jedoch nicht gewundert, wenn ihm bekannt gewesen wäre, wie sehr sein Vater in das Vorgehen seines Sohnes involviert war.

Bedauerlicherweise in einer kontraproduktiven Form. Umgekehrt hatte Bill keine Ahnung, welche Pläne sein älterer Nachkomme geschmiedet hatte. Sie besaßen den Nachteil, dass fast sämtliche Familienmitglieder von einem Tag auf den anderen um ihr Leben bangen mussten. Zunächst war Marvin in Sorge geraten. Drei Tage waren vergangen und seine Eltern waren immer noch nicht zurückgekehrt. Es hätte ihn nicht beunruhigt, schon gar nicht väterlicherseits. Sein Erzeuger war der eigene Herr. Er verließ das Haus und kam zurück, wann er ihm genehm war. Seine Mutter hingegen besaß den Anstand, sich bei jeder Unpünktlichkeit zu melden. Nachdem er am nächsten Morgen immer noch kein Lebenszeichen von ihr hatte, nahm er an, dass die von ihm gewählte Vorgehensweise aufgeflogen war.

Deswegen war Marvin erschrocken und hatte aus dem geräumigen Wohnzimmer in Richtung Haustür gesehen. Zwei Gegebenheiten waren ungewöhnlich: Die Erste bestand aus der seltenen Fügung, dass er um diese Zeit zu Hause war, und die zweite, dass jemand an einem Vormittag vor der Tür stand und mit der Betätigung der Klingel um Einlass bat. Er erwartete niemanden, stattdessen wartete er auf den angekündigten Anruf seines Freundes Roger Dovell. Dessen Sekretärin hatte den Termin vereinbart und nur deswegen befand sich Marvin im Haus. Er erhob sich träge und schritt der Haustür entgegen, während vor dieser Venus die Tastatur seines Handys betätigt hatte. Mit einer SMS-Nachricht wurde von ihm sein Auftraggeber darüber informiert, dass er und sein Begleiter Merkur an ihrem Zielort angekommen waren. Als die Eingangstür von Marvin geöffnet wurde, war das Handy aus der Hand von

Venus verschwunden. Der Hausherr hatte keine Gelegenheit, irgendetwas zu sagen und zu fragen. Kaum war die Tür offen, verspürte er einen stechenden Schmerz auf seiner Brust und fiel innerhalb weniger Sekunden wie ein Sandsack zu Boden. Nachdem er aus seiner Bewusstlosigkeit erwacht war, verstand er die Welt nicht mehr oder besser als je zuvor. Schließlich hatte er von Anfang an gewusst, mit wem er sich angelegt hatte.

Marvin wurde im Wohnzimmer wach. Er befand sich in dem Gebäude, in dem er lebte und welches sein Zuhause war, aber er war nicht mehr der Herr des Hauses, schon gar nicht der Lage. Er saß auf einem der Stühle in dem abgegrenzten Essbereich des Raumes und spürte ein fürchterliches Pochen in den Händen und Füßen. Der Schmerz drohte, ihm erneut das Bewusstsein zu nehmen. Eine schallende Ohrfeige verhinderte den schnellen Sturz in die Schmerzlosigkeit. Er sah auf und in das Gesicht von Merkur und von diesem wanderten seine Augen zu dem ungebetenen Gast, der ihm gegenüber am Tisch saß. Danach hatte er den Kopf gesenkt, um die Ursache für den Schmerz zu ergründen, der von seinen Beinen ausgestrahlt wurde. Im Anschluss blickte er seine am Esstisch ausgestreckten Hände an und seine weit aufgerissenen, ängstlichen Augen quollen ihm durch den erlittenen Schock förmlich aus den Höhlen. Merkur und Venus sahen sich an und lächelten schadenfroh. Sie waren dabei, den in diesem Moment ihnen ausgelieferten Marvin falsch einzuschätzen. Der Hausherr, der nicht Herr der Situation war, hatte die Lage hingegen richtig eingestuft. Zu seinem Leidwesen hatte er zu spät erkannt, dass Roger Dovell ihm eine Falle gestellt hatte. Marvin war ein gutmütiger Mensch, aber nicht blauäugig,

und deswegen wusste er, dass seine letzte Lebensstunde angebrochen war. Seine Füße waren an den Holzboden genagelt worden und ebenso war es seinen Händen auf dem Esstisch ergangen. Er war an den Stuhl gefesselt, aber das hätten sich die zwei Gestalten seiner Meinung nach sparen können. Wenn er die am Boden fixierten Füße frei bekommen hätte, seine Hände niemals. Wut überkam ihn. Trotz gesellte sich dazu und ein Widerstand, der ihm Kraft gab.

Venus zog das Handy hervor, das er kurz zuvor benutzt hatte, legte es auf den Tisch, und als es läutete, betätigte er die Lautsprechertaste. »Marvin? Hörst du mich?«, tönte die herrische Stimme von Roger Dovell merkwürdig metallisch aus dem Gerät.

Die Schmerzen, die Marvin zu ertragen hatte, waren bestialisch. Sie dröhnten in seinem Kopf wie der Bohrer eines Zahnarztes, rollten durch seinen Körper wie Wellen, die mit Schneeketten um sich schlugen. Das Pochen in den vier Wunden wanderte ähnlich wie aufeinanderfolgende Hammerschläge in sein Hirn. Er gab sich trotzdem keiner Schwäche hin, sondern meldete sich. »Ja, ich höre.«

»Ich kann die zwei netten Herren, die dir im Augenblick Gesellschaft leisten, bestimmt dazu überreden, dich zu befreien und zu verarzten. Womöglich wären sie sogar bereit, falls du es wünschst, dich in ein Krankenhaus zu bringen. Sie könnten dich allein und in Ruhe lassen, aber um sie zu überzeugen, brauche ich deine Hilfe.«

»Du bist ein sadistisches Schwein, das ist mir klar. Was willst du?«, antwortete Marvin mit verachtendem Ton und erhielt für die Beschimpfung umgehend eine weitere Ohrfeige von Merkur.

»Du weißt, was ich will und wissen muss!«

Marvin verzog das Gesicht. Die gerötete linke Wange vertrieb für einen Moment alle anderen Schmerzen. »Geht es ausführlicher?«, stellte er sich dumm und fragte zugleich seinen inneren Rebellen, dem er ebenfalls ausgeliefert war, wozu noch. Hatte er vor, die Qualen länger auf sich nehmen als nötig? Dass er den Besuch der zwei Männer lebend überstehen würde, daran verschwendete er keinen Gedanken. Umgekehrt hatten sein Verstand und der menschliche Instinkt offenbar nicht akzeptiert, dass ihre Funktionen in Kürze außer Betrieb gesetzt werden sollten.

»Strapaziere nicht meine Geduld«, trug die Stimme von Roger seine Nervenbahnen zurück zu den höllischen Schmerzen an den Gliedern. »Die Liste, Marvin, wo ist sie?«

»Ich habe mich korrekt verhalten und den Verlust umgehend gemeldet, nachdem ich ihn bemerkt habe.«

»Sie wurde also gestohlen? Du hast sie nicht verloren?«, fragte Roger.

Marvin wurde lauter: »Verdammt nochmal, ich kann sie nicht verbummelt haben! Sie lag seit Jahren in meinem Safe, nie wurde sie von mir mitgeführt. Alle Namen auf dem Schrieb kenne ich auswendig, wozu hätte ich sie dabei sollen?«

»Okay«, schien Roger die Antwort zu akzeptieren. »Ausgegangen davon, dass die Liste gestohlen wurde. Dann sag mir, wann und von wem?«

»Das ist scheiße, woher soll ich das wissen?« Kaum ausgesprochen, erhielt Marvin von Merkur einen Schlag auf den Hinterkopf.

»Versuchen wir es anders«, sagte Roger ungeduldig werdend. »Wann wurde eingebrochen?«

Marvin atmete tief durch. »Irgendwann letzte Woche. Zwischen Montag und Freitag. Ich war während dieser Tage unterwegs, und als ich nach Hause kam, stellte ich den Einbruch fest und rief sofort die Polizei an.«

Für einen Moment schien die Verbindung zu Roger abgebrochen zu sein. Die entstandene Stille wurde nach ein paar Sekunden von seiner Stimme gestört. »Überlege die nächsten Worte genau, ich kenne dein Haus. Wer könnte den Einbruch verübt haben?«

»Ich weiß es nicht!«

»Denk nach!«, forderte Roger ungeduldig und böse werdend ihn auf, die unbefriedigende Antwort zu überdenken. Erneut verging eine halbe Minute. »Merkur, helfen Sie unserem Freund dabei, sich zu erinnern!« Der Angesprochene lächelte Marvin mit Vorfreude an. Dann entnahm er dem Werkzeugkasten, der neben ihm auf dem Boden stand, eine durchsichtige Plastikschachtel mit verschiedenen Nägeln. Er öffnete sie, nahm einen dünnen Eisenstift zwischen die Finger seiner linken Hand. Mit der Rechten hielt er den Daumen von Marvin fest und steckte den Nagel einen Zentimeter unter den Fingernagel. Mitten in dem Schmerzlaut des Gepeinigten ertönte die Stimme von Roger: »Wer?«, kam es scharf durch den Lautsprecher des Handys.

»Du Schwein!«, schrie Marvin zurück.

Merkur sah zu Venus, der erhob sich, stellte sich auf die andere Seite ihres Opfers und hielt den verletzten Daumen fest, während sein Begleiter einen dickeren Nagel nahm und ihn mit einem Hammerschlag durch das Nagelbett trieb. Diesmal brach der Schmerzensschrei ab und der gefolterte Hausherr wurde ohnmächtig. Mit einem Eimer Wasser holte

Merkur den Bewusstlosen in eine Welt zurück, die für ihn nur noch aus Schmerzen bestand.

Ein letztes Mal hörte Marvin die Stimme von Roger. »Wer ist oder kann in dein Haus eingebrochen sein? Wer konnte die Alarmanlage außer Gefecht setzen?« Der Hausbesitzer antwortete nicht, obwohl er sich mit einer Aussage höllische Torturen erspart hätte. »Meine Herren, Sie wissen was zu tun ist!«, vernahm er von Roger die Worte, die sein Todesurteil bedeuteten.

In den darauffolgenden Stunden wurde Marvin gefoltert wie eine Voodoo-Puppe. Die weltweit ungefähr sechzig Millionen Anhänger der synkretistischen Religion hätten ihrem Glauben abgeschworen, wenn sie Zeuge des brutalen Rituals gewesen wären. Ohne Mitleid und menschliche Regungen hatte Merkur jeden Finger von Marvin an den Tisch genagelt. Es war die Antwort auf sein Schweigen. Dann trieb er ihm dünne Nägel unter die Fingernägel und erntete dafür erneut nur Gestöhne. Nachdem das Opfer die Folter sechsmal ertragen hatte und ihm die siebte bevorstand, biss es sich vor Schmerz die Zunge ab. Es war unfassbar: Marvin lächelte seine Peiniger wie der Sieger eines Pokerspiels an, als er das Zungenstück auf den Tisch gespuckt und sie mit blutendem Mund angesehen hatte. Eine derartige Demütigung hatten Venus und Merkur bis dahin nie erfahren. Nach dem zehnten malträtierten Finger hatten sie zunächst das Gebäude durchsucht und danach aus dem Wagen drei Benzinkanister geholt. Auf die Zwei auf dem Rückweg nach Boston waren, brannten das Haus und Marvin lichterloh.

Vier Tage später wurden die Überreste des Toten bei eisiger Kälte beigesetzt. Das unscheinbare Holzkreuz, das

durch einen Grabstein ersetzt werden sollte, gab die Identität des Verstorbenen nicht preis. Es klärte die Friedhofsbesucher und die leblosen Nachbarn von Marvin, die er sich zu Lebzeiten lebendig in seiner einsamen Wohngegend gewünscht hätte, nicht darüber auf, wie grausam er gestorben war. Es gab ebenso keinen Hinweis darauf, dass er brutal ermordet wurde.

Marvin war tot. Seine vorletzten Gedanken hatten Roger Dovell sowie Venus und Merkur gegolten. Er hatte es ihnen gezeigt, er hatte sich nicht unterkriegen lassen und die Demütigung seiner Peiniger war es ihm wert zu sterben. Er hätte gerne weitergelebt und sein Dasein genossen, aber selbst ein Geständnis seinerseits wäre nicht imstande gewesen, ihn am Leben zu lassen. Er war bereits tot, als von Roger Dovell beschlossen wurde, Venus und Merkur zu ihm zu schicken. Niemals und nirgendwo hätte er ihnen auf Dauer entkommen können. Marvin hatte seinen Tod in Kauf genommen, um seinen Bruder zu schützen. Er war schon immer der Stärkere gewesen, hatte stets auf ihn aufgepasst und ihn beschützt, auch diesmal?

Der Bruder von ihm hieß Sam, Sam Snyder.

Ω

Die Suche nach Marilyn ging an diesem Dienstag unverdrossen weiter. Sie blieb zum Leidwesen aller unauffindbar, und als die Nacht Boston zu verschlingen begann, gab Forrest innerlich die Hoffnung auf, dass die junge Frau noch am Leben war. Er erledigte den notwendigen Papierkram und hinterließ seinem Nachfolger, dem eigentlich zuständigen und bis zum nächsten Tag

krankgeschriebenen Ermittler einen Notizzettel mit den Informationen, die ihn beschäftigt hatten.

Der Detektiv war unansprechbar und wollte, frustriert bis ins Mark, das Revier verlassen und nach Hause fahren. Entgegen seiner Absicht blieb er eine Stunde länger, was trotz guter Nachrichten seinen Frust nicht geschmälert hatte. Es waren der Pathologe Peter Brandon und der Morddezernatsleiter, Joshua Jason Calbott, ohne Vorwarnung, vor ihm standen und ihn mit in das Lokal gegenüber zogen. Forrest war sich für einen Moment wie ein Verbrecher vorgekommen. Irgendwelche Einwände und jeglicher Widerstand gegen die Einladung wurden von seinen Begleitern abgewiesen. Die Lokalität war brechend voll und sie hatten Glück, einen Platz an der Theke zu bekommen. Genau in dem Moment, als sie den Gastraum betraten, waren vier Gäste am Tresen am Zahlen. Die Männer zwängten sich aneinander vorbei und der Detektiv hatte die Ehre, zwischen dem Pathologen und seinem Vorgesetzten stehen zu dürfen. Die sonst verfügbaren Barhocker waren von anderen Kunden verschleppt worden. Forrest sah sich um und rechnete die Besucherzahl hoch. Er schätzte, dass sich mehr als einhundert Personen in dem Lokal befanden, und unter ihnen bemerkte er kein völlig fremdes Gesicht. Es waren alles Polizisten, einige, die er kannte, manche, an denen er ständig oder hin und wieder vorbei gelaufen war. Der Inhaber oder Pächter der Gastronomie konnte sich über die Anwesenheit der Cops nicht beschweren. Er hatte am sichersten Ort in Boston, vielleicht sogar den gesamten Vereinigten Staaten, ein Objekt, in das nur Verrückte eingestiegen wären. Der

Umsatz war bombastisch und Ärger mit Gästen gab es genauso selten, wie einen Flug zum Mond.

»Sie sehen drein, finsterer und kälter, als es das Wetter ist«, schob Peter dem Detektiv und dem Leiter des Morddezernats das Bier zu, das er ihnen spendiert hatte.

»Wie soll das Wetter werden?«, verstand Forrest wegen der Lautstärke in dem Lokal fast sein eigenes Wort nicht und die Frage falsch. Er sah von Peter zu seinem Vorgesetzten und dann wieder zu dem Pathologen und erntete deren Schmunzeln.

Peter wechselte das Thema. »Die Leiche aus dem Haus, das wegen eines Gaslecks am Sonntag explodiert ist, ich konnte sie identifizieren«, gab sich der Kollege nicht angeberisch, aber ein vernehmbarer Stolz schwang in seiner Stimme mit.

Waterspoon nickte anerkennend: »Respekt, und wer ist der Tote?«

»Lassen Sie sich das von Ihrem Chef erzählen, ich denke, nur dann werden Sie es glauben«, übergab Peter das Wort an Joshua.

Der Morddezernatsleiter, das hatte Forrest erst in diesem Moment bemerkt, wirkte ungewöhnlich zufrieden und fing wegen des Lärmpegels gezwungenermaßen lauter zu reden an. »Der Tote aus dem Haus ist definitiv identifiziert, obwohl er in Stücke gerissen wurde. Sogar die Wünschelrute hat es ihm weggerissen. Wir müssen der Wissenschaft dankbar sein, dass es die Forensik gibt.«

»Ja, schön und gut, ich bringe Peter morgen Blumen mit. Wer ist der Tote?« Forrest machte eine Geste, die eine Entschuldigung andeuten sollte, aber er hatte keine Lust auf den Lärm und schon gar nicht auf gute Laune.

»Rob Malloy«, posaunte Peter den Namen des Vaters von Devil aus.

Forrest sah in an und drehte sich unschlüssig Joshua Jason Calbott zu, der prompt mit dem Finger auf ihn zeigte. »So wie Sie habe ich auch zuerst dreingeschaut, der Name hat mir zunächst so wie Ihnen nichts gesagt. Sie kommen nie drauf, wer Rob Malloy war.« Der Detektiv schwieg. Der Erwähnte war irgendwo in seiner Erinnerung vergraben, deswegen wartete er, bis er die endgültige Antwort bekommen hatte. »Sie werden es nicht fassen, ich habe es ebenfalls nicht geglaubt. Rob Malloy war ohne jeden Zweifel Buffalo Bill.«

Es war eine Botschaft, die Forrest zwar nicht aus den Schuhen hob, aber eine Nachricht, die er mit Wohlwollen aufnahm. Er hatte es mit Buffalo Bill nie zu tun gehabt und darüber war er nicht traurig. Rob Malloy alias Buffalo Bill hatte in den Staaten viele Jahre für Entsetzen und Panik gesorgt. Er galt als einer der Serientäter, die ihre Morde bei klarem Verstand mit äußerster Brutalität verübt hatten. Bei seinen Taten ging er wie ein Trapper im Wilden Westen vor, der scheinbar von Indianern großgezogen worden war: Grundsätzlich wurden seine Opfer von ihm skalpiert. Die toten Männer bemalte er, als ob sie auf dem Kriegspfad wären. In einigen Fällen wurden sie zudem geteert und gefedert. Warum er manchmal von seinen tödlichen Gewohnheiten abgewichen war, konnte nie ermittelt werden. Die Frauen hatte Buffalo Bill, ausgeweidet und ihre ausgehöhlten Körper ließ er stets an öffentlichen Plätzen wie ein Ausstellungsstück in einem Museum zurück. Entweder, sie waren an einem Straßenschild wie an einen Marterpfahl festgebunden oder lagen mitten auf einer Kreuzung.

Obwohl er dabei das Risiko eingegangen war, gesehen und identifiziert zu werden, wurde er nie gefasst. Jahrelang trieb Rob Malloy dieses perfide Spiel und führte die Behörden an der Nase herum. In jedem Bundesstaat hatte er gemordet und ließ den Ermittlern mindestens zwei Leichen mit dem Schriftzug des zu einer Ikone aufgestiegenen Westernhelden zurück. Die einzige Ausnahme bildete Hawaii. Dort war Buffalo Bill nie gewesen. Jährlich bereiste Rob Malloy drei bis fünf Staaten, und obwohl die Behörden eng miteinander kooperiert hatten, wurde keine Spur zu ihm gefunden. Im fünfzehnten Jahr seines grausamen Schaffens war etwas geschehen. Zu diesem Zeitpunkt befand sich Rob Malloy in Florida. Zwei Leichen wurden entdeckt, die ohne jeden Zweifel auf sein Konto gegangen waren. Die Toten waren e ein Mann und eine Frau, die nichts verbunden und weit entfernt voneinander gewohnt hatten. Trotzdem, Buffalo Bill hatte seinen Schriftzug hinterlassen und die Mordopfer wiesen völlig identische Verletzungen auf. Genau dieselben wie die Toten in den anderen Bundesstaaten vor ihnen. Zudem konnte davon ausgegangen werden, dass Buffalo Bill nach wie vor die gleichen Waffen zu benutzen schien, die er bei seinem ersten Mord verwendet hatte. Dazu gehörten verschiedene Messer, ein Tomahawk, die Seile und die Pfeile sowie der zugehörige Bogen, mit denen er seine zufällig ausgewählten Opfer entweder in seine Gewalt gebracht oder sofort getötet hatte. Plötzlich war die Morde zu Ende. Die in Florida begangenen Tötungsdelikte geschahen in der ersten Jahreshälfte. Danach war mit dem Töten aus unerklärlichen Gründen Schluss. Mehrheitlich wurde angenommen, dass Rob Malloy durch einen Unfall oder eine Krankheit dauerhaft außer Gefecht gesetzt worden

war. Es gab Beamte, die damals gewettet hatten, dass der Mörder selbst tot sei. Alle, die dieser Meinung vertraten, hätten ihren Wetteinsatz verloren.

Das war zu einer Zeit geschehen, in der Forrest noch gar nicht wusste, dass er eines Tages ein Polizist sein würde. Er kannte den Fall dennoch. Er wurde auf den Polizeischulen bezüglich Fahndung und Umgang mit Serientätern häufig als Lehrstoff verwendet. Diese Unterrichtsstunden hatte er nie vergessen und sie wurden während seiner Laufbahn in einzelnen Bereichen und bei gewissen Methoden für ihn ein wertvoller Begleiter. Forrest gab eine Runde Bier aus, trank ein drittes, das sein Vorgesetzter bezahlt hatte, und verabschiedete sich danach. Sein Frust war nicht endgültig verraucht. Das Bier hatte die gefühlte Enttäuschung vor dem drohenden Untergang bewahrt. Die befand sich nun nicht auf dem Grund der Seele, sondern zwischen den Gefühlssträngen in Seenot. Er fuhr somit mit einer Laune nach Hause, die für seine Frau, Betty, gerade noch erträglich war. Die Stunden, in denen Forrest den Lehrstoff über Serientäter benötigen würde, rückten immer näher.

Ω

Molly glaubte nicht mehr daran, dass Sam Snyder sich an diesem Tag melden würde. Es war inzwischen acht Uhr abends, das Telefon war still geblieben. Sie hatte Adam versprochen, ihn umgehend zu informieren, wenn sie Sam am Apparat hatte. Die Zeit verging und der Anruf ließ auf sich warten. Es verstrichen fünf weitere Minuten. Schließlich betrat ihr Verlobter zum zweiten Mal an diesem Tag ihr Büro, was trotz der gemeinsamen Zukunftspläne selten geschah, und bat sie, ihn nach Hause zu begleiten.

»Hast du deinen Freund erreicht?«, kannte Molly die Antwort auf ihre Frage, aber sie stellte sie dennoch, um Zeit zu gewinnen. Sie blickte das Telefon auf ihrem Schreibtisch an, als ob sie mit ihren Gedanken den Apparat dazu bewegen könnte, zu läuten.

»Nein, er ist auf seinem Privathandy nicht erreichbar. Ich habe es mehrfach versucht, leider vergeblich.« Adam sah auf seine Armbanduhr. Er hatte Mollys Absicht durchschaut. »Hör zu, wenn du noch warten willst, dann machen wir es, aber nur, wenn wir ein Abkommen schließen.«

»Welches?«

Adam sah Molly die Enttäuschung des Tages und des vergeblichen Wartens an und fügte der Vereinbarung eine zusätzliche Stunde hinzu. »Bis zehn Uhr, keine Minute länger.« Dafür erntete er ein dankbares Lächeln und ihr Einverständnis. Es wurde trotz der zeitlichen Vorgabe elf Uhr abends. Der Apparat schwieg beharrlich. »Wie wirkte er auf dich am Telefon und wie beurteilst du sein Verhalten im Eingangsbereich vor, während und nach dem Anruf?«, fragte er Molly zwischendurch.

»Er erschien mir wesentlich ruhiger als in der Empfangshalle. Außerdem hatte ich den Eindruck, dass ihm die genannte Summe von einer Million schwer über die Lippen kam. Irgendwie schien ihm die Situation peinlich zu sein.« Molly begab sich in Gedanken in den Videoraum und sah die Bilder, die Sam Snyder und den Teenager gezeigt hatten, vor ihren Augen ablaufen. »Im Empfangsbereich gab er sich gefasster, aber trotzdem, er wirkte nervös. Es hatte den Anschein, als ob er ängstlich wäre.«

Adam nickte bestätigend. »Ich habe mir die Videos angesehen. Ja, den Eindruck hatte ich auch. Natürlich kann

ich nicht nach so vielen Jahren ohne Kontakt und nach einigen Gesprächen ein Zeugnis über Sam ausstellen, aber im Gegensatz zu mir war er ein Musterschüler und Gentleman. Er war, soweit ich mich erinnern kann, stets korrekt, wenn du so willst, ein Vorzeigestudent. Ich glaube, dass der Anruf seiner derzeitigen Situation geschuldet ist, er in Schwierigkeiten steckt und deswegen deutlich mehr Geld braucht, als ihm zur Verfügung steht.« Zehn Minuten vor der zeitlichen Frist erhob sich Molly, begab sich zu dem kleinen Partykühlschrank in ihrem Büro und stellte aus taktischen Gründen ihrem Verlobten ein Bier vor die Nase. »Seit wann befindet sich in deinem Rohkostgerät Alkohol?«, wunderte sich der ehemalige Kameramann. Er wusste, dass Molly den Kühlschrank ausschließlich für die Aufbewahrung von frischen vegetarischen Lebensmitteln zu benutzen pflegte.

Für Molly war Adam ein offenes Buch. Sie war sich sicher, dass er sie nach der ersten Flasche Bier um ein zweites bitten würde. Dem Motto, dass ein Mann auf einem Bein nicht stehen kann, traf auf den ehemaligen Kameramann zu, wie kaum sonst auf jemanden. Diesmal war es ihr recht, die Trinkfreude ihres Verlobten verlängerte die vereinbarte Wartezeit auf den Anruf in ihrem Büro. »Mein Liebster, du hast mir den Verstand geraubt. Während deiner Abwesenheit habe ich so oft an dich gedacht und deswegen wurden ein paar Flaschen in den Kühlschrank gestellt«, sagte sie sarkastisch und wurde sofort wieder ernst. »Angenommen, du hast recht und er hat Probleme, dann sind sie angesichts des Betrages gewaltig.«

»Was eben nicht zu Sam passt. Darüber mache ich mir den ganzen Tag Gedanken. Ich frage mich, in welchen Schlamassel er geraten ist.«

»Wie lässt sich die Liste ihm zuordnen?«

Adam schüttelte unwissend den Kopf. »Gar nicht. Er hat mit der Medizin nichts zu tun und am Hut. Wenn er früher einen Tropfen Blut sah, ist er wie ein gefällter Baum umgefallen. Du willst mir nicht erzählen, dass du nicht über ihn recherchiert hast, seitdem du seinen Namen von mir erfahren hast.«

Molly mochte es nicht, durchschaut zu werden. So, wie sie Adam kannte, genauso verhielt es sich umgekehrt. Manchmal kam es ihr vor, als ob er imstande wäre ihre Gedanken zu lesen, und das verunsicherte sie zuweilen. Beruflich war es ihr egal, aber privat hatte sich ihr Verlobter auf ihr Wesen und ihre Eigenarten dermaßen eingestellt, dass er ihr geradezu unheimlich wurde. Sie lehnte sich zurück und streckte sich. Dann sah sie ihn an, den Mann, von dem sie nie geglaubt hätte, dass er ihr Herz erobern könnte. »Tja, Adam, das ist ein Problem, dein Freund ist ein Rätsel.«

»Wie meinst du das?«

»Du bist viel unterwegs, hast du während der Reisen nie versucht, mehr über Sam zu erfahren?«

Adam schüttelte den Kopf. »Wozu? Ich war felsenfest davon überzeugt, dass wir uns treffen, und konnte nicht ahnen, dass es bis heute nicht dazu gekommen ist. Wenn es geschehen wäre, hätte ich lieber persönlich gehört, wie es ihm in all den Jahren ergangen ist und was er treibt.«

»Gut, dass du ein Kameramann und kein Journalist geworden bist«, erwiderte Molly. »Fakt ist, dass Sam nicht existiert. Ich finde nichts über ihn, nirgendwo.«

»Ist nicht dein Ernst?«

»Ich habe keine Silbe zu einen Sam Snyder gefunden und das lässt mehrere unschöne Vermutungen zu. Entweder, du täuschst dich in ihm als Person oder der ehemalige und wieder auf der Bildfläche vorhandene Freund ist nicht jener, der er vorgibt zu sein. Kann es sein, dass du ihn verwechselst und der Anrufer gar nicht Sam Snyder ist?«

»Unmöglich!«

»Okay, dann ist er entweder ein untergetauchter Ganove oder er ist bei der CIA, wobei beides auf dasselbe hinausläuft.«

Adam wurde mulmig zumute. Molly hatte ihm ihren journalistischen Riecher öfter bewiesen und bei einer dieser Gegebenheiten waren sie sogar in Lebensgefahr geraten. »Ist das nicht zu weit hergeholt? Ich meine für seine Unauffindbarkeit im Netz kann es tausend Gründe geben.«

Bevor die Journalistin antwortete, brachte sie Adam eine zweite Flasche Bier, obwohl er die erste noch nicht völlig leer getrunken hatte. »Stimmt schon, aber es sind Motive, von denen uns keiner gefallen wird«, sagte sie, nachdem sie wieder in dem für jeden anderen eher hässlichen Bürostuhl saß. Der Stuhl stellte ihr Lieblingsmöbelstück in dem Raum dar, sie hatte ihn deswegen mit verschiedenen farbigen Stofffetzen bezogen.

»Übertreibst du nicht?«, erwider Adam und trank die Bierflasche leer.

Die Journalistin zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung, was ich von all dem halten soll. Ehrlich, nichts davon gefällt

mir.« Molly deutete auf die Liste mit den sechzig Namen, die nach wie vor auf dem Schreibtisch lag. Sie waren für sie unbekannte Codes, die darauf zu warten schienen, entschlüsselt zu werden. Sie tippte auf das Blatt. »Du hattest recht, bei den restlichen zehn Nachnamen hat es sich ausschließlich um Apotheker gehandelt. Was bitte, will Sam Snyder uns mit den Namen sagen?«

Jetzt zuckte Adam ahnungslos mit der Schulter. »Ich weiß es beim besten Willen nicht«, sah er erneut auf seine Armbanduhr und griff nach der vollen Flasche. »Es ist gleich halb elf, ich denke, wir warten umsonst.« Kaum hatte er ausgesprochen, läutete das Telefon. »Lass mich mit ihm reden«, legte er die Hand auf den Hörer. Molly war einverstanden und Adam meldete sich nicht mit dem Namen, als er den Telefonhörer abhob und im gleichen Moment den Lautsprecher einschaltete, sondern fragte: »Sam? Sam, bist du es?«

Der Senderinhaber vernahm die fragende und zugleich feststellende Stimme seines Freundes, die hysterisch sagte: »Sie haben Marvin getötet, die Hurensöhne haben meinen Bruder umgebracht!«

»Sam, wo bist du?« Auf der anderen Schreibtischseite rief Molly mit dem Computer die News der Nachrichtenredaktion des Senders auf. Sofort fiel ihr eine der aktuellen Schlagzeilen auf und mit dem Zeigefinger deutete sie Adam an, sich die Meldung anzusehen. Mit dem Hörer in der Hand umkurvte er den Schreibtisch und wiederholte dabei die Frage an den Anrufer. »Sam, wo steckst du, verdammt nochmal?«

»Marvin hat alles vorbereitet und geplant, aber es ist schiefgegangen. Er hat gesagt, dass ich euch die Liste geben

soll, wenn er sich bei mir meldet. Mein Bruder hat angerufen und das bedeutet, dass er ahnte oder wusste, dass er sterben wird. Verstehst du? Ich melde mich«, beendete der Anrufer die Verbindung.

Ratlos sah Adam den Hörer an, legte ihn auf die Gabel des uralten Telefons und widmete sich dem Artikel, den Molly mit einem Klick geöffnet hatte. Es war eine Meldung, die von einem Kollegen geschrieben und die inzwischen mehrfach in den aktuellen News gesendet worden war. Sie lautete:

Grausiger Fund nach Hausbrand!

In einem völlig abgebrannten Gebäude an der Eliot Street wurde die Leiche eines Mannes, vermutlich des Hausbewohners, nach den Löscharbeiten der Feuerwehr gefunden. Ob es sich bei dem Feuer um einen technischen Defekt oder Brandstiftung handelt, lässt sich zum derzeitigen Zeitpunkt nicht sagen. Einem uns bekannten Brandexperten zufolge, scheint es sich jedoch bei dem Brand um den Versuch zu handeln, ein Kapitalverbrechen vertuschen zu wollen.

Adam ließ Molly etwas Zeit, um einige Recherchen tätigen zu können. Sie fand die genaue Adresse des Brandortes heraus und konnte innerhalb weniger Sekunden in Erfahrung bringen, wem das Haus gehört hatte: Marvin Snyder!

»Ich hoffe, dass sich Sam in den kommenden Stunden bei uns meldet. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass wir die Einzigen sind, die ihm aus der Patsche helfen könnten«, schloss Adam den Abend mit einem Wunsch ab, der ihm nicht erfüllt wurde.

Ω

Davor, dazwischen, zeitgleich und bis nach Mitternacht drohte Sam, in Panik zu verfallen. Bis vor vier Wochen war sein Leben in Ordnung. Er war Vater, ein glücklicher Ehemann und durch seinen Beruf wurde er positiv ausgefüllt. In seinem Arbeitsumfeld war er anerkannt und in der Firma hatte er den Ruf eines Spezialisten. In seiner privaten Umgebung wurde er geschätzt und als herzlich und großzügig beschrieben. Plötzlich war alles aus den Fugen geraten.

Wegen seiner Frau hatte Sam keinen Kontakt zu seinen Eltern und seinem Bruder. Ständig hatten sie über Mandy gelästert und ihm die Beziehung auszureden versucht. Er hatte sich geweigert, war standhaft geblieben und das führte zu einem Bruch mit seinen Blutsverwandten. Sam hatte eine schöne Kindheit und Jugend erleben dürfen. Er hatte einen älteren Bruder, der ihn beschützt hatte, und die Mutter war trotz ihrer konservativen Einstellung liebevoll und aufgeschlossen. Ihm hatte es an nichts gefehlt, obwohl ihr Zuhause einer Börse ähnlich war. Finanziell ging es regelmäßig auf und ab. Im Land der unzähligen Träume und der unbegrenzten Möglichkeiten konnte ein unerwarteter Wohlstand ebenso eintreten wie der soziale Absturz. Das beste Beispiel dafür war der Vater von Sam. Bill Snyder war gelernter Automechaniker. Den Beruf hatte er in einer kleinen Werkstatt erlernt und mit diesen Voraussetzungen hatte er sich freiwillig zum Militär gemeldet. Unbedingt wollte er an Flugzeugen herumschrauben und wurde angenommen. Der Familie Snyder ging es einigermaßen gut. Bill war der Einzige, der unzufrieden war. Er hatte zu wenig verdient, um seiner Frau und den Kindern ihr mehr bieten zu können. Es folgten einige Monate, die überwiegend

durch Entbehrungen geprägt wurden, bis das Talent von ihm durch einen Zufall entdeckt und er umgehend versetzt wurde. Aus Spaß hatte der Vater von Sam an einem Schützenturnier teilgenommen und es gewonnen. Als einziger Teilnehmer hatte er alle Schüsse in die Mitte der Zielscheibe gebracht und damit für Aufsehen gesorgt. Niemand konnte sich daran erinnern, dass so etwas jemals jemandem gelungen war. Bill wurde in eine Scharfschützenkompanie abkommandiert und verließ das Militär mit Auszeichnungen, die in dieser Masse und Art selten verliehen wurden. Schließlich fing er bei einer Sicherheitsfirma zu arbeiten an, stieg in der Kompetenz schnell auf und wurde zu einem Sprecher der Belegschaft. Unter anderem hatte er für bessere Arbeitsbedingungen und höhere Gehälter gesorgt. Mit der Forderung nach einer Firmenrente hatte sich Bill zu weit aus dem Fenster gelehnt und wurde vom Vorstand des riesigen Unternehmens abgesägt. Dabei war es nicht immer mit rechten Dingen zugegangen, aber wen interessierte ein Einzelschicksal.

Danach ging es allerdings nicht bergab, sondern steil bergauf und sein Sohn Sam hatte daraus gelernt. Wenn ihm etwas an seinem Vater in dieser Zeit imponiert hatte, dann war es dessen Kämpfernatur. Er gab nie auf und von diesem Gen hatte Bill Snyder den überwiegenden Zellenanteil nicht ihm vererbt, stattdessen seinem Bruder. Der Bruch innerhalb der Familie war da und konnte nicht gekittet werden. Marvin wäre es im Grunde genommen egal gewesen, mit wem und wie lange Sam zusammengelebt hätte. Die Mutter hatte bei ihm geschafft, was ihr bei Sam nicht gelungen war. Sie hatte ihn bekehrt und die Beziehung an die Wand seines Gehirnes, als einen Pakt gemalt, der sein Wohlbefinden und

seine Charakterfestigkeit zwangsläufig zum Einsturz gebracht hatte. Je länger in der Folge die Verbindung zwischen Sam und Mandy hielt, umso mehr bereute Marvin, dass er seinem Bruder in den Rücken gefallen war. Er bedauerte es sehr, dass sie keinen Kontakt zueinander hatten.

Sam erging es nicht anders, aber wie sein Bruder war er zu stolz, um nachzugeben. Er hätte es getan, wenn er gewusst hätte, dass Marvin seine Ansicht bezüglich Mandy längst geändert hatte. Umgekehrt waren dem Älteren die Hände gebunden. Er, der einen sozialen Stand oberhalb der Mittelschicht und weit unterhalb der oberen zehntausend einnahm, hatte sich auf etwas eingelassen, das ihn daran gehindert hatte, den Kontakt zu seinem Bruder aufleben zu lassen. Marvin hatte sich zu einem Fuß-Abstreifer von Roger Dovell hochgearbeitet, und als er es erkannt hatte, war es zu spät, um diesen Status zu ändern. Er begann aufzubegehren, zunächst leise, dann lauter, aber er musste gegen seinen Willen einsehen, dass er auf einem verlorenen Posten stand. Er hatte sich zu einer Marionette degradieren lassen. Das Gen seines Vaters, eine Kämpfernatur zu sein, widersetzte sich dieser unfreiwillig eingenommenen Position mit einer Ausnahme: Keinesfalls wollte Marvin seinen Bruder, seine Schwägerin und seine zwei Neffen sowie seine Nichte in Gefahr bringen. Sein Widerstand und seine Erkenntnisse trieben ihn in eine ausweglose Situation, die Marvin dazu gezwungen hatte, Sam zu kontaktieren. Das war vor ungefähr vier Wochen.

Bis dahin war das Leben von Sam sogar besser abgelaufen, als er es sich erträumt hatte. Dafür hatte er hart gearbeitet, aber bevor er in diesen Lebensabschnitt eintreten konnte,

musste er sich die Qualifikationen für seine Tätigkeit aneignen. In jenen Tagen wusste Sam lange Zeit nicht, was er später einmal werden wollte. Drei Berufe hatten es ihm angetan, aber einen von ihnen ausüben zu können, das lag unerreichbar fern. Sein favorisierter Traumberuf war Astronaut. Seine eher zierliche körperliche Konstitution im achtzehnten Lebensjahr ließ diesen Traum wie ein Märchen aus tausendundeiner Nacht erscheinen. Zu seiner Enttäuschung traf dieser Nachteil auch auf seinen alternativen Berufswunsch zu. Wenn schon nicht Kosmonaut, dann zumindest Pilot, daraus wurde ebenso nichts. Sam begann zu studieren, ohne zunächst ein Ziel zu haben, und vielleicht war es seine Bestimmung, um seinen Weg im privaten und beruflichen Leben zu finden.

Die neunziger Jahre waren eine wilde Zeit und sie beinhalteten entscheidende Lebensmomente für Sam. Zu Beginn bis weit in die zweite Hälfte dieses Jahrzehnts waren er und Adam mindestens so energiegeladen, wie es die ganze Welt zu sein schien. Die Musik von Michael Jackson eroberte die Ohren und Tanzflächen, das Handy ermöglichte eine revolutionäre Art der Kommunikation und der Heimcomputer hatte die weltlichen und gedanklichen Grenzen aufgehoben. Binnen eines Jahrzehnts war die Welt eine andere geworden und ebenso rasant veränderten sich die Freunde. Adam zog es in das Reich der Filmindustrie, und dass er eine Begabung für die Erschaffung von opulenten Bildern hatte, hatte er mehrfach mit einer Videokamera unter Beweis gestellt. Er ließ sich von nichts und niemandem bremsen und war nach einigen Umwegen in Hollywood gelandet. Ihr Kontakt riss bald danach ab, aber Sam litt in jenen Tagen nicht besonders darunter.

Stattdessen war er froh seine künftige Frau, Mandy, kennengelernt zu haben. Während das Millennium näher rückte, kamen sich Sam und Mandy ebenfalls näher, was zur Folge hatte, dass sie bereits im alten Jahrtausend zum ersten Mal Eltern wurden. Die Freude war groß, hatte allerdings auf Sam bald eine ernüchternde und beeinträchtigende Wirkung. Seine Zukunftspläne wurden durch die Vaterschaft negativ beeinflusst. Genau in diesen Tagen wusste er nicht, was er für einen Beruf erlernen wollte, und somit war er sich auch nicht darüber klar, welches Studienfach er anstreben und belegen sollte. Ihr Glück war, dass Mandy einen Beruf hatte und zumindest so verdiente, dass sie sich ohne zusätzliche Gelegenheitsjobs über Wasser halten konnten. Mandy war Dozentin an der Uni von Sam und zehn Jahre älter, aber der Liebe war das egal. Den frischgebackenen Eltern ebenso. Der eigentlich unerhebliche Altersunterschied hatte ihr Dasein und damit ihren Stand in der Öffentlichkeit keineswegs vereinfacht. Mandy hatte Physik, Chemie und Biologie studiert, dafür viele Semester aufgebracht und deswegen lehrte sie noch nicht lange an der Uni, was auf ihrer Gehaltsliste ersichtlich wurde. Während ihres Schwangerschaftsurlaubs, den sie so kurz wie möglich gestalten wollte, hatte sich für Sam eine berufliche Perspektive offenbart.

Er und seine Lebensgefährtin, sie wohnten inzwischen zusammen, wobei Sam zu Mandy gezogen war, hatten zahlreiche Gespräche geführt. Manchmal waren es Unterhaltungen, die sich über Stunden hinweggezogen. Sam hatte keine Lust auf einen gewöhnlichen Beruf, auf einen, der von jedem mittelmäßigen Schulabgänger ausgeübt werden konnte. Er war begierig darauf, etwas

Außergewöhnliches zu tun, etwas, was im Stande war, ihn jeden Tag neu herauszufordern und zu begeistern. Außerdem lag es ihm am Herzen, in einer Branche tätig zu sein, die für die gesamte Gesellschaft notwendig und nützlich war. Während die Zukunft von Sam immer mehr an Kontur gewann, wurde die von Mandy befruchtet. Allerdings anders, als sie es gerngehabt hätte. Sie wurde an einem dieser dialogreichen Abende erneut schwanger und brachte ihren zweiten gesunden Jungen zur Welt. Es war eben nicht alles Gold, was glänzte. Sam überwarf sich wegen seines Einzugs bei Mandy mit seiner Familie. Seine Mutter und sein Bruder, Marvin, hatten ihn stets bekehren und dazu verleiten versucht, seine Vaterpflichten zu erfüllen. Im gleichen Atemzug hatten sie von ihm gefordert, die Beziehung mit Mandy sofort zu beenden. Immer wieder wiesen sie ihn auf den Altersunterschied hin, redeten ihm die Vaterschaft als eine Jugendsünde ein und waren davon überzeugt, dass die Verbindung zwischen ihm und ihr keine Zukunft besaß. Für die Familie war sie nichts anderes als ein vorübergehender Lebensabschnitt. Sam weigerte sich, widersprach vehement und war nicht gewillt, zu erfüllen, was seine Familienangehörigen eingefordert hatten. Daraufhin wurde ihm jegliche Unterstützung vom Elternhaus entzogen.

Durch die Geburt des zweiten Sohnes wurde die berufliche Rückkehr von Mandy unmöglich. Sam warf sich voll in sein Studium und nahm zudem Gelegenheits- und Aushilfsjobs an, um eine finanzielle Schieflage zu vermeiden. Für seine Loyalität gegenüber seiner Lebensgefährtin und den gemeinsamen Kindern wurde Sam schließlich vom Glück belohnt. Er lernte Leute kennen, die ihn auf seinem Weg zu

unterstützen bereit waren. Durch diese Förderung wurde es ihm möglich, die persönliche Ziellinie zu überqueren. Sam wurde Pharmaforscher und übte somit einen Beruf aus, der ihm das bot, wovon er geträumt und was er sich gewünscht hatte. Er hatte einen Job aus, der täglich eine Herausforderung war. Er stieg zu einem Fachmann in der Branche auf, hielt gelegentlich Vorträge über die Analyse- und Synthesetechnik. Mittendrin fing er an, sich in seiner Freizeit, unterstützt von Mandy, mit der Erforschung neuer Entwicklungsmethoden für Medikamente zu beschäftigen. Er war einer der Fachkräfte, die darauf hinwiesen, dass sich das amerikanische Gesundheitssystem auf einem schmalen Grat bewegen würde. Wie seine Kollegen war er überzeugt, dass bei einer Epidemie oder Pandemie dem gesamten System ein Kollaps bevorstand. Manchmal wurde ihm hier und da ein offenes Ohr geschenkt, aber seine Warnungen erhielten nicht die Aufmerksamkeit, die er für nötig hielt und sich gewünscht hätte. Das war die eine Welt, in der er lebte. Die andere war die mit seiner Familie, also Mandy und den gemeinsamen zwei Kindern. Zu seinen Eltern und zu seinem Bruder Marvin hatte Sam in all den Jahren überhaupt keinen Kontakt. Irgendwann erfuhr er, dass seine Angehörigen aus der Stadt in eine ländliche Gegend gezogen waren. Er hatte keine Ahnung davon, dass es sich bei dem neuen Wohnort um eine Entfernung von nicht einmal dreißig Kilometern gehandelt hatte. Von seinem Bruder hatte er nichts gehört und das bedauerte er. Marvin war der Ältere und eindeutig Stärkere und hatte ihm oft aus der Klemme geholfen. Egal ob zu Hause oder in der Schule, er war stets für ihn da. Dadurch wurden entweder eine Tracht Prügel vom Vater oder Schläge von idiotischen

Mitschülern verhindert. Das Glück war endgültig perfekt und nicht imstande größer zu werden, als Mandy erneut schwanger wurde. Längst war Sam nicht mehr gezwungen, nebenbei zu arbeiten. Sein Gehalt gestattete es ihnen, ein unbeschwertes Leben zu führen. Vor der Geburt ihrer Tochter Susan heirateten Sam und Mandy und aus Zorn auf seine Familie sowie aus Liebe zu ihr nahm er den Familiennamen seiner Frau an. Seit acht Jahren hieß er nicht mehr Snyder, sondern Sam Ridge. Adam hatte trotz des wiedergewonnenen Kontaktes den Nachteil, seinen Freund nur als Sam Snyder zu kennen.

Der Anruf seines Bruders hatte Sam positiv überrascht, obwohl er durch diesen zugleich irritiert worden war. Er kannte Marvin von jeher als den Stärkeren und den, der über alles die Kontrolle besaß. Bereits an seiner Stimme hatte er bemerkt, dass irgendetwas nicht in Ordnung war. Offenbar hatte sein Bruder das Zepter aus der Hand gegeben, mit dem von ihm die eigene Umwelt dirigiert worden war. Besorgt hatte er sich nach seinen Eltern, aber sein Blutsverwandter wollte nicht am Telefon mit ihm sprechen, sondern ihn persönlich treffen, und zwar unverzüglich. Sam hatte eingewilligt. Sie trafen sich eine Stunde später, sprachen zum ersten Mal seit Jahren miteinander und das Gespräch verlief in eine Richtung, die Sam nicht gefallen hatte. Schon nach wenigen Sätzen hatte er erkannt, dass Marvin unter großem Druck stand. Es war eine außergewöhnliche Situation für beide. Dermaßen nervös und besorgt hatte Sam ihn nie erlebt. Was er zu hören bekam, hatte die desaströse Verfassung von Marvin erklärt. Sam versprach ihm zu helfen. Allerdings hatte er nicht vor, ins offene Messer zu laufen, sondern erschuf einen Zeitplan, der von seinem

Bruder zähneknirschend akzeptiert wurde. Der zeitliche Faktor war der Anlass, der den Älteren einen Plan austüfteln ließ, eine Mission, die ihn zum Schluss das Leben gekostet hatte.

Zusammen wurde von ihnen ein Einbruch in Marvins Haus vorgetäuscht und Sam nahm die Unterlagen aus dem Tresor an sich. Er hatte seinem Bruder geschworen, die von ihm erhaltenen Anweisungen zu befolgen und zu keinem Punkt von dem abgesprochenen Vorgehen abzuweichen. Aus Sicherheitsgründen wurde ein Code vereinbart, der aus einem Lebenszeichen bestand. Er sah vor, dass sich Marvin alle zwölf Stunden bei Sam zu melden hatte. Die Absprache wurde über Tage hinweg eingehalten. Sam hatte für den Fall, nichts von ihm zu hören, strikte Order. Mehrfach hatte er sie wiederholt und sein Ehrenwort gegeben, die Vereinbarung einzuhalten. Er war es Marvin schuldig, sich an die Verabredungen zu halten, obwohl sie ihm wegen der Risiken und Gefahren sie zuwider waren. Der Vorschlag, die Behörden einzuschalten hatte der Ältere vehement abgelehnt.

Sam hatte eingesehen, dass Marvin im Recht war. Das Einschalten der Polizei hätte den unweigerlichen Tod ihrer spurlos verschwundenen Eltern bedeutet. Wie vereinbart hatte sein Bruder alle zwölf Stunden ein Lebenszeichen von sich gegeben. Die Enttarnung eines ungeheuerlichen Komplotts schien nach Plan zu laufen. Der letzte Anruf des Älteren war einer, den Sam nie für möglich gehalten hätte. Marvin hatte am frühen Morgen angerufen und ihn angewiesen, mit sofortiger Wirkung so vorzugehen, als ob kein Lebenszeichen erfolgt wäre. Sam hatte geschockt reagiert. Das Telefonat mit seinem Bruder war zugleich ein

Abschied für immer. Niemals war er davon ausgegangen, dass es so kommen würde. Es war der letzte Kontakt in ihrem Leben untereinander. Aus diesem Grund hatte er die Journalistin Molly Waterspoon kontaktiert. Es war ein Schachzug des abgemachten Vorgehens und wegen dem Anlass hatte er seine Frau und Kinder in Sicherheit gebracht.

Später hatte er aus einem Internetcafé AM-News angerufen, und kurz bevor er die Stimme von Adam vernahm, wurde im Fernseher über den Brand im Haus seines Bruders berichtet. Er war nicht fähig, mehr zu sagen als das, was er zu ihm gesagt hatte. Inzwischen war er unfähig, sich an die ausgesprochenen Worte zu erinnern. Sam Ridge, der mit dem Familiennamen Snyder zur Welt gekommen war, hatte sich nie zuvor dermaßen hundeelend gefühlt. Er hatte die Anweisungen seines Bruders, wusste somit, wie er vorzugehen hatte.

Er war nicht so stark wie der Ältere und er hatte keinen Beschützer mehr, den er nach Mitternacht so dringend gebraucht hätte. Sam benötigte frische Luft, wollte einen klaren Kopf bekommen und überlegen, wie die Direktiven von Marvin am besten umzusetzen waren. Er ließ deswegen den Wagen stehen und ging spazieren. Er wusste, dass seine Frau und Kinder in Sicherheit waren. Auf Anweisung seines Bruders und nachdem, was geschehen war, hatte er sie an einem Ort versteckt, von dem er ausging, dass niemand dort nach ihnen suchen würde. Er hätte nicht an die frische Luft gehen sollen.

Sam Ridge traf während des Spaziergangs auf Baby und diese Begegnung hatte für ihn tödliche Folgen. Damit nahm er die Probleme seines Bruders und die von ihm erhaltenen und nun unerfüllten Aufgaben mit ins Jenseits.

Die Ermittlungen von Forrest wurden dadurch erheblich durcheinandergewirbelt und erschwert.

3. Kapitel

Mittwoch

Als sich Forrest aus dem Bett gequält hatte, bemerkte er, wie leichtfertig er mit seiner Gesundheit in den letzten Monaten umgegangen war. Er spürte jeden einzelnen Meter in seinen Gliedern, den er in den letzten zwei Tagen zu Fuß zurückgelegt hatte. Es war kein richtiger Muskelkater, aber in gewissen Bereichen seiner Unter- und Oberschenkel, ebenso in seinem Rücken, verspürte er ein Ziehen. Eines, das ihm verdeutlicht hatte, mehr Sport oder zumindest ausreichend Bewegung betreiben zu müssen. Es war eine Erkenntnis, die ihm am frühen Morgen weitaus weniger gefiel, als es im Lauf des Tages der Fall gewesen wäre. Betty schlief noch, deswegen verließ er das Schlafzimmer auf Zehenspitzen. Er hatte vor, einen Kaffee in der Küche zu trinken, allerdings wurden ihm Grenzen aufgezeigt. Zuerst fand er die Kaffeedose nicht und hatte sich vergeblich nach Kaffeefiltern umgesehen. Er war bereit, auzugeben und auf das gewohnte Morgengetränk zu verzichten, doch der Ehrgeiz ließ ihn die Kaffeemaschinenfunktionen betrachten. Verärgert hatte er erkannt, dass für diesen Apparat keine Filter notwendig waren und mit dementsprechender Laune, hatte er das Haus verlassen. Auf dem Weg ins Präsidium hatte er einen Halt eingelegt und in einem Stehcafé das Versäumnis von zu Hause nachgeholt. Obwohl er nicht wusste, warum, berührte ihn das Schicksal von Marilyn, und zugleich fragte er sich, ob sie noch am Leben war. Wenn nicht, wo befand sich ihre Leiche? Er vertrieb die Gedanken aus seinem Kopf. Sie hatten in dem Lokal nichts zu suchen. Bei der zweiten Tasse Kaffee fiel ihm auf, dass er tatsächlich

Bettys Rat umzusetzen versucht und sich bemüht hatte. Von ihr wurde ihm der Tipp gegeben, dem Beruf keinen Platz in seiner Freizeit einzuräumen. Der Ratschlag war zugleich eine Warnung. Seine Frau hatte es satt, ihn ständig daran zu erinnern, dass es auch noch etwas anderes gab als Morde.

Nicht immer gelang es. Vor allem dann nicht, wenn ein Fall und die Ermittlungen den gewünschten Erfolg vermissen ließen. Hatte es sich so gestaltet, gab es ihm keine Ruhe, dass ein Täter frei herumlief und jederzeit zu einer Gefahr für die Allgemeinheit werden konnte. Ein Tötungsdelikt musste nicht zwangsläufig zu weiteren Morden durch die gleiche Person führen. Äußerst selten traf dies zu, aber widrige Umstände hätten zusätzliche Kapitalverbrechen durchaus zugelassen. Ein zufälliger Zeuge, eine unbeabsichtigte Begegnung, ein dummer Zufall konnten einen Menschen, der einem anderen das Leben genommen hatte, in die Enge treiben und Affekthandlungen auslösen. Nicht das Dasein war unberechenbar, sondern jedes Lebewesen, insbesondere der Mensch. Manchmal hatte ihm diese Erkenntnis den Glauben an das Gute genommen. Er hatte es Betty nie gesagt: Tatsächlich hatte es in jüngerer Vergangenheit eine Zeit gegeben, in der er ernsthaft über eine vorzeitige Pensionierung nachgedacht hatte. Letztlich war es ihm nicht gelungen, sich für diesen Schritt zu entscheiden. In jeder Verhaftung eines Mörders sah er eine Person, die Betty und den Kindern nichts mehr antun würde. Er war sich bewusst, dass zum Leben der Tod gehörte, aber eben nicht der Gewaltsame. Es wurde mit den Jahren zu einem Lächeln der Ironie: Durch die aufgeklärten und unaufgeklärten Morde wurde er als Mensch wesentlich mehr geprägt als durch seine dunkle Hautfarbe.

Forrest pflegte, drei Tassen Kaffee zu trinken, bevor er das Haus am Morgen verließ, und das war ein fester Bestandteil seines Tagesablaufs, seitdem er und Betty sich das Ja-Wort gegeben hatten. Es war eine Praktik und ein Ritual zugleich. So unwesentlich es erschien, wenn diese Marotte und Gewohnheit überdacht wurde, kam zum Vorschein, dass sie ihr Eheleben vereinfacht hatte. Bei dieser Feststellung wurde ihm bewusst, dass er im Grunde genommen nicht ein einziges Hobby hatte. Das Warum war einfach erklärt: Er besaß keine Freizeitbeschäftigung, die ihn ausgefüllt hätte. Er wusste gar nicht, welches Gebiet der Horizonterweiterung oder der sinnlosen beziehungsweise sinnvollen Beschäftigung seines Geistes und Körpers ihn interessieren würde. Genau in dem Moment, als er sich vorgenommen hatte, auch in dem Lokal drei Becher Kaffee zu trinken, wurde es ihm durch den Code 140 untersagt. Die Notrufzentrale hatte ihn in den Boston-Public-Garden beordert.

Der Detektiv verzog bei der Anweisung das Gesicht. Es war egal, ob es sich um einen Mord oder Unfall handelt hatte, ob es sich um einen Fund- oder Tatort drehte, eine Leiche zum Frühstück war das Horrorszenario zu Beginn eines Tages. Der Code besagte Forrest bereits, dass wahrscheinlich ein gewaltsamer Tötungsdelikt vorlag. Der Tod war wieder einmal schneller als er und dennoch verließ er mit übertriebener Eile das Stehcafé. Die einzige Freude, die er bis dahin hatte, wurde ihm von seinem Wagen bereitet. Es war ihm erspart geblieben, die Fensterscheiben abkratzen zu müssen. Wie er im Bett, hatte sein altes Vehikel die Nacht unter der Decke der Garage verbracht. Am Ort des Geschehens angekommen, wobei er so nah wie möglich am

Haupteingang des Stadtparks geparkt hatte, war der Detektiv zunächst nicht sicher, welches Schauspiel ihm geboten wurde. Handelte es sich um einen makabren Witz, um einen bösen Scherz oder war das, was er sah, der Einfall eines völlig kranken Gehirnes?

Forrest hatte in der Arlington Street geparkt, direkt am Westeingang zu dem beliebten Freizeitgelände. Von dieser Stelle aus konnten die Menschen an schönen Tagen die Skyline von Boston bewundern, die sich im Rücken der George-Washington-Statue in den Himmel hob. Dafür hatte der Detektiv keinen Blick. Er bedankte sich bei dem Police-Officer, der ihn in die Parklücke gewiesen hatte, und blieb am Tor des Parks mit offenem Mund stehen. Was sich seinem Auge bot, war erschütternd, unwürdig und diskriminierend. Diese drei Wörter trafen auf die Statue zu, noch mehr auf den Leichnam, der auf das Denkmal gesetzt worden war. Mit dem Rücken lehnte der Tote an der Brust von George Washington und das skurrile Bild wurde durch den Schnuller, den die Leiche zwischen ihren Lippen hatte, auf eine absurde Weise schauderhaft. Forrest konnte nicht anders, aber das, was er sah, beschrieb er später als eine Szene, die in keiner Geisterbahn zu finden gewesen wäre und auf jeden Betrachter nachhaltig schockierend gewirkt hätte. Es war ein Anblick, für den ein Irrer verantwortlich war. Tief ergriffen und zugleich wütend legte er die wenigen Meter bis zu der Statue zurück, stieg dabei über lose Gerüstteile und blieb neben Peter Brandon stehen. Den Pathologen zunächst ignorierend sah er zu dem Toten auf dem Denkmal. Erst aus dieser Distanz erkannte er und traute seinen Augen nicht, dass die Leiche wie ein Eiszapfen an einer Dachrinne an George Washington hing. »Holen Sie

den armen Kerl da runter!«, zischte Forrest den Facharzt an, obwohl dieser keine Schuld an der Situation hatte.

»Hätten wir längst getan, aber der Sadist, der den Toten in diese Position gebracht hat, war bestrebt dafür zu sorgen, dass er nicht runterfällt, und hat die Leiche völlig durchnässt draufgesetzt.« Peter deutete auf einen Eimer. »Das kam dem Täter entgegen, der Behälter war mit Wasser gefüllt. Das Opfer klebt förmlich an unserem Idol«, erklärte er, unterstrich seine Worte mit einer ratlosen Geste und richtete seinen Finger auf die um die Statue, eingestürzten Gerüstteile.

»Warten Sie bei der Kälte darauf, dass er auftaut?«, gab sich Forrest noch missgelaunter, als es ihm von vielen seiner Kollegen nachgesagt wurde, und sah die Gegenstände an, auf die Peter gezeigt hatte. Es hatte sich von selbst erklärt, wie die Leiche auf die Statue gekommen und wieso sie gefroren war. Das Denkmal wurde restauriert, ein Umstand, der dem Mörder entgegengekommen war.

Der Pathologe zuckte hilflos mit der Schulter und konterte den Detektiv mit einem höflichen Sarkasmus aus: »Ich war dagegen, dass wir den Toten mit einem Schneidbrenner aus der unangenehmen Lage befreien. Also habe ich meine Leute losgeschickt, um Sachen zu holen, die es uns ermöglichen, behutsam vorzugehen. Zumindest so weit, damit wir ihn runterholen können.«

Forrest nickte verstehend und bat Peter um Nachsicht für seinen Ton. »Diese Scheiße geht mir gewaltig gegen den Strich«, deutete er auf das entstellte Denkmal und sah erneut zu dem Toten. »Was für ein kranker Charakter macht so etwas?«, fragte er und trat auf die zweite Stufe des runden

Sockels der Statue. Sofort schritt er zurück, da der Leichnam auf der Erhöhung aus seinem Blickfeld verschwunden war.

»Haben Sie etwas Geduld, ich denke, spätestens in einer halben Stunde liegt das Opfer zu Ihren Füßen«, sagte Peter, um den Detektiv aufzumuntern, aber offensichtlich hatte er die verkehrten Worte dafür gewählt.

»Halten Sie den Mund!«, bellte ihn der Ermittler an. »Ist der Tote nicht genug entwürdigt?«

Peter verdrehte die Augen. »Kein Grund, mir das gleiche Übel zukommen zu lassen.«

Forrest winkte zornig ab und hatte sich eine Zigarre angezündet, ohne den Leichnam aus seinem Blickfeld zu entfernen. Nein, gestand er sich ein; er hatte längst nicht alles gesehen, was das Böse an Bildern fähig war zu erstellen. Ja, er hatte Köpfe und Körperglieder betrachtet und Tote gemustert, die nichts mehr mit einem Menschen gemeinsam hatten. In seinem Gedächtnis gab es kein Foto von einem Ermordeten, welches erträglich wäre. Nur Bilder, die nicht bereit waren, seine Erinnerung freiwillig zu verlassen. Es waren Momentaufnahmen, die für alle Zeit zu bleiben gedachten. Gehäutete Oberkörper und blutleere Geschöpfe hatte er gesehen. Nichts hatte er schlimmer empfunden, als das, was er aktuell sah. Der Schnuller im Mund des Toten war in Begriff die Tat, den Tod und das Opfer zu verhöhnen. Eine Steigerung der sichtbaren Abwertung existiere seiner Ansicht nach nicht. Es war makaber:. Die malträtierten Körper, die durchgeschnittenen Kehlen und die Löcher in den Stirnen, die ihm im Schlaf guten Tag gesagt hatten, gaben sich im Gegensatz zu dem toten Mann auf der Statue wie gnädige Gespenster.

Die Träume kamen und gingen. Vielleicht nur, um ihn nicht vergessen zu lassen, dass sie vor ihrem Ableben keine Geister waren. Der Tote, der vor George Washington auf dem Pferd Platz genommen hatte, erschien ihm wie das Oberhaupt aus einem makabren Jenseits. Forrest Waterspoon wusste, egal wie schrecklich die Bilder ursprünglich waren, mit der Zeit würden die meisten verblassen. Nur wenige blieben klar sichtbar und verschwammen auch nach vielen Jahren nicht. Der Tote auf der Statue gehörte zu diesem Fotoalbum in seinem Hirn und hatte zweifellos mit sofortiger Wirkung den Thron in seinem Kopf erobert.

Peter Brandon hatte sich mit der Zeitangabe getäuscht. Es hatte fast eine Stunde gedauert, bis der Leichnam von dem Denkmal gehievt worden war. Um dem Toten keine weiteren Verletzungen zuzufügen, hatte der Pathologe darauf bestanden, denn Festgefrorene mit Föhngeräten aus dem Klammergriff zu befreien. Als der ermordete Mann in einer eher aufrechten Reiterstellung, die einem Jockey auf der Zielgeraden ähnlich war, seitlich auf eine Trage gelegt wurde, gab Forrest die gewählte Einsamkeit im Hintergrund auf und verließ den Stadtpark.

Ω

Während der Fahrt in das Department dachte er über den Schnuller nach. Für ihn stand fest, dass der Gegenstand zum derzeitigen Zeitpunkt ermittlungstechnisch nicht einzuordnen war. Ebenso, dass er ihn als eine Vorwarnung auf weitere Morde anzusehen hatte. Dass von dem Täter beim Opfer ein Merkmal hinterlassen wurde, war ein Grund

für die Befürchtung. Der Nächste, dass der Kriminelle einen Fundort für die Leiche gewählt hatte, die Aufmerksamkeit zu erregen vermochte. Forrest neigte nicht zu Spekulationen, doch diesmal sprach einiges dafür, dass Boston unerwünschten Besuch von einem Serienkiller bekommen hatte. Womöglich war er dabei, es sich in der Stadt gemütlich zu machen und mit dieser Sorge wurde der Morddezernatsleiter konfrontiert.

Joshua Jason Calbott sah ihn wie einen Mann an, der von Schwarzmalerei zu leben schien. Skepsis und ein dementsprechendes Verhalten war er von Forrest gewohnt. Annahmen dieser Art und von derartiger Tragweite kannte er von dem Detektiv allerdings nicht. »Sie wollen mir nicht ernsthaft erzählen, dass sich Ihre Sorge auf dem Vorhandensein eines Schnullers begründet?«

»Sie wissen haargenau, dass Serientäter dazu neigen, ihre Handschrift zu hinterlassen. Einer hatte es mit Gedichten getan, ein anderer hinterließ an seinen Opfern eine bestimmte Blumensorte oder eine Signatur. Ich denke, wir haben ein Problem.«

Der Morddezernatsleiter sah, dass es Forrest ernst war, was eine Verhaltensänderung bei ihm hervorgerufen hatte. Anstatt sich dem Thema und irgendwelchen Theorien zu verweigern, gab er sich offen für eine Diskussion. Nie war der Detektiv zu Übertreibungen geneigt oder durch solche aufgefallen. »Nehmen wir für einen Moment an, dass Ihre Besorgnis berechtigt ist, was erwarten Sie von mir? Und setzen Sie sich endlich, Sie machen einen völlig konfus!«

Forrest kam der Aufforderung nach und setzte sich an den Schreibtisch seines Vorgesetzten. »Sie müssen dafür sorgen, dass die öffentlichen Plätze mehr kontrolliert werden,

insbesondere jene, die bei den Einwohnern und Touristen beliebt sind.«

»Ach, wie stellen Sie sich das vor? Unsere Abteilung kommt personalmäßig auf dem Zahnfleisch daher und der Polizeipräsident klagt seit Wochen darüber, dass zu viele Streifenwagen unbesetzt bleiben. Auf seinem Schreibtisch ist der Stapel der Krankenscheine wesentlich höher als die Akten mit Straftaten. Im Übrigen ist das Fach mit Bewerbungen leer. Forrest, wir haben keine Kapazitäten, dafür viele unerledigte Aufgaben. Da wäre zum Beispiel die Sache in der Eliot Street. Ich weiß, der Bezirk gehört nicht mehr zu Ihrem Zuständigkeitsgebiet, aber ich will dennoch, dass Sie den Fall übernehmen. Ehrlich gesagt, habe ich sonst niemanden. Die Grippewelle nimmt Ausmaße einer Epidemie an.«

»Sie meinen den Hausbrand?« JJ bestätigte die Frage des Detektivs mit einer Kopfbewegung. »Klären Sie mich auf, ich habe in den Nachrichten nur gehört, dass es bei dem Feuer offenbar einen Toten gegeben hat.«

Joshua Jason Calbott machte eine entschuldigende Bewegung und nahm den Hörer des Telefons in die Hand. Er bat den Pathologen Brandon in sein Büro und widmete sich danach wieder dem Detektiv. »Haben Sie Nachsicht mit Peter. Er hat bis auf die kurze Pause im Pub gegenüber, bei der Sie uns ausnahmsweise die Ehre erwiesen haben, die letzten sechsunddreißig Stunden durchgearbeitet. Ich habe von der kleinen Meinungsverschiedenheit zwischen Ihnen im Stadtpark gehört. Streit in unserem Team ist das Letzte, was wir im Moment brauchen. Ich gebe zu, Peter mag gelegentlich abgebrüht und gefühllos daherkommen, aber er ist ein guter Mann und hat das Herz am richtigen Fleck.

Vielleicht verhält er sich manchmal nur so, damit er den Job ertragen kann. Auch Pathologen sind nur Menschen.«

Forrest hatte dem Morddezernatsleiter versprochen, sich in Zukunft mehr zu bemühen, um den Hausfrieden zu wahren. Innerlich gab er zu, dass sein Vorgesetzter in allen Punkten recht hatte. Streit war nicht förderlich, in keiner Abteilung und sonst nirgendwo. Niemals hätte er seinen Job, mit dem des Pathologen tauschen wollen. Entgegen seiner Erwartung und der des Abteilungsleiters betrat Peter das Büro mit einem strahlenden Lächeln, nachdem er vorher angeklopft hatte. Ohne auf irgendwelche Anweisungen zu warten, holte er sich einen Stuhl aus einer Ecke, stellte ihn neben Forrest und nahm Platz. Der Detektiv hielt ihm augenblicklich die Handfläche hin und der Pathologe klatschte sie sanft ab. Es war typisch für Waterspoon, dass er umgehend fragte: »Wissen wir schon etwas über den Toten aus dem Public Garden?«

»Das wird Stunden dauern, Detektiv, ich bedauere. Wunder brauchen Zeit. Wir haben ihn von der Statue geholt und abtransportiert. Eine Autopsie ist erst möglich, wenn er aufgetaut ist. Äußerlich ist jedenfalls keine tödliche Verletzung ersichtlich. Weder an den sichtbaren Körperpartien noch an der Kleidung sind Blessuren zu sehen. Dafür kann ich Ihnen eine Sache mitteilen, die Sie umhauen wird.« Forrest runzelte die Stirn. Solche Ankündigungen beinhalteten seiner Erfahrung nach stets die Details, die eigentlich niemand wissen wollte. »Erkenntnis Eins: Bei dem toten Mann in der Eliot Street handelt es sich um einen gewissen Marvin Snyder, also den Hausbesitzer. Überraschung Nummer zwei: Wir haben kein Brandopfer. Der Verblichene wurde bestialisch gefoltert.

Das Feuer ließ zwar nicht viel übrig, aber die Knochenverletzungen an den Händen und Füßen lassen nur diesen Schluss zu. Seine Identifizierung war anhand seines Gebisses so schnell möglich. Information Nummer drei: Der zuständige Brandexperte ist sich sicher, dass ein Brandbeschleuniger das Feuer ausgelöst hat, was heißt, das Haus von Marvin Snyder wurde bewusst angezündet.«

»Wie wurde er gefoltert?«, erkundigte sich Forrest und raubte dem Pathologen das Lächeln aus dem Gesicht.

»Die Knochen seiner Handflächen und ebenso der Span des rechten und linken Fußes wiesen eine erhebliche Gewalteinwirkung auf. Ich vermute, dass der Mann eine Art von Kreuzigung erfuhr. Jedenfalls sind es keine gewöhnlichen oder üblichen Verletzungen, die wir an Toten finden. Hinzu kommt, dass ich an einigen Fingern ähnliche Knochenverletzungen fand, der Mann ist durch die Hölle gegangen.«

»Könnte es sein, dass er in irgendein Gerät oder eine Maschine geraten ist, die ihm diese Wunden zugefügt hat?«, erkundigte sich der Morddezernatsleiter.

»Unmöglich!«, antwortete Peter prompt. »Der Mann wurde definitiv gefoltert.«

Forrest stellte es in den Raum und zog damit die Ermittlungen, die er im Grunde genommen nicht gerne übernommen hatte, an sich. »Das heißt, dass Marvin Snyder etwas wusste oder besaß, was jemand wissen beziehungsweise haben wollte.«

Joshua Jason Calbott wandte sich an den Detektiv. »Diese einleuchtende Schlussfolgerung zeigt mir, dass Sie der richtige Mann sind. Der Fall gehört fortan Ihnen«, sagte er und hatte sich somit eines Personalproblems entledigt.

Forrest verzichtete auf einen Widerspruch. Obwohl er mit den Gedanken bei dem Toten im Boston Public Garden war, fuhr er zum abgebrannten Haus von Marvin Snyder, um sich ein Bild vom Tatort zu machen. Er fand keine Erklärung dafür: Während der Fahrt hatte er ständig das Gefühl, von dem ermordeten Mann auf der Statue begleitet zu werden. Er schien, neben ihm auf dem Beifahrersitz Platz genommen zu haben und versuchte, Forrest etwas zu sagen. So sehr sich Waterspoon bemüht hatte, ihn zu verstehen, die Buchstaben ergaben keine Worte. Sie blieben irgendwo hängen und waren deswegen unhörbar, so wie die Luft unsichtbar war. Vor den Überresten des Hauses von Marvin Snyder stellte der Detektiv fest, dass er sich die Fahrt hätte sparen können. Einige immer noch leicht qualmende Balken und die Streben zwischen ihnen zeugten davon, dass hier bis vor wenigen Stunden ein prächtiges Gebäude gestanden hatte. Feuerwehrleute überwachten vorsichtshalber den Brandherd, obwohl das Feuer alles vernichtet hatte und es nichts gab, falls es sich erneut entzünden würde, worauf es überspringen könnte. Neben ihnen waren Mitarbeiter der Spurensicherung vor Ort, die er vom Sehen her kannte, aber deren Namen ihm nicht geläufig waren. Das abgebrannte Gebäude lag abseits von anderen Häusern und wurde von schneebedeckten Bäumen von der Außenwelt abgeschirmt. Forrest sah sich auf dem Waldweg um, der zum Tatort geführt hatte, und erkannte, dass die vorhandenen Reifenspuren unbrauchbar waren.

Die großen Räder der Löschfahrzeuge hatten alle anderen Reifenabdrücke unkenntlich gemacht. Das war eine Notwendigkeit, die niemandem vorgeworfen werden konnte. Schließlich begab sich der Detektiv so weit in die

Ruine hinein, wie es ihm von einem der Feuerwehrleute gestattet worden war. Dennoch zwang er Waterspoon dazu, seinen Hut gegen einen Helm einzutauschen. Die Gefahr, von einem herabfallenden Holzstück getroffen zu werden, war präsent. Forrest versuchte, sich die Innenräume des Gebäudes in intaktem Zustand vorzustellen, und ging in seiner Fantasie den Flur entlang. Der rußgeschwärzte Rahmen einer Tür gab ihm den Blick auf eine Stelle frei, die vor dem Feuer ein Arbeitszimmer war. Ein völlig deformierter Monitor lag zwischen den verkohlten Trümmern, die zuvor ein Schreibtisch waren. Er betrat den Raum, der über keine Außenwände mehr verfügte, und stellte sich neben den zerstörten Computer, der entweder unterhalb des Arbeitstisches gestanden hatte oder in diesem eingebaut gewesen war. Der Detektiv sah nach rechts, damit in den dichter werdenden Wald. Die Hausmauer, wegen der er vorher unsichtbar blieb, gab es nicht mehr. Forrest fiel ein Safe ins Auge, der ihm bis zu der Taille reichte und offenstand. Der Tresor war vom Ruß geschwärzt und wirkte auf seiner Position merkwürdig deplatziert. Obwohl er sich nichts davon erhofft hatte, sah er in den leeren Safe und sich weiter in den Trümmern um. Er erreichte die Stelle, an der die Kollegen von der Spurensicherung tätig waren, und schaute ihnen nach der Begrüßung einige Minuten bei der Arbeit zu. Erneut versuchte er, dem Raum eine Kontur zu geben, und nahm an, dass er sich in einem Ausläufer des ehemaligen Wohnzimmers des Gebäudes befand. Zugleich wurde ihm bewusst, dass er die Fläche betreten hatte, an der die verkohlte Leiche gefunden worden war. Die Überreste einer Plastikdose und daneben unzählige kleine und große Nägel hatten ihn zudem nachdenklich werden lassen. Etwas

abseits lag ein Hammer, dessen Stiel ein Opfer der Flammen geworden war, und die angesengte Tischplatte, über der die Männer von der Spurensicherung knieten, wies zwei Löcher auf. Forrest erschauderte, er hätte nach den Vermutungen und Äußerungen von Peter Brandon kein Detektiv zu sein brauchen, um erahnen zu können, was sich hier vor nicht einmal vierundzwanzig Stunden ereignet hatte. Angewidert verließ er die Überreste des Gebäudes. Auf der Rückfahrt wurde er von zwei Fragen belästigt. Die eine lautete, was hatte Marvin Snyder gewusst oder besessen, dass es ihn das Leben gekostet hatte. Die andere galt nicht dem Schnuller, sondern dem Mörder des im Stadtpark aufgefundenen toten Mannes: Wer und wo bist du?

Ω

Bis Molly und zusammengezogen waren, hatte es gedauert. Zunächst dachte der neue Senderinhaber daran, im Zuge des Stilwandels des Senders das großzügige Appartement ihres ehemaligen Arbeitgebers im dreißigsten Stock des Gebäudes vollständig umbauen zu lassen. Molly hatte sich strikt geweigert. Niemals wäre sie bereit gewesen, zwischen diesen Wänden zu leben und zu wohnen. Die Erinnerung an Richard Steve Bakster, an seinen feudalen Lebensstil und an die unzähligen Diskussionen mit ihm in diesem Raum wollte sie nicht aufleben lassen. Ihr Verlobter gab nach, obwohl es ihm schwergefallen war, und aus dem Appartement wurde ein Fitnessstudio für das Personal.

Die Wohnungssuche gestaltete sich danach schwieriger, als vermutet. Adam hatte vor, in unmittelbarer Nähe des Senders zu wohnen. Molly hingegen bestand auf einen ausreichenden Abstand, um abschalten zu können. Am

Ende und nach einigen Reibereien setzte sie sich erwartungsgemäß durch und sie bezogen eine Vierzimmerwohnung in Jamaica Plain. Molly hatte sich in dem buntesten Stadtteil von Boston auf Anhieb wohlgefühlt, während von Adam eine Anlaufzeit benötigt wurde. Dafür waren womöglich seine vielen Reisen mitverantwortlich. Inzwischen war er genauso begeistert wie seine künftige Frau und genoss die Abwechslung, die Jamaica Plain den Einheimischen und den Touristen bot. So oft er konnte, somit selten, begab er sich in den Footlight Club, dem ältesten Laientheater der Vereinigten Staaten. Viel öfter hingegen ging er mit Molly durch die Straßen des Viertels, in denen das Leben pulsierte. Der Stadtteil schien der einzige Ort auf der Welt zu sein, an dem die Kulturen keine Probleme miteinander hatten. Hier wurde die Hautfarbe, die Herkunft und der Glaube nicht berücksichtigt, sondern nur das Herz und der Charakter.

Als Adam an diesem Mittwochmorgen aufgewacht war, lag Molly nicht neben ihm. Er sprang aus dem Bett und fand sie in ihrem gemeinsamen Arbeitszimmer. Sie hatten sich den riesigen Raum geteilt, die Arbeit des einen war oft mit der Tätigkeit des anderen verbunden. So ersparten sie sich Wege durch die Wohnung und waren wie früher während ihres Jobs zusammen. Adam stellte sich hinter Molly und legte die Hände auf ihre Schultern. »Was machst du?«, fragte er und blickte er über ihren Kopf auf den Bildschirm des Laptops.

»Ich versuche, mehr Material von Marvin zu finden.«

»Gestern hatte ich zunächst mich zu erinnern. Später wurde mir klar, dass der Bruder von Sam mit dem Vornamen gerufen wurde. Wir waren jung, aber Marvin war

damals schon ein Bär von Mann«, verließ Adam den Raum und kam mit einem Kaffee zurück. Ein Gentleman durch und durch war er nicht, doch er hätte Molly eine Tasse mitgebracht, wenn nicht ein halb voller Pott neben ihrem Laptop gestanden wäre. »Mit Marvin hatte ich wenig Kontakt. Er war ein oder zwei Jahre älter als Sam und soweit ich mich erinnern kann, ein Typ, der Interessen hatte, für die Sam und ich in seinen Augen zu jung waren.«

»Du meinst Frauen?«

Adam lächelte. »Auch.«

»Du musst zugeben, dass die Brüder Snyder ein seltsames Gespann darstellen. Über den einen, nämlich Marvin, bekomme ich kaum Infos und der andere, also Sam, scheint überhaupt nicht zu existieren«, klappte Molly den Laptop zu und drehte sich zu Adam, der es sich auf dem Sofa ihrer Debattierecke gemütlich gemacht hatte.

»Ich kann nur wiederholen und verbessere mich zugleich: Dafür kann es tausend Gründe geben. Zum Beispiel eine Heirat, bei der er den Namen der Frau angenommen hat. Verheiratet ist Sam, das weiß ich.«

Molly stieß einen Seufzer aus. »Es wäre mir egal, mich macht nur die Liste mit den sechzig Namen stutzig. Ich sehe nichts, was eine Million Dollar wert sein könnte.« Sie blickte auf die alte Uhr, die an der Wand über Adam hing. »Ich muss los. Es warten zwei Gespräche mit Kandidaten für den Kamerajob und ich brauche zusätzliche Themen für die Tagesgeschichte.«

Adam ließ sich einen Kuss geben und hatte Molly nachgewunken, als diese die Wohnung verlassen hatte. Nachdenklich war er ins Bad geschlendert. Er hatte die Bestätigung von Sam, dass dessen Bruder ermordet wurde.

Die Polizei hielt sich in Bezug auf Stellungnahmen dazu bedeckt. Die Frage war, woher Sam die Information hatte, dass sein Familienangehöriger umgebracht worden war und warum. Adam hatte nach all den Jahren Zweifel, ob er Sam trauen konnte. Wenn er sich charakterlich nicht verändert hatte, dann ja. Ob es so war, wurde durch die wenigen Gespräche mit ihm nicht ersichtlich.

Nach der Morgentoilette inklusive einer ausgiebigen Dusche hatte sich der Senderinhaber eine weitere Tasse Kaffee aus der Küche geholt. Eine Unzufriedenheit wie schon lange nicht mehr ließ ihn nicht in Ruhe. Es war merkwürdig: Sam war in den letzten Jahren irgendwie nicht existent, weder in der Gegenwart noch in der Erinnerung. Adam hatte ihn nicht vergessen, aber nicht oft an ihn gedacht. Sie hatten eine wunderbare Zeit miteinander, bis sie ihre eigenen Lebenswege eingeschlagen hatten. Sein Freund war in dieser Hinsicht unschuldig. Schuld daran war zunächst sein Ziel, in der Filmbranche Fuß zu fassen. Danach war es der Erfolg als Kameramann, der ihn nicht zurückdenken ließ. Hinterher wurden es die Drogen und der Alkohol, nachdem er von ganz oben tief gefallen war. Als er sich gefangen und durch die Fürsprache von Melissa Bakster wieder Boden unter die Füße bekommen hatte, war er viel zu sehr mit sich beschäftigt, um an jemand anderen zu denken. Dann betrat Molly den geglätteten Teppich seines Lebens und schließlich hatte er News Channel geerbt. All das änderte nichts daran, dass er sich falsch verhalten und Sam mit in die Tonne seiner Verfehlungen geworfen hatte. Es war Fakt, dass Adam sich damals und zwischendurch nicht erinnern wollte, nicht an früher und nicht an die Zeit danach. Dafür schämte er sich nun. Hin und

wieder, einmal im Jahr, wurde er von Sam in seinem Kopf besucht. Dann träumte er von damals ihm und ihrer Jugend. Die überschaubaren Aufeinandertreffen, geschahen stets zu solchen Zeiten, in denen Adam einen Freund dringend gebraucht hätte. Die Tatsache hatte ihn davon abgehalten, nach Sam zu suchen oder Kontakt mit ihm aufzunehmen. Mit Sam verbanden ihn immerhin die schönsten Jahre seines Lebens. Adam hatte deswegen manchmal ein schlechtes Gewissen, rückwirkend war es dennoch nicht zu ändern. Es war geschehen und es gehörte damit der Vergangenheit an. Trotzdem fühlte er sich in seiner Haut nicht wohl, allein schon deshalb, da sein Freund in großen Schwierigkeiten zu stecken schien. Ihm zu helfen, war eine Möglichkeit, einiges wieder gut zu machen. Die Frage war, wie er ihn aus dem Schlamassel herauszuholen gedachte, abgesehen von der Forderung von einer Million Dollar. Kurz überdachte er den enormen Geldbetrag und hatte festgestellt, dass ihm das Geld gleichgültig war, nicht jedoch die Ursache für die Geldforderung. Adam war sich sicher, dass die Summe die Probleme seines Freundes nicht endgültig lösen würde, unabhängig davon, in welche Angelegenheiten er sich hineinmanövriert hatte. Ob er in die Lage unbeabsichtigt geraten oder gedrängt worden war, wurde somit unbedeutend. Adam bedrückten die Gedanken, die er hegte, und dadurch wurde ihm bewusst, dass ihn mit Sam trotz der Zeit ohne Kommunikation immer eine Freundschaft verbunden hatte. Letztlich war sie zunächst seinerseits und später beiderseits nicht gepflegt worden. Dennoch waren die Jahre, die er und Sam miteinander verbracht hatten, ein Teil ihrer Jugend und ihres Lebens. Diese Tage, diese herrlichen, wilden und unbeschwerten Monate, niemand

konnte sie ihnen nehmen. Er nahm sich vor, den in Bedrängnis geratenen Sam aufzuspüren. Wie und wo er nach ihm suchen würde, darüber wollte er sich später den Kopf zerbrechen. Einen Entschluss hatte Adam gefasst: Er hatte vor ihm aus der Klemme helfen, egal, wie viel Mühe, Kraft, Überzeugungskunst und Geld es kosten würde. Plötzlich vernahm er im Hausflur ein Stimmengewirr, das mit jedem Wort lauter wurde. Er begab sich zur Wohnungstür und sah durch den Spion. Er erkannte Hausbewohner, von denen einer unter und einer über ihnen eine Wohnung hatte. Adam kannte den Grund der Meinungsverschiedenheit nicht, doch die zwei Streithähne waren kurz davor, sich am Kragen zu packen. Mit der Absicht, zu vermitteln, öffnete er die Tür und war prompt erstarrt.

Alles schien, wie in Zeitlupe vor seinen Augen abzulaufen. Er hatte registriert, wie vom Nachbarn aus der Etage unter ihm in die Tasche seiner Strickjacke gegriffen und eine Pistole hervorgezogen wurde. Ohne eine Vorwarnung nahm er auf den Kopf des Mannes ins Visier, der unbeeindruckt geblieben war. »Schieß, du Schlappschwanz! Du bist zu dumm, um deine Frau zu vögeln, alles muss ich tun!« Kaum hatte der Kerl aus der höher gelegenen Etage ausgesprochen, wobei er die Sätze seinem Kontrahenten laut und provozierend entgegen geschrien hatte, war die vorübergehende Stille durch einen Knall gestört worden. Der Hausbewohner aus dem oberen Stockwerk blickte den Schützen verdutzt an, doch er sah ihn nicht mehr. Auf seiner Stirn hatte sich ein kreisrundes Loch gebildet und noch bevor er zu Boden fiel, war er bereits tot. Der Schütze drehte sich mit dem ausgestreckten Arm und der schussbereiten

Waffe Adam zu. Die Starre, die von ihm Besitz ergriffen hatte, ließ ihn im richtigen Moment los. Der Senderinhaber trat einen Schritt zurück, schlug die Wohnungstür zu und warf sich instinktiv auf den Boden. Hätte er nur einen Sekundenbruchteil später reagiert, wäre die Kugel in seine Brust gedrungen. Das Geschoss durchschlug die hölzerne Tür und pfiff über ihn hinweg. Er robbte in das gemeinsame Arbeitszimmer, da es am nächsten lag, stand auf und sah sich um. Erneut war aus dem Hausgang ein Schuss zu hören, dann Tritte gegen die Wohnungstür gegenüber.

Adam hatte sich mit einem Kerzenständer aus Metall bewaffnet, der ihm bis zu den Knien reichte und dennoch handlich war. Er eilte in die Küche und rief per Handy die Polizei an. Es war unfassbar, er hatte die Notrufnummer gewählt und trotzdem schien es eine Ewigkeit zu dauern, bis eine Stimme vorstellig wurde. Der Senderinhaber schilderte kurz und bündig die Ereignisse, nannte die Adresse des Geschehens und legte das Handy auf den Küchentisch, ohne die Verbindung zu beenden. Erneut fielen Schüsse. Schreie hallten durch das Gebäude, es hielt Adam nicht davon ab, zur Wohnungstür zu gehen. Er blickte durch den Spion und sah den Amokläufer aus der oberen Etage auf sich zukommen. Vorsichtshalber presste er sich gegen die Wand, aber der Schütze hatte nicht vor, ihn aufzusuchen, sondern schritt die Treppen hinab. Eine kaum zu ertragende Stille setzte ein. Sie legte sich wie ein schwarzer Vorhang über das Haus, dann, völlig unerwartet, ein Schuss und noch einer und schließlich eine Ruhe, die leiser und schmerzlicher nicht sein konnte. Aus der Ferne hörte Adam Sirenengeheul und je näher es kam, umso lauter es wurde, schien es ihm, als ob die Sirenen der Polizeiautos und Krankenwagen eine

Todesmelodie anzustimmen versuchten. Eine Spezialeinheit der Polizei, ein SWAT-Team, welches für solche und ähnliche Einsätze gegründet, ausgebildet und ausgerüstet worden war, hatte sich radikal Zutritt in das Haus verschafft. Binnen weniger Minuten wurde klar, dass der Amokläufer seine Frau und danach sich selbst gerichtet hatte. Das Blutbad hatte ebenso das Leben der über Adam wohnenden Familie ausgelöscht. Neben dem Mann, den vor seinen Augen erschossen wurde, waren dessen Gattin und Kinder aus Eifersucht ermordet worden.

Ω

Forrest Waterspoon hatte von dem Ereignis gehört, als er sich auf dem Rückweg nach Boston befand. Er vernahm den Großalarm über den Polizeifunk und zuckte erschrocken zusammen, nachdem er die Adresse des Einsatzortes begriffen hatte. Ungeachtet des nachfolgenden Verkehrs war er augenblicklich am schmalen Seitenstreifen stehengeblieben und hatte versucht, mit dem Handy Molly zu erreichen. Forrest konnte nicht ahnen, dass sich seine Adoptivtochter in ihrem Büro im Nachrichtensender in einem Gespräch mit einem Kameramann befand und ihr Mobiltelefon aus diesem Grund ausgeschaltet hatte. Trotz des Hupkonzertes in seinem Rücken wählte er die Nummer von Adam. Nach zwei Versuchen gab er es auf. Ständig war das Besetztzeichen in seine Ohren gedrungen. Mit Vollgas hatte er vor, sich zum Tatort zu begeben, und übersah einen Verkehrsteilnehmer, der sich an ihm vorbeizuzwängen gedachte. Die Karambolage war unvermeidbar. Der Blechschaden, den Forrest verursacht hatte, wäre in Bezug auf seinen eigenen Wagen unerheblich gewesen. Zum

Leidwesen des geschädigten Fahrers war es dem Detektiv eindrucksvoll gelungen, ein nagelneues ausländisches Auto aus Deutschland mit seinem alten Vehikel zu küssen. Für einige Stunden gerieten der Tod von Marvin Snyder und die unbekannte Leiche im Boston Public Garden für den Ermittler in den Hintergrund. Der Blechschaden interessierte ihn nicht, der Papierkram mit der Versicherung noch weniger, seine Sorge hatte ausschließlich Molly und Adam gegolten. Durch das ungeduldige Verhalten und seine offensichtliche, fast beleidigende Gleichgültigkeit wurde der geschädigte Fahrer unbewusst denunziert, was dem Detektiv weitere verbale Kontroversen beschert hatte. Schließlich ließ sich Forrest entnervt von einem Police-Officer als Unfallverursacher vertreten und von einem anderen in den Stadtteil Jamaica Plain fahren.

Vor dem Haus, in dem Molly und Adam wohnten, ließ er sich von dem Einsatzleiter des SWAT-Teams in Szene setzen und begab sich im Anschluss daran in den dritten Stock. Das Unheil riss nicht ab und wurde dadurch vervollständigt, dass es in dem historischen und dennoch sanierten Gebäude keinen Aufzug gab. An der Wohnungstür musterte Forrest das Einschussloch und spähte wie durch einen Spion hindurch. Er wusste bereits, dass Adam nicht verletzt worden war, und doch hatte ihm der Anblick der ramponierten Tür trotz der Kälte Schweißperlen auf die Stirn getrieben. Er hatte geklopft, nach seinem Freund gerufen, keine Antwort erhalten und deswegen die Türklinke betätigt. Die Tür war unverschlossen und Forrest fand Adam in der Küche bei einem Bier vor. Nach dem Schreck und dem hinter sich gebrachten Ärger tat er, was er eigentlich nicht hätte dürfen, noch befand er sich im Dienst.

Ohne ein Wort schritt er an dem Verlobten von Molly vorbei, klopfte ihm dabei auf die Schulter und holte ein Bier aus dem Kühlschrank. Erleichtert nahm er Platz, prostete dem blassen Kameramann zu, setzt die Flasche an die Lippen, und vergaß für den Moment sämtliche Aufgaben, die er zu erledigen hatte.

Adam zwang sich zu einem Lächeln und tat es Forrest gleich. »Wahnsinn, oder?«, stellte er die Flasche auf den Tisch und sah ihn an.

»Ich habe mit dem Einsatzleiter der Spezialeinheit gesprochen und es wurden bereits einige Leute im Haus befragt. Offenbar handelt es sich um ein Eifersuchtsdrama, was nichts an der Tragödie ändert. Ich bin froh, dass du unverletzt bist.« Es war offensichtlich, dass Adam unter Schock stand und dass Erlebte erst verarbeiten musste. »Willst du dich nicht untersuchen lassen oder mit jemandem über die Sache reden?«, bot ihm der Detektiv insgeheim einen Polizeipsychologen an.

Der Senderinhaber und Verlobte von Molly schüttelte vehement den Kopf. »Es geht mir gut, ich komme klar«, lehnte er das Angebot ab. »Forrest, das war nicht eine Eifersuchtstat«, sah Adam aus dem Fenster, vor dem kleine Schneeflocken durch die Luft wirbelten. »Eifersucht mag der Auslöser gewesen sein, aber der Mord, das war eine gezielte Hinrichtung, keine Affekthandlung.«

»Erzähl mir aus deiner Sicht, was geschehen ist«, bat Forrest den künftigen Mann seiner Adoptivtochter und schlug die Beine übereinander. Aufmerksam hörte er Adam zu und als dieser die Schilderung und seine Sichtweise des Vorfalls geschildert hatte, sagte er: »Okay, der Schütze wurde provoziert, vielleicht waren es die abschätzigen

Worte, die seine Hemmschwelle sinken und ihn schießen ließen. Dennoch scheint es eine Tat zu sein, die aus Eifersucht verübt wurde.«

»Ich glaube das nicht«, widersprach Adam. »Du hättest es sehen müssen, dann könntest du verstehen, was ich meine. Wenn es eine Affäre zwischen der Frau des Schützen und dem Opfer gegeben hatte, wusste der Mörder schon länger davon. Ich habe es in seinem Gesicht gesehen, als er mit dem Ausdruck Schlappschwanz bezeichnet wurde. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass ihm bekannt war, dass ihn seine Frau betrügt, aber er hat es die ganze Zeit toleriert. Warum plötzlich nicht mehr? Forrest, du hättest die verschwommenen Augen sehen müssen, die waren kalt, seltsam leblos. Egal, was der Ermordete gesagt hat, selbst wenn er geschwiegen hätte, er wäre auf jeden Fall erschossen worden. Der Schuss in meine Richtung schien eher ein Reflex zu sein, nicht eine Bewegung, die den Vorsatz besaß, einen Zeugen zu töten. Der Kerl hat auf mich zunächst einen kontrollierten Eindruck gemacht, trotz der Wut. Nachdem ich hier saß und alles Revue passieren ließ, wurde mir klar, dass er dominant auftreten und Angst verbreiten wollte, mehr nicht. Was es auch war, die Affäre seiner Frau hat ihn nicht zum Gebrauch der Schusswaffe gedrängt. Er hat sich lange dagegengestemmt, es klingt dumm, aber anders kann ich es nicht ausdrücken.«

Forrest wusste nicht, was er darauf sagen sollte. Seine Ratlosigkeit blieb Adam wegen Molly verborgen. Sie war plötzlich aufgelöst und aufgeregt in die Küche geplatzt. Mit Tränen in den Augen nahm sie ihren Verlobten in den Arm, drückte den Kopf von ihm an ihre Brust und wog ihn hin und her, wie es eine Mutter mit ihrem Sorgenkind zu tun

pflegt. Es dauerte einige Minuten, bis die Angst von Molly einer bedrückten Erleichterung gewichen war. Verstört hatte sie zur Kenntnis genommen, dass sich die Anzahl der Bewohner des Hauses um sechs Personen reduziert hatte. »Ich kann es nicht fassen, dass Morton dazu fähig war«, schüttelte sie ungläubig den Kopf.

»Du kanntest ihn?«, fragte Forrest.

»Was heißt, kennen? Nein, wir sind uns öfter im Treppenhaus begegnet. Er war freundlich und hilfsbereit, und nachdem wir uns ein paar Mal gesehen hatten, haben wurden einige belanglose Worte gewechselt. Vor Kurzem hat er mir den Wäschekorb aus dem Keller bis vor die Haustür getragen. Unvorstellbar, dass er nun ein fünffacher Mörder sein soll!«

»Man kann niemandem in den Kopf sehen«, warf Adam ein und prostete Forrest zu.

»Was hattest du für einen Eindruck von ihm?«, fragte der Ermittler und griff nach der Bierflasche, um sie zu leeren. Es war ihm noch nicht gelungen, den Ärger wegen des Unfalls und die Sorgen um Adam und Molly hinab zu spülen.

Die Journalistin dachte nach und ihr Gesichtsausdruck verriet, dass sie unschlüssig war. »Schwer zu sagen, aber ich hatte das Gefühl, dass er zuletzt nicht er selbst war. Er wirkte meistens abwesend, wenn er sich mit einem unterhielt.«

»Drogen?«, warf Forrest in den Raum und sah die blonde Journalistin erwatungsvoll an.

»Das kann ich nicht beantworten«, erhob sich Molly und brachte den Männern am Tisch den erforderlichen Nachschub an Alkohol. Bei dieser Runde schloss sie sich nicht aus und gönnte sich zum Erstaunen ihres Verlobten und Adoptivvaters ebenfalls ein Bier.

Molly, Adam und Forrest bemühten sich zwischendurch eifrig darum, andere Themen aufzugreifen, und es gelang ihnen sogar. Hin und wieder huschte jedem ein Lächeln über die Lippen, wenn es um eine Anekdote aus der Vergangenheit ging. Die Tragödie im Haus ließ sich nicht komplett verdrängen. Es war Molly, die dafür gesorgt hatte, dass vom Detektiv die Leichen aus dem Park und der Ruine zurück aus dem Abseits geholt wurden. »Dad, hast du mit dem Fall Marvin Snyder zu tun?«, erkundigte sie sich, obwohl ihr solche Fragen nicht gestattet waren.

Forrest war Detektiv, Molly Journalistin und Adam der Inhaber eines Nachrichtenkanals. Das war in den Augen des Detektivs beruflich nicht zu vereinbaren. »Wenn es so wäre?«, antwortete er deshalb fragend.

Molly sah ihren Verlobten an und erkannte, dass er ihr Vorgehen nicht guthieß. »Dann würde ich dir keine Frage dazu stellen. Wenn nicht, wäre die Möglichkeit gegeben, dich mit einer zu konfrontieren«, erklärte sie und zog sich dadurch aus der Klemme. Die Art, wie es ihr gelungen war, ihn neugierig zu machen, ließ Forrest schmunzeln und zugleich nachdenklich werden. Er stand tief in ihrer Schuld und nur er wusste, warum. Manchmal überkam ihn das Gefühl, sie zu hintergehen. Wenn, dann war er unfähig zu beurteilen, ob es zu ihrem Vor- oder Nachteil geschah. Aus diesem Grund gab er sich gnädig und hatte ihr eine Frage zu dem brutal ermordeten Mann gestattet. »Weißt du, ob Marvin einen Bruder hatte?«

»Darauf hätte ich auch gern eine Antwort«, leerte Forrest die zweite Bierflasche und erhob sich. »Ich bin tatsächlich mit dem Fall betraut worden und habe bis jetzt praktisch nichts ermittelt. Deswegen wird es Zeit für mich«,

verabschiedete er sich und verschwand. Als Forrest aus dem Haus trat, blickte er kurz auf den grau behangenen Himmel, aus dem wie aus einer zerrissenen Federdecke dicke Schneeflocken fielen, und danach zu den Männern, die mit dem Abtransport der Leichen beschäftigt waren. Der weiße Schnee, die dunklen Leichensäcke, die Bahren und Särge, es passte nichts zusammen. In den letzten Tagen war in der Stadt alles verkehrt gelaufen.

Ω

Der General Edward Laurena Logan International Airport in Boston wurde von den Einheimischen kurz und bündig Logan International genannt. Er hatte Terminals für In- und Auslandsflüge und war einer der Flughäfen, die an manchen Tagen im Jahr ihre Kapazitätsgrenzen überschritten hatten. Zum damaligen Zeitpunkt wurde der Flughafen auf dem sechzehnten Platz im Passagieraufkommen in den Vereinigten Staaten geführt und lag weltweit in diesem Ranking auf Position dreiundfünfzig. Parkplätze, Parkhäuser, Haltestellen von Buslinien und die der Blue-Line-U-Bahn-Linie sowie ein Fährhafen südlich des Terminals A sorgen für eine Infrastruktur, die den Reisenden eine angemessene, zeitlich zumutbare Zu- und Abfahrt ermöglicht hatte. Der Airport lag in unmittelbarer Nähe der Massachusetts-Route 1A und besaß eine Anschlussstelle zu der Interstate 90, zu der auch der Ted-Williams-Tunnel gehörte, der teilweise unter dem Flughafengelände verlaufen war. Der Logan International hatte die Schlagzeilen beherrscht, als bekannt geworden war, dass von dort zwei Maschinen gestartet wurden, die am 11. September 2001 in den Terroranschlag auf die USA

verwickelt waren. Es waren jene Flugzeuge, die für den Einsturz der Türme des World Trade Centers gesorgt hatten. Vehement waren daraufhin die Sicherheitsstandards des Flughafens kritisiert und verbessert worden, aber zumindest an diesem Mittwoch ohne einen ersichtlichen Erfolg und weitreichende Konsequenzen.

Im Terminal A, am Tor 20, im Restaurant Harpoon Tap Room saßen nämlich Venus und Merkur. Die Sadisten gaben sich unbekümmert, waren höflich, und wer sie nicht kannte, hätte sie für erfolgreiche Geschäftsleute gehalten. Die zwei Männer trugen Anzüge, die vom Preisniveau in der Lage waren, ein kleines Unternehmen zu ruinieren. Ergänzt wurde ihr Äußeres durch glänzende Ringe, geschmackvolle Krawatten, teure Aktenkoffer und tadellose Frisuren. Ihre unschuldigen Mienen hätten dafür sorgen können, fremde Menschen zu Wetten zu verleiteten, ob die Männern Aristokraten oder Diplomaten waren.

Venus und Merkur erhoben sich galant und deuteten eine Verbeugung an, als sich Roger Dovell zu ihnen gesellt hatte und vor dem Tisch, der von einer Sitzbank wie ein kostbares Gemälde umrahmt wurde, auf einem Stuhl Platz nahm. »Berichten Sie, meine Herren«, hielt sich Roger nicht mit langen Vorreden auf, sondern kam sofort zum Punkt.

Merkur überließ das Reden wie so oft Venus. Dieser Mann, vor dem Roger Dovell mehr als Respekt besaß, räusperte sich, bevor er das Wort ergriff. »Wir haben das Haus auf den Kopf gestellt und nichts gefunden. Wir haben uns Marvin zur Brust genommen, er schwieg beharrlich. Kurzum, die Aktion war ein Reinfall.«

»Bedauerlich, sehr bedauerlich«, winkte Roger eine Bedienung herbei.

»Niemand an Marvins Stelle hätte geschwiegen, unmöglich! Aus dieser Sicht halte ich den Einbruch für keine Ausrede, sondern für die Wahrheit.«

»Tun Sie das?«, bestellte sich Roger einen Espresso und ein Mineralwasser dazu.

»Wenn es anders gewesen wäre, hätte er geredet, das garantiere ich Ihnen.« Venus rief der Kellnerin nach und orderte einen weiteren alkoholfreien Cocktail.

»Dann müssen wir den oder die Einbrecher finden. Hat er sich dazu geäußert?«

Venus bewegte sich nicht. Er saß starr und steif wie ein Brett da und selbst seine Augenlider schienen nicht zu wollen, dass er seine Umgebung für den Bruchteil einer Millisekunde aus dem Blick verlor. »Seinen Worten nach ist der Einbruch während seiner Abwesenheit geschehen. Er war die ganze Woche unterwegs und hatte ihn bei seiner Rückkehr festgestellt. Somit konnte er nicht sagen, an welchem Tag der Diebstahl erfolgt war. Ich habe es überprüft, er befand sich tatsächlich auf Reisen.«

»Das ändert nichts an dem Umstand, dass sämtliche Unterlagen fehlen, die in Marvins Besitz waren. Die Liste mit den Namen ist eine Sache, die anderen Dokumente die nächste. Wenn die Liste in falsche Hände gerät, dann …« Roger Dovell unterbrach sich, als ihm seine Bestellung serviert wurde. Nachdem die Servicekraft wieder außer Hörweite war, fuhr er fort: »Falls die sechzig Namen zu Leuten gelangen, die mehr erfahren möchten, kommt es einer Katastrophe gleich. Die Personen werden aufgesucht, befragt und am Ende nachgeben und reden. Dadurch würde eine Kettenreaktion auslösen, die das gesamte Projekt gefährdet. Sie müssen den oder die Einbrecher und die Liste

sowie die dazugehörigen Unterlagen finden, ohne Wenn und Aber. Ebenso ist dafür zu sorgen, dass die sechzig Leute auf der Liste schweigen, wie Sie es anstellen, ist mir egal. Niemand ist unersetzlich.«

Das Gespräch war keine fünf Minuten alt, aber ein Gesichtsmuskel von Venus zeigte tatsächlich eine kurze Regung. »Wie stellen Sie sich das vor? Die Personen sind über das ganze Land verteilt.«

»Das ist Ihr Problem, so wie Ihr Honorar meines ist«, erwiderte der Geschäftsmann hörbar unzufrieden.

Merkur war fasziniert von Venus. Nie hätte er es für möglich gehalten, dass er an dem herzlosen Steinblock eine menschliche Regung zu sehen bekommen würde. Er selbst war nicht anders, auch er war kalt, agierte ohne Mitleid, aber er hatte Freude an seiner Arbeit und die verbarg er nicht. Mit strahlendem Lächeln nahm er den Schmerz seiner Opfer wahr. Er genoss ihre Schreie und Tränen, sie befriedigten seine nicht vorhandene Seele. Unabhängig davon, wie sadistisch Merkur handeln konnte, eines war ihm unmöglich: Das Niveau und der Stil von Venus, waren für ihn unerreichbar. Im Vergleich zu ihm war er bei einem Schachspiel der Bauer, während Venus den König darstellte, obwohl er eben sichtbar die Mundwinkel verzogen hatte. Bereits beim nächsten Satz wurde Merkur klar, warum Venus die unbestrittene Nummer Eins in ihrem Metier war.

»Dann steigt der Preis«, sagte Venus und der Ton seiner Stimme verriet, dass es keine Verhandlungsbasis gab.

Roger Dovell hätte aufbegehrt, wenn er nicht Angst vor Venus gehabt hätte. Irgendwann wollte er sich von dieser Furcht befreien, aber nicht jetzt, nicht im Moment, noch benötigte er dessen Dienste. Dennoch wagte er einen Protest.

Er war sich sicher, dass Venus einen solchen erwartete. »Ich finde, dass Sie bereits sehr großzügig bezahlt werden.«

»Ich weiß, dass Ihre Wünsche in Bezug auf die Liste, Dokumente und die sechzig Personen meine Auslagen enorm in die Höhe treiben werden«, konterte Venus mit gewohnter Kälte und bedankte sich bei der Bedienung für den Cocktail.

»Vielleicht werden Ihre Unkosten nicht so hoch, wie Sie es erwarten. Die Voraussetzung ist gegeben. Sie müssen den oder die Einbrecher finden, und zwar schnell, bevor sie begreifen, was sie mit den Papieren in den Händen halten.«

»Wenn es die Diebe nicht kapieren würden, dann hätten wir es nicht mit gewöhnlichen Gaunern zu tun, sondern mit Profis, die genau das wollten, was sie jetzt haben. Angenommen, es verhält sich so, was schätzen Sie, ist die Liste mit den Papieren wert?«, fragte Venus.

Roger Dovell fühlte sich wegen des nun wesentlich sanfteren Tonfalls des Mannes neben ihm wohler in seiner Haut. Er überlegte, neigte den Kopf von links nach rechts und zuckte letztlich mit der Schulter. »Ich denke nicht, dass es sich bei den Ganoven um Profis handelt. Wenn ich davon ausgehe, und ich verlasse mich dabei auf Ihr Wort, dass wirklich ein Einbruch stattfand, dann waren es zwar geübte Diebe, aber solche, die mit der Liste bis jetzt nichts anfangen konnten.«

»Erklären Sie mir diese Vermutung näher, da Sie bei unserem letzten Gespräch eine andere Ansicht vertraten, und beantworten Sie bitte danach meine Frage«, erkundigte sich Venus nach dem Grund des Sinneswandels von Roger.

»Wenn es jemand bewusst auf die Papiere abgesehen hat, dann hätten wir in der Zwischenzeit in irgendeiner Form

davon erfahren. Der Auftraggeber des Einbruchs wäre längst an die Presse oder sonst eine Stelle herangetreten, eventuell sogar an uns, um aus dem Diebesgut Kapital zu schlagen. Bis auf einen kleinen Kreis weiß niemand, dass die Liste und die Dokumente existieren. Der Diebstahl der Unterlagen liegt inzwischen mindestens fünf Tage zurück, also gibt es weder einen Auftraggeber noch Profis, ansonsten wäre es publik geworden oder wir hätten eine Forderung erhalten. Das heißt für Sie, sich mit Amateuren herumzuschlagen, die zwar gut in Häuser einsteigen können, aber zu dämlich sind, um zu erkennen, was erbeutet wurde. Womit ich bei Ihrer Frage wäre: Die Liste und die Papiere sind für Jedermann unbezahlbar. Für mich und meine Interessensgemeinschaft ist sie Millionen wert«, sagte er.

»Wie viel?«, erkundigte sich der Profikiller nach einer genauen Zahl.

»Natürlich würden wir jede Forderung versuchen, zu drücken, aber ich denke, am Ende wären fünfzig nicht unrealistisch«, nannte Roger eine Summe. »Sie wissen genauso gut wie ich, dass niemand auf diesen oder einen niedrigeren und dennoch lukrativen Betrag länger als nötig warten würde. Die Gier ist ein menschlicher Trieb, wir alle sind von ihr besessen. All das lässt mich das Fazit ziehen, dass die Räuber vom Wert ihrer Beute keine Ahnung haben.«

Venus hatte über seinen Körper wieder die absolute Oberhand gewonnen. Nichts regte sich an ihm und schien ihn zu bewegen. »Ich schätze Sie als Geschäftsmann, deswegen ist es ein Gebot, fair zu bleiben. Wir bringen die gestohlenen Sachen zurück, aber alles hat seinen Preis. Ich

komme Ihnen zur Hälfte entgegen und verlange fünfundzwanzig Millionen.«

Roger Dovell schluckte schwer und begann, innerlich zu beben. Er selbst hatte diese Rechnungsstellung mit seinen Sätzen ermöglicht. Mit seinen Worten wurde ihm jede Verhandlungsbasis genommen und deswegen hatte er keine Alternative. Zähneknirschend hatte er eingewilligt. »Eine Sache noch: Überprüfen Sie noch einmal das private und berufliche Umfeld von Marvin, vielleicht wurde etwas übersehen«, erteilte er Venus eine letzte Order und winkte der Bedienung, um seine Rechnung zu bezahlen. Zugleich nahm er sich vor, am Tag der Honorarzahlung die Angst vor Venus endgültig abzulegen.

Ω

Forrest begab sich im Department zunächst in die Notrufzentrale, um sich über die Arbeitsumstände zu informieren. Adam hatte sich bei ihm beschwert, dass sein Notruf erst nach einer gefühlten Ewigkeit bearbeitet worden war. Ohnehin hätte er die Räumlichkeiten aufgesucht. Er wollte Jesse Owens bitten, ihm bei den erforderlichen Recherchearbeiten zu helfen. Dafür war ein Einverständnis von Joshua Jason Calbott nicht notwendig. Seit geraumer Zeit unterstand Jesse Owens in gewisser Weise dem Detektiv. Forrest hatte sich eingesetzt, dass er im Polizeidienst verbleiben konnte, obwohl er durch erlittene Verletzungen bei einer Bombenexplosion körperlich eingeschränkt war. Er saß im Rollstuhl, hatte einen Unterschenkel verloren, aber glücklicherweise nicht den Lebensmut. Seit dem Drama versah er seinen Dienst überwiegend in der Telefonzentrale der Behörde. Rief der

Detektiv nach ihm, bedeutete es für ihn eine Abwechslung im monotonen Berufsleben. In Büro klärte Forrest seinen Partner, als solchen sah er Jesse an, über die Gesamtsituation auf. Danach hatte er ihm die Frage gestellt, mit der er von Adam konfrontiert worden war. »Was ist eigentlich in der Notrufzentrale los? Ich habe gehört, dass Anrufer immer häufiger unter einer längeren Wartezeit zu leiden haben. Mangelt es auch bei euchan Personal?«

Jesse hievte sich aus dem Rollstuhl in den sperrigen Bürostuhl. Trotz seiner fast zwei Meter Länge hatte er so über den Schreibtisch einen besseren Überblick. Er ließ den Computer hochfahren und beantwortete nebenbei die Frage des Detektivs. »Nein, aber zurzeit bräuchten wir tatsächlich mehr Telefone und damit mehr Leute. Es ist schier unglaublich, was im Moment abgeht.«

»Was soll das sein?«

»Wir bekommen laufend Notrufe wegen häuslicher Übergriffe. Das geht seit Wochen so und scheint, immer schlimmer zu werden. Am Anfang hielten wir es für eine vorübergehende Phase und schoben es auf alles Erdenkliche wie zum Beispiel das miese Wetter. Aber daran liegt es nicht und die Gewalttaten nehmen an Intensität zu. Es kommt mir vor, als ob eine Epidemie ausgebrochen wäre.«

Forrest war über die Aussage erstaunt. Ähnliches hatte er in den vergangenen Tagen öfter gehört und während einer erfolglosen Suche nach Marilyn persönlich erlebt. »Okay, Jesse, eine Epidemie ist es sicher nicht, sondern eine Phase, die hoffentlich bald in ihrer Intensität zu Ende geht. Wir, mein Guter, haben andere Sorgen und es liegt eine Menge Arbeit vor uns. Hast du nach wie vor nichts gegen Überstunden?«

»Ist schön, wieder hier zu sein und helfen zu können, Sir, legen wir los. Womit soll ich anfangen?«

Forrest wies ihn ein und wurde durch das Läuten des Telefons dabei unterbrochen. Schließlich, als Jesse eingeweiht war, was Waterspoon vorab wissen wollte, begab sich der Detektiv zu Peter Brandon in die Pathologie, der ihn eben telefonisch darum gebeten hatte.

Wie immer betrat er die Räumlichkeiten von mit einem Unbehagen. Alle Tat- und Fundorte besaßen nicht die abstoßende Wirkung, mit der Forrest in der Pathologie stets zu kämpfen hatte. Auf den Seziertischen wirkten die Leichen wie untot und in ihrer Nacktheit beklagten sie ihr Leid. Sie warfen ihm vor, nicht da gewesen zu sein, als sie seine Hilfe gebraucht hätten. Die tödlichen Wunden sowie die vor dem Ableben erlittenen Verletzungen zogen ihn zudem in ein Tal der Selbstvorwürfe. Es war so, er musste sich überwinden, um den Arbeitsplatz von Peter Brandon zu betreten. Jedes Mal hatte er versucht, seine Gefühle zu verbergen, und gab sich mit Absicht übertrieben selbstbewusst. Genau dieses verhalten wurde zum Verräter seiner Unsicherheit. Auch diesmal wollte Forrest mit einem dominanten Auftreten die Kontrolle über seine Emotionen behalten. Kaum hatte er den Sezierraum betreten, blieb er wie angewurzelt stehen und starrte auf eine der Obduktionsflächen.

»Was Sie da sehen, sind die Reste von Marvin«, wurde er von Peter Brandon in dessen Totenreich begrüßt. Für einen kurzen Augenblick beschlich Forrest das Gefühl, gleich in Ohnmacht zu fallen. Irgendwie gelang es ihm, sich auf den Beinen zu halten. Die verkohlte Leiche sah erschreckend aus. Zu allem Überfluss roch sie äußerst unangenehm. Wie in

Trance folgte der Detektiv dem Pathologen zu den verbrannten Überresten von Marvin, der ihn wegen seines Befindens auszulachen schien. Peter deutete mit einem Stift auf die obere Handfläche des entstellten Körpers, danach auf den Span der Füße. »Sehen Sie, das sind Verletzungen, die von einem Nagel herrühren. Die Spurensicherung hat solche, die zu den Wunden passen, neben dem Toten gefunden.« Peter hob mit dem Stift eine der Hände an und deutete auf einen der Finger des gefolterten Leichnams. »Sehen Sie, diese Kerben, Rillen und Absplitterungen stammen ebenfalls von Nägeln, zwar von deutlich kleineren, die ebenso fürchterliche Schmerzen bei dem Opfer verursacht haben. Der Mann ist vor seinem Tod durch die Hölle gegangen«, wandte sich Peter von der Leiche ab und Forrest zu.

»Jetzt ist er unfreiwillig dort«, bemerkte der Detektiv und fand seine Aussage sogleich respektlos. »Der Tote ist also definitiv Marvin Snyder?«

Peter nickte, wusch sich die Hände und begab sich in einen kleinen Raum, der sein winziges Büro darzustellen hatte. In manchem Winkel der Pathologie hatten die Leblosen eindeutig mehr Platz als die Lebenden. »Ich habe in der Datenbank nachgesehen und bin auf etwas gestoßen, das Sie womöglich interessiert. Vor zwei Jahren wurde in New Orleans ein Mann auf die gleiche Weise gefoltert und umgebracht. Genauso wie hier wurde der Leichnam in einem abgebrannten Haus entdeckt. Vor fünf geschah dasselbe in Tulsa. Ich konnte mit den Kollegen sprechen und die Foltermethode ist in diesen Fällen identisch mit der, wie sie bei Marvin Snyder angewendet wurde. Keine Ahnung, ob Sie damit etwas anfangen können.«

Forrest bedankte sich. »Durchaus, es bestätigt meine Vermutung. Der Mörder ist keinesfalls ein gewöhnlicher Verbrecher. Es scheint sich, worauf die Folterart hinweist, um einen Profikiller zu handeln. Einerseits beruhigend, da wir zumindest in dieser Hinsicht womöglich keine weiteren Opfer zu befürchten haben. Andererseits beängstigend, dass er im Laufe der Jahre nicht gefasst werden und somit jederzeit an jedem Ort erneut zuschlagen kann. Was ist mit der Leiche aus dem Stadtpark?«

»Ich fange mit der Obduktion nach Ihrem kurzen Gastauftritt an.«

Forrest runzelte die Stirn. »Wissen Sie, was ich mich frage?«

Der Pathologe zuckte ahnungslos mit der Schulter. »Nein, aber Sie werden es mir gleich sagen.«

»Ich frage mich, wieso die Leiche auf die Statue von George Washington gebracht wurde. Ich meine, dazu war ein Aufwand erforderlich, der auf jeden Fall ein Risiko dargestellt hat. Die Möglichkeit, entweder gesehen oder gehört zu werden, stieg dadurch erheblich.«

»Ich werde sehen, ob ein Hinweis darauf an der Leiche zu finden ist«, verstand der Pathologe den Wink des Detektivs. Forrest wollte gehen, aber Peter hielt ihn mit weiteren Worten zurück. »Hören Sie, Detektiv, ich bin noch nicht lange hier, doch trotz der kurzen Anwesenheit von knapp einem Jahr haben wir schon Einiges erlebt. Denken Sie nur an die Körperteile. Ich weiß, meine Art mit den Toten umzugehen entspricht nicht Ihren Vorstellungen, aber es ist ein Verfahren, wie ich den Tod und die Todesumstände verarbeite. Die Sprüche, die ich gelegentlich loslasse, haben nichts mit den Menschen zu tun, die ihr Leben verloren

haben, schon gar nicht, wenn es durch gewaltsame Weise geschah. Ich habe Respekt vor dem Tod und den Toten, aber ich werde mich von beiden nicht meines Daseins berauben lassen und vor Ehrfurcht erstarren.«

Forrest hob die Hand und brachte den Pathologen damit zum Schweigen. »Peter, ich gebe zu, dass ich bei Ihrem Dienstantritt skeptisch war. Das lag an Ihrem Vorgänger und an Ihrem Alter. Sie sind entgegen meiner Befürchtung verdammt gut in Ihrem Job und in dem, was und wie Sie es anstellen. Es tut mir leid, die Zurechtweisungen meinerseits waren unangebracht. Fakt ist, dass ich mit dem Tod eines Menschen immer weniger zurechtkomme und überhaupt nicht, wenn die ermordete Person wie im Public Garden verhöhnt wird. Den Zorn darüber habe ich auf Sie abgewälzt. Lassen Sie es uns vergessen.«

Der Pathologe lächelte verständnisvoll. »Einverstanden. Bei einem Glas Bier vergisst es sich schneller, was halten Sie davon?«

»Okay. Ich bringe Jesse mit. Er unterstützt mich seit heute.«

»Fantastisch, das verspricht, ein lustiges und interessantes Feierabendbier zu werden.«

Als Forrest Minuten später sein Büro betrat, wirkte Jesses Anwesenheit belebend und zugleich beruhigend auf ihn. Er musste lächeln, als er auf seiner Schreibtischhälfte einige Blätter liegen sah, die sein Partner in der Zwischenzeit für ihn ausgedruckt hatte. Ermattet ließ er sich in seinen ächzenden Stuhl fallen. Der Tag war schlecht angegangen, zu lang gewesen und durch wenige geringe und heftige Misstöne zu einer Tortur für Körper und Geist geworden. Forrest richtete auf. »Wir erledigen den wichtigsten

Papierkram und danach gehen wir mit Peter ein Bier trinken. Heute erreichen wir so oder so nichts mehr und ab morgen hat der Mord im Public Garden oberste Priorität.«

»Wie du meinst, Boss, du bestimmst. Wusstest du, dass im Haus von Marvin Snyder vergangene Woche eingebrochen wurde?« Forrest schüttelte verneinend den Kopf. »Er hat ihn am Freitag festgestellt und unverzüglich zur Anzeige gebracht. Ich habe mit den Polizisten gesprochen, die es aufgenommen haben. Sie sind heute nicht im Dienst, stehen uns deswegen erst morgen für Fragen zur Verfügung.«

»Sehr gut, nicht der Umstand, dass wir auf alles warten müssen, sondern deine Arbeit, wirklich gut gemacht!«, lobte Forrest den jungen Mann ihm gegenüber, der, wie es schien, an nichts zerbrechen konnte. Der Detektiv bewunderte Jesse für diese Gabe und den Elan, den er sich selbst durch die körperliche Behinderung nicht nehmen ließ. Er trainierte, wartete auf eine Prothese für den fehlenden Unterschenkel und er gab die Hoffnung nicht auf, doch noch eines Tages wieder laufen zu können. Die Chancen dafür waren vorhanden, aber sie waren gering.

Später im Lokal gegenüber des Departments wurde es ein angenehmer Abend. Forrest trank fünf Bier, so viel wie schon lange nicht mehr, schließlich hatte er bereits zwei bei Adam getrunken. Er nahm die gesamte Zeche auf sich und begab sich um elf Uhr mit einem Taxi nach Hause. Die Frage, wo sich eigentlich sein Wagen befand, war für ihn zweitrangig. Wer hätte die alte Kiste, die an den meisten Stellen durch Rost zusammengehalten wurde, zu stehlen versucht. Egal, wie locker und leger die zurückliegenden Stunden verlaufen waren, der Detektiv hatte während dieser Zeit keinen Zugang zu der seelischen und moralischen

Pforte in seinem Körper gefunden. Er konnte es nicht beim Namen nennen, war unfähig, es annähernd zu beschreiben, von irgendetwas wurde er gequält. Es ließ ihn nicht los, nachdem er zu Bett gegangen war. Irgendwann waren ihm die Augen zugefallen, wodurch er für wenige Stunden endlich die Ruhe fand, nach der er sich gesehnt hatte.

4. Kapitel

Babys Geburt

Baby war dreißig Jahre jung, oder alt, es kam darauf an, aus welcher Perspektive es gesehen wurde. Auf jeden Fall besaß er ein Wesen und stellte eine Person dar, die schwer zu beschreiben und als Mensch unmöglich zu erklären war. Niemand, kein Psychiater und Profiler, wäre imstande gewesen, ihn in vollem Umfang zu analysieren. In Baby befanden sich verschiedene Charaktere. Sie rangen in seinem Kopf und in seiner Seele täglich um die Oberhand seines Verstandes. Das war so, seitdem Baby denken konnte, und trotzdem war es in den vergangenen Wochen völlig anders als früher. Seit vier Tagen hatte es ein Niveau erreicht, durch welches er irrsinnig gequält wurde. Baby verspürte schreckliche Schmerzen. Sie waren dermaßen stark, dass er damit begann, sich selbst zu verletzen. Mit den Fingernägeln kratzte er sich die Unterarme bis zum rohen Fleisch auf, aber seine Qualen wurden dadurch nicht erträglicher. Ihm tat nicht der Kopf weh und er hatte keine körperlichen Beschwerden. Stattdessen wurde er von einem inneren Leid geplagt, das ihm das Gefühl vermittelt hatte, er würde jeden Moment wie eine Seifenblase zerplatzen oder wie ein morscher Ast zerbrechen. Bis vor vier Tagen war Baby brav gewesen. Seine seelischen Torturen hatten ihn zwar stets gequält, doch irgendwie war er mit den Peinigern in seinem Kopf zurechtgekommen. Bekam er das Gefühl, dass die Geister in ihm im Begriff waren, ihn auf einen Scheiterhaufen zu führen, dann lief er davon. In der Regel sah das so aus, dass er ziellos in einem Jogginganzug durch die Stadt lief, bis er völlig ausgepumpt war. Das half nicht

immer, um die Querulanten in seinem Verstand vollständig zu vertreiben. Allerdings führte es dazu, dass er einen sicheren Abstand zu ihnen gewonnen hatte, und deswegen fühlte er sich dann besser. Manchmal, wenn die Gespenster seinen Kopf unter Wasser zu drücken schienen, bis er keine Luft mehr bekam, begab er sich zum Prudential Center. Das Gebäude lag mitten in Back Bay und damit nur wenige Straßen von seinem Haus entfernt. Er bezahlte zwanzig Dollar und fuhr in den fünfzigsten Stock des Hochhauses, wo ihm Boston zu Füßen lag und er nicht ertrinken konnte. Mit solchen oder ähnlichen Aktionen war er unfähig die Dämonen zu vertreiben, aber zumindest vorübergehend in der Lage, sie zu zähmen. Seit vier Tagen ging das nicht mehr. Dass es so kommen würde, hatte sich mit seinen Selbstverletzungen angedeutet. Seit Wochen rieb er sich die Haut vom Körper, um den Piraten in der Unterwelt seines Kopfes einen Fluchtweg zu ermöglichen. Baby wurde gegen die Brut des Bösen in seinem Hirn zusehends machtloser. Die hatte Besitz von ihm ergriffen und sich in seinem Verstand eingenistet. Es war über Jahre hinweg ein schleichender Prozess und Baby war drauf und dran, ihn zu verlieren. Er befand sich in einer Situation, die seinem ganzen Leben ähnlich war und dennoch einen Ausnahmezustand darstellte. Nie zuvor hatte er den Spukgestalten in seinem Kopf einen derart großen Freiraum gegeben und sich zu ihrem Spielball degradieren lassen. Baby war am Ende seiner psychischen und physischen Kräfte angelangt. Er begriff es endlich. Dreißig Jahre hatte er dafür gebraucht, um zu erkennen, dass er den Kampf gegen die Geister nur dann gewinnen würde, wenn er sie handeln ließ. Er hatte es eingesehen, dass er sich seinen Gespenstern

ausliefern und ihr Werkzeug sein musste, um Ruhe vor ihnen zu haben. Ein einziger Schritt fehlte, um sich diesen sehnlichen Wunsch zu erfüllen.

Baby war ein bulliger Mann, ein Fleischklops, der einem Bären glich. Sein Aussehen war dem eines Boxers im Schwergewicht an schlechten und dem kräftigen eines Krankenpflegers an guten Tagen ähnlich. Die äußere Erscheinung bezog sich zugleich auf sein Gemüt. Baby war ein intelligenter Mann, aber, wenn ihn seine Dämonen dazu trieben, konnte er dumm handeln. Er besaß Humor und er hatte keine Mühe, andere Leute zum Lachen zu bringen. Seine Witze waren wegen der Geister in ihm zugleich fähig, jedes Gelächter im Nu erfrieren zu lassen. Die Satane, die ihr Unwesen in seiner Seele trieben, sie waren es, die Baby unberechenbar gemacht hatten. Bis vor vier Tagen besaß Baby zwei Gesichter. Vielleicht das eine oder andere mehr, aber er hatte sie erfolgreich versteckt, und was viel wichtiger war, er hatte sie einigermaßen im Griff. Jetzt nicht mehr. Früher, wenn Baby bemerkt hatte, dass sein Verstand nicht ihm, sondern seinen Geistern folgte, zog er sich zurück oder führte eine Aktion aus, die ihm dabei half, die Kontrolle über sein Wesen zurückzuerlangen. Dann lief er im Park oder in der Stadt seine Runden, fuhr das Prudential Center hoch, ging schwimmen oder ins Kino und auf diese Weise gewann er diese Kämpfe. Manchmal musste er nichts anstellen, um seine Dämonen in Schach zu halten. Hin und wieder war es ihm gelungen, sie zu ignorieren, obwohl von ihnen nach ihm gerufen wurde. Baby hatte gute und schlechte Tage. Leider nahmen die unangenehmen zu, mutierten zunehmend zu grausamen Stunden und gewannen zudem an Häufigkeit. Es war merkwürdig, für ihn unerklärlich, seitdem er Vater

geworden war, wurde es von Jahr zu Jahr schlimmer. Er griff nach den Händen der ohnmächtigen Frau, die zu seinen Füßen lag. Seine Kraft übertrug sich auf ihren Körper und ohne Mühe zog er sie aus der Küche auf den Dachboden. Er setzte sie in einen Schaukelstuhl, der seine Daseinsberechtigung als ansehnliches Mobiliar verloren hatte. Er riss der Frau die Bluse auf und mit aller Gewalt den Büstenhalter vom Körper. Baby betrachtete das Wäschestück und stopfte es in den Mund der Bewusstlosen. Als er ein Körbchen zwischen den Gaumen und die Zunge gesteckt hatte, das andere unter ihrem Kinn hing, begab er sich zu einem breiten Holzschrank ohne Türen. Der Staub zu seinen Füßen wirbelte seltsamerweise nicht auf, offenbar hatte die Kälte selbst den Dreck erstarren lassen. Baby schob einige Schachteln mit Schrauben zur Seite, durchsuchte die Fächer links und rechts und fand, wonach er gesucht hatte. Mit einer Rolle Klebeband, einer Plastikfolie, die Maler bei Streicharbeiten zum Abdecken benutzten, und einem Teppichmesser begab er sich zurück zu der Frau, die sich zu regen begann. Er schnitt den herabhängenden Teil des Büstenhalters ab, danach riss er einen längeren Streifen vom Klebeband herunter und drückte es der Frau auf den Mund. Schließlich wickelte er sie mit flinken Handgriffen in die Folie, fesselte sie mit dem Band an den Schaukelstuhl und warf es, über seinen Rücken in irgendeine verstaubte Ecke. Er richtete sich auf und betrachtete zufrieden sein Kunstwerk.

Es war Herbst, trotzdem nahmen die Temperaturen in Boston die Formen eines sibirischen Winters an. Die in dem Schaukelstuhl sitzende, in Folie gewickelte und mit Klebeband gefesselte Frau kam Baby dennoch wie eine

verdorbene Füllung einer Frühlingsrolle vor. Während er sie angesehen hatte, wurden Erinnerungen an vergangene Zeiten wach. Als er in die Realität zurückkehrt war, tippte er den Schaukelstuhl an. Wie das Pendel einer antiken Standuhr begann sich das langsam vermodernde Möbelstück, knarrend und ächzend zu bewegen. Genau in diesem Augenblick schlug die Frau, die um die sechzig Jahre alt sein mochte, die Lider auf. Aus Unverständnis, vor Angst und Kälte begann sie, am ganzen Körper zu zittern. Nur ihre Augen starrten Baby unwissend, gleichzeitig fragend und flehend an. In dessen Gesicht war keine Reue und Mitleid zu sehen. Seine pausbackige und leicht aufgedunsene Miene, die jedem etwas kindhaftes vermittelt hätte, blieb ungerührt. Irgendwie besaß Baby in seiner ganzen Erscheinung die körperlichen Merkmale eines Neugeborenen mit dem gravierenden Unterschied, dass er ein ausgewachsener Mann war. Die Frau stöhnte, versuchte, etwas zu sagen, aber Baby wog mehrmals sachte den Kopf von links nach rechts und legte ihr seinen linken Zeigefinger auf den zugeklebten Mund. Die ältere Dame hielt in ihrem Tun inne und verharrte regungslos auf dem Schaukelstuhl, der es ihr gleichtat und seine schaukelnden Bewegungen eingestellt hatte.

Ihre Augen wurden größer, als sie das Teppichmesser in der rechten Hand von Baby auf sich zukommen sah und die Spitze der Klinge an ihrer Kehle spürte. Wie ein Reh, das jeden Augenblick von einem Wolf gerissen würde und weiß, dass es keine Überlebenschance hat, sah sie ihren Peiniger an. Die Kälte, die sie umgab, war in diesem Augenblick verschwunden. Geblieben war die feuchte Wärme, die sich zwischen ihren Schenkeln auszubreiten begann. Den Schritt,

den Baby würde gehen müssen, um seine Dämonen zu besiegen, er war in diesem Moment einen kurzen Schnitt von ihm entfernt. Er drückte die Klinge fester an den Hals der Frau, sah, wie die Schneide in die Haut eindrang und Blut aus der kleinen Wunde zu rinnen begann. Für das Opfer völlig unerwartet ließ er plötzlich von ihm ab. An diesem Tag hatte Baby den Kampf gegen seine Geister nicht vollständig verloren. Deshalb wurde der Dachboden von ihm fluchtartig verlassen. Ein in medizinischer und gesellschaftlicher Hinsicht als normal angesehener Mensch hätte begriffen, dass er die Schlacht um sein Wesen an diesem Tag siegreich zu Ende gebracht hatte. Anstatt sich von seinen Gespenstern für immer zu befreien, begab er sich in die Wohnung, die im Erdgeschoss des Hauses lag und in der er von seiner Frau und seinen zwei Kindern erwartet wurde. Dabei hätte er die Geister in seinem Kopf vorerst besiegen können, er hätte nur den endgültigen Schnitt an der Kehle der alten Dame durchführen müssen.

Als Baby am darauffolgenden Tag wach wurde, ging es ihm so schlecht wie nie zuvor. Es kostete ihn eine unheimliche Überwindung, seiner Frau, Jennifer, eine gute Laune vorzuspielen, und er war froh, dass sie mit den Kindern für ein paar Tage zu ihren Eltern nach Newton fahren würde. Es war keine spontane Entscheidung seiner Gattin, sondern der monatliche Routinebesuch. Jennifer liebte ihre Eltern, wurde von ihnen geliebt und zudem waren die beiden völlig vernarrt in ihre Enkelkinder von vier und fünf Jahren. Mal blieb Jennifer mehrere Tage, ein anderes Mal nur einen, es war völlig unterschiedlich. Diesmal wollte sie ihrer Mutter beim Backen von Weihnachtsplätzchen helfen und deswegen länger bleiben.

Der Sohn von Baby war der Ältere und hieß Joseph, die Tochter trug den Namen Cindy. Baby mochte seine Schwiegereltern, er kam gut mit ihnen zurecht. Trotzdem gehörten die Schwiegereltern zu den Leuten, die er nicht ständig um sich haben wollte oder die er jede Woche unbedingt sehen musste. Einmal im Vierteljahr fuhr er anstandshalber mit, das reichte vollkommen aus, um den Großeltern seiner Kinder den notwendigen Respekt entgegenzubringen.

Lächelnd winkte Baby seiner Frau und den Kindern hinterher, als sich das Auto in Bewegung setzte. Kaum waren die Drei aus seinem Sichtfeld, schloss er die Haustür und lehnte sich mit dem Rücken erleichtert gegen sie. Der Blick durch den Flur in das nicht vollständig einsehbare Wohnzimmer machte ihm bewusst, wie sehr er an manchen Tagen alles um sich herum hasste. Bereits am nächsten Tag konnte es wieder anders sein und sollte sich dieses Gefühl einstellen, dann liebte er sein Umfeld, seine Frau und seine Kinder. An diesem Tag tat er das nicht, er war froh, allein zu sein. Er fühlte sich wie ein unterirdischer Vulkan, der ausbrechen wollte, aber dessen Kräfte die Landmasse über ihm noch nicht sprengen konnten. Baby spürte, wie die Lava in ihm brodelte, wie sie durch seine Adern floss. Dennoch war der hohe Druck in seiner inneren Magmakammer, die sich in seinem Kopf befand, zu gering, um seinen Verstand detonieren zu lassen. Dazu trug wesentlich die Einsamkeit bei, die er an der Tür lehnend genoss und die ihn letztlich besänftigte. Ein Problem, mit dem sich Baby, seitdem er Vater geworden war, stets auseinandersetzen musste, waren seine extremen und plötzlich auftretenden Stimmungsschwankungen. Von einer Sekunde auf die

andere konnte er von einem liebenden Vater zu einem abweisenden und kinderverachtenden Menschen werden. Es war entweder Glück oder purer Zufall, dass diese Launen an ihm von seiner Frau bis in die Gegenwart hinein noch nicht entdeckt worden waren. Einerseits hatte sich Baby in der Vergangenheit oft beherrscht, es tun zu können. Allerdings fiel es ihm von Tag zu Tag schwerer. Andererseits traten diese zwei Gesichter von ihm überwiegend nur dann zu Tage, wenn er mit den Kindern allein war. Ohnehin sah Jennifer an ihrem Mann nur das Gesicht, das er in ihrem Beisein meistens zur Schau trug. Verborgen blieben ihr die Fratzen, die sich hinter seiner Fassade versteckten.

Jennifer war weder dumm noch blauäugig. Sie hatte längst einige veränderte Wesenszüge an ihrem Gatten festgestellt. Sie gaben ihr letztlich keinen Grund, sich ernsthaft Sorgen machen zu müssen. Für sie war ihre Welt, so wie sie war, in Ordnung und damit gehörte Jennifer zu den Frauen, die gegebenenfalls ihre Augen vor der Wahrheit verschlossen oder bei einer Lüge nicht öffneten. Mit dieser Sichtweise bildete Jennifer unter den weiblichen Geschöpfen keine Ausnahme. Sie wurde, ohne es zu merken oder wissen zu wollen, von ihrem Ehemann betrogen. Nicht körperlich, nicht durch eine Affäre ihres Mannes mit einer anderen Frau, sondern durch sein berechnendes, geschickt getarntes und mehrfach gespaltenes Wesen. Für Jennifer war Baby der perfekte Vater. Sie wusste nicht, dass ihr Mann Kindergeschrei, jegliches Geräusch von ihnen in jeder Form hasste. Für diese Art von Lärmbelästigung, die für andere Menschen vielleicht sogar einen Segen dargestellt hätte, empfand Baby bloße Abscheu, einen tiefen, unerbittlichen

Hass. Das war einer der Gründe, warum seine Probleme größer geworden waren, seitdem er Vater war. Manchmal erinnerte sich Baby daran, dass er sich als junger Mann einen Vorsatz vorgenommen hatte: Niemals wollte er seine Kinder schlagen, sie anbrüllen oder ihnen in anderer Form Leid zufügen. In erster Linie wollte er ein viel besserer Vater werden, als es seiner gewesen war. Wenn ihn diese Gedanken überkamen, verkroch er sich in seinem Arbeitszimmer und gab den Tränen nach, die ihn bedrückten. Sein Versagen und sein schlechtes Gewissen führten dazu, dass er Joseph und Cindy, wenn es irgendwie ging, zu meiden begann. Wenn er mit ihnen allein war, behandelte er beide oft schlecht und manchmal ignorierend. Es waren keine Aktionen, die ihm seine Kinder nachtrugen oder dazu führten, dass sie Angst bei seinem Anblick bekamen. Ganz spurlos ging es an ihnen nicht vorbei. Der Respekt, den Cindy und Joseph ihrem Vater entgegenbrachten, war gepaart mit Vorsicht und einer unsichtbaren Furcht. Hinzu kam, dass die Kinder mit ihren wachsenden Ansprüchen in Bezug auf ihre Fürsorge und Geborgenheit immer mehr zu ihrer Mutter tendierten. Es war so, dass Baby einige der Dämonen, die ihn verfolgten, inzwischen erkannt hatte. Die Kraft und den Mut, sich ihnen zu stellen, besaß er allerdings nicht. Zum einen wusste er nicht, wie er das hätte angehen können, zum anderen waren die Gespenster in seinem Kopf schon zu mächtig geworden.

Vielleicht hätte Baby in der Zeit während der ersten Schwangerschaft seiner Frau die Chance gehabt, sich von seinen Geistern trennen zu können. Niemand außer ihm sah sie und wusste von ihnen. Außerdem waren andere Gründe dazu gekommen, die es verhinderten. Da war der Glaube an

die Ungläubigkeit der Personen, die ihm eventuell hätten helfen können. Er mochte diese Quacksalber nicht, die sich Psychologen nannten. Umgekehrt war die Überzeugung vorrangig, sich selbst heilen zu können. Kein Gedanke und keine Erwägung konnten jedoch die in dieser Lage vorhandene Scham verdrängen. Der peinlichen Lage, sich vor einem Fremden, wie einem Psychiater offenbaren zu sollen, um sinnvolle Hilfe erhalten zu können, der wollte er sich nicht aussetzen. Letztlich begann sich Baby, nicht krank zu fühlen wegen seiner Dämonen, sondern fing an, sich als einen Auserwählten anzusehen. Als er diesen Schritt in seinem Kopf vollzogen hatte, suchten immer mehr Geister seinen Verstand auf. Offenbar fühlten sie sich willkommen und schienen sich im Hirn von Baby pudelwohl zu fühlen. Der Kampf mit den vielen Gesichtern und Geistern in seinem Körper begann und bisher hatte Baby die vielen Schlachten alle gewonnen, obwohl es täglich schwieriger wurde, zu siegen. Baby wusste, dass er an einem Abgrund stand, der ihn in eine unsagbare Tiefe zu reißen drohte, und ihm war bewusst, dass der Fall in ein Loch seine Niederlage bedeuten sollte. Trotzdem begab er sich auf den Dachboden, wo er die ältere Dame an einen Schaukelstuhl mit Klebeband gefesselt hatte. Die Frau war bei Bewusstsein, als Baby in die Kammer kam. Er trat an sie heran, legte seinen Zeigefinger warnend auf ihre Lippen, riss dann das Klebeband von ihrem Mund und zog aus ihrer Mundhöhle den Rest ihres Büstenhalters heraus. Tief atmete die Frau durch und nahm die Wasserflasche an, die ihr Baby entgegenhielt, nachdem er den glänzenden Schraubverschluss geöffnet hatte. Sie nahm behutsamen einen Schluck, dann einen hastigen und schließlich trank sie die Flasche gierig bis zur Hälfte aus. Die

Kälte auf dem Dachboden war nicht fähig ihren vorhandenen Durst einzufrieren. Er stellte die Flasche auf einen alten Tapeziertisch, der zwei Schritte neben ihn stand und auf dem auch das Teppichmesser lag. Einige Sekunden begutachtete er die durch den Lichteinfall aufblitzende Klinge, bekämpfte dabei seine Dämonen und ohne, dass er das scharfe Werkzeug in seine Hand nahm, drehte er sich zu der alten Dame. Sie widerte ihn an, dementsprechend abwertend musterte er sie. Er roch, dass sie sich in die Hose gemacht hatte. Selbst ohne diesen Umstand hätte er nichts anderes als Verachtung für sie empfunden. Baby verzog angewidert die Mundwinkel und vollführte mit seiner rechten Hand eine Geste, die der älteren Dame vermittelte, dass sie still bleiben sollte, indem er mit seinem Daumen und Zeigefinger seinen Mund wie eine Tür mit einem Schlüssel andeutungsweise verschloss. Er schlenderte durch den Staub und an den herabhängenden, leblosen Spinnweben vorbei in die Ecke, in der er das Klebeband, das er weggeworfen hatte, vermutete. Als er wieder vor der Frau stand, sie mit dem Tape mundtot gemacht hatte, geschah etwas, das Baby bis dahin noch nie hatte erleben müssen. Er verzichtete darauf, ihr das Körbchen des Büstenhalters in den Mund zu stopfen. Als er ihr das Klebeband auf den Mund drückte und einen Schritt zurücktrat, begannen ihn seine Geister zu malträtieren. Es war der zweite Tag, an dem es ihm besonders schlecht ging, und bis zu diesem Zeitpunkt waren seine Gespenster und Dämonen nichts anderes als Gäste seines Verstandes gewesen. Am Anfang gestaltete sich ihr Besuch wie ein kurzes Gewitter. Es fand unregelmäßig statt und war von kurzer Dauer. Mit der Zeit nahm die Anzahl der dämonischen Gäste zu und sie genossen ihren

Aufenthalt in seinem Kopf dermaßen, dass es sie verführte, länger zu bleiben. Irgendwann begannen die Geister, ihn quälend zu verfolgen, und das führte dazu, dass Baby sich zu seinem Nachteil zu verändern begann. Die Konsequenz aus der Wesensveränderung brachte es mit sich, dass die Dämonen Baby nicht mehr hinterherjagten, sondern zunächst zu vorübergehenden und schließlich zu seinen ständigen Begleitern geworden waren. Die Gespenster in seinem Kopf fingen an, mit ihm zu spielen. Sie lähmten oder spornten ihn an, sie ließen ihn ruhig oder nervös werden, sie trübten oder hoben seine Stimmung, aber vor allem machten sie ihn unberechenbar. Baby war immer mehr zu einem Spielball der Satane in seinem Kopf geworden. Bis zu diesem Tag hatten sie ihm stets nur etwas telepathisch zugeflüstert, diesmal nicht. Baby legte zwei Finger seiner rechten Hand an seine Schläfe und versuchte, den schmerzenden Druck an dieser Stelle mit kreisenden Bewegungen und durch Gegendruck zu lindern, es half nichts. Die Geister in seinem Kopf waren längst keine ungebetenen Gäste mehr, sie stellten dauerhafte Besucher dar, die ihre Anwesenheit immer seltener unterbrachen und, die Baby inzwischen nicht wie früher vor der Tür zu seinem Verstand stehen lassen konnte. Seit geraumer Zeit hieß Baby seine Gespenster willkommen, sie befreiten ihn zusehends von dem starken Schmerz, unter dem er litt, und das hatte seinen Grund. Baby wurde von seinen Dämonen gelenkt, aber er konnte, wenn er es wollte, jederzeit die Richtung ändern. Wenn er es tat, dann nahmen die Qualen zu und die Geister in seinem Kopf brachten ihn wieder auf die richtige Bahn. Sie sorgten dafür, dass er die Spannung, unter der er stand, loswurde, indem er Dinge tat, die er ansonsten nie getan

hätte. Früher wäre er durch die Stadt gerannt oder auf das Prudential Center hochgefahren. Mittlerweile hatte er eingesehen, dass diese Aktionen überflüssig waren und ihm letztlich nicht halfen. Stattdessen ließ er sich von seinen Dämonen zunehmend leiten und entgegen seiner Erwartung tat es ihm gut. Während Baby durch die ältere Dame hindurch sah, sich die Schläfe massierte und der Schmerz in seinem Kopf tatsächlich ein wenig nachließ, wurde ihm bewusst, dass er tiefe, raue Stimmen hörte. Sie waren es, die den Schmerz verursachten, aber sie sprachen durcheinander und deswegen konnte er nicht verstehen, was die Stimmen sagten und von ihm wollten. Wäre Baby ein Mensch gewesen, der noch einigermaßen fähig gewesen wäre, klar denken zu können, dann hätte er vielleicht erkannt, dass aus dem Sieg vom Vortag, den er als eine Niederlage empfunden hatte, an diesem Tag ein Unentschieden geworden war. Baby jedoch sah es nicht und verließ ohne ein Wort den Dachboden.

Am dritten Tag seines miserablen und immer schlimmer werdenden Zustands, es war Montag, wurden die Geister in Babys Hirn zu seinen festen Mitbewohnern. Er hatte die Gastfreundlichkeit seines Gemüts gegenüber den Dämonen, die ihn aufgesucht hatten und nicht mehr allein lassen wollten, in eine Abhängigkeit umgewandelt.

Es war seit Jahrzehnten nicht in der Art vorgekommen. Am späten Nachmittag war über Boston und über den Umkreis der Stadt der Winter hereingebrochen. Heftiger Schneefall setzte ein, der öffentliche Verkehr brach teilweise zusammen und die Straßen verwandelten sich in eine gefährliche Rodelbahn. Baby hoffte darauf, dass sich das ungewöhnlich schlechte Wetter länger hinziehen würde. Er

war gern allein, aber ungern einsam. Sein Vorteil lag in der Tatsache, dass er niemals einsam war und sich mit seinen Dämonen beschäftigen konnte. Er saß mit einer Gesäßhälfte auf der tiefen Fensterbank in seinem Arbeitszimmer und beobachtete die vom Himmel fallenden Schneeflocken. Wie die Geister in seinem Kopf riefen sie nach ihm und versuchten, ihn aus dem Haus zu locken. Die Stille um ihn herum ließ es zu, dass er die Stimmen hören konnte. Mit jeder Minute, die verging, mit jeder Schneeflocke, die auf dem Erdboden landete, verstand er die Stimmen besser. Sie sprachen nicht mehr wild durcheinander, sondern wechselten sich ab.

Eine sanfte Stimme bat ihn, nach draußen zu kommen, eine andere wollte mit ihm spielen und die nächste versuchte ihn mit dem Argument zu ködern, dass es nichts Schöneres geben könnte, als gemeinsam Spaß zu haben.

Baby wehrte sich stundenlang!

Es schneite und schneite und es hörte bis in die Abendstunden nicht auf. Dreimal verließ Baby während dieser Zeit die Fensterbank. Einmal, um die Toilette aufzusuchen, und einmal, um den Anruf von seiner Frau entgegenzunehmen, um mitgeteilt zu bekommen, dass sie gut angekommen sei. Zudem erfuhr er, dass sie erst nach Hause kommen würde, wenn die Straßen wieder befahrbar wären und der Verkehr, der völlig zusammengebrochen war, sich normalisiert hätte.

Baby hatte sich stundenlang gewehrt und minutenlang gezögert!

Schließlich gab Baby der lautesten und bösesten Stimme innerhalb von einer Sekunde nach. Sie sprach nicht mit ihm, sie bat ihn nicht, sie besaß keinen verführerischen oder

himmlischen Klang, stattdessen schrie sie ihn wiederholt an: »Töte, Baby! Töte!«

Am Dienstagabend verließ Baby die Fensterbank zum dritten Mal. Er begab sich in das Schlafzimmer, zog sich wärmer an und stattete den Kinderzimmern seiner Tochter, Cindy, und seines Sohnes, Joseph, einen Besuch ab. Dann verließ Baby das Haus und war nicht allein. Die Stimme, die ihn angeschrien und begleitet hatte, motivierte ihn. Es geschah in einem entzückten Ton: »Töte, Baby! Töte!« Subjektiv gesehen hatte er das Spiel mit seinen Geistern für sich entschieden. Aus menschlicher und gesetzlicher Sicht hatte er allerdings gnadenlos verloren und seine Niederlage sollte ein Debakel nach sich ziehen. Er war für die Dämonen in seinem Kopf kein Spielball mehr. Baby war jetzt ihr ausführendes Organ und in seinen Augen, begründet durch den Sieg über die Gespenster, war er in seiner Einbildung zu ihrem Vollstrecker mutiert!

Töte, Baby …, töte!

5. Kapitel

Donnerstag

Konnte es etwas Schöneres geben, als schon am frühen Morgen und mit Dienstantritt den Weg in die Pathologie auf sich nehmen zu müssen? Mit diesem Vorsatz betrat Forrest das Department und wurde zu seiner Erleichterung auf dem Weg dorthin abgefangen und umgehend in das Büro von Joshua Jason Calbott bestellt. Als er in das Zimmer des Morddezernatsleiters eintrat, kam er für einen Moment aus dem Staunen nicht heraus. Sein Vorgesetzter war nicht allein in seinem Büro, sondern befand sich in der Gesellschaft von Peter Brandon und merkwürdigerweise seinem Partner Jesse Owens. Forrest begrüßte die Anwesenden und sah auf seine Armbanduhr, es war kurz vor sieben Uhr. Sogleich erfuhr er von dem Pathologen, dass Jesse und er nach dem Umtrunk am Vorabend an ihre Arbeitsplätze zurückgekehrt waren und die Nacht durchgearbeitet hatten.

»Fühlen Sie sich nicht wie das fünfte Rad am Wagen oder degradiert. Im Gegensatz zu uns zwei alten Säcken können die jungen Balzhähne sich die Nacht um die Ohren schlagen«, ergriff Joshua Jason Calbott das Wort. Er wandte sich an den Pathologen. »Peter, setzen Sie den Detektiv in Kenntnis, aber fangen Sie erst zu reden an, wenn er sich gesetzt und seinen verdammten Hut abgenommen hat.« Der Morddezernatsleiter sah wieder zu Forrest. »Wie alt ist das Teil eigentlich?«, deutete er auf die Kopfbedeckung.

Forrest nahm den Hut ab, musterte ihn und sagte: »Nicht so alt wie ich, aber ich trage ihn, seit ich dem Morddezernat angehöre.«

Alle im Raum anwesenden Personen sahen den Hut wie einen kostbaren Gegenstand aus der Steinzeit an und schienen, sich darüber zu wundern, dass der Hut die letzten zwei Jahrzehnte, fast so lange war Forrest beim Morddezernat, überlebt hatte. Schließlich, da Forrest saß, setzte der Pathologe den Detektiv über die neuesten Entwicklungen in Kenntnis. »Gestern am späten Nachmittag, vor unserem Treffen im Lokal gegenüber kam ich nicht mehr dazu, die Leiche aus dem Public Garden zu obduzieren. Ich habe damit nach unserem gemütlichen Zusammensein angefangen und logischerweise den aufgetauten Leichnam zunächst entkleidet. Dabei habe ich den Führerschein des Ermordeten gefunden und, was ich äußerst ungewöhnlich fand, drei verschiedene Schlüsselbunde. Ich habe die Sachen Jesse gegeben und danach mit der Autopsie begonnen.«

»Sir!«, zog Jesse das Interesse des Detektivs auf sich. Ohnehin war die Kommunikation zwischen ihm und Forrest für andere nicht nachvollziehbar. Einmal sprachen sie sich per du an, beim nächsten Treffen waren sie wieder per sie. Vor Dritten allerdings, außer vielleicht im Beisein von Peter Brandon, wurde Forrest von Jesse stets förmlich angesprochen. Der körperlich eingeschränkte Partner von Forrest deutete zum Schreibtisch des Morddezernatsleiters, auf dem die drei Schlüsselbunde lagen. »Mit den Schlüsseln konnte ich zunächst nichts anfangen, aber Sie werden gleich staunen.«

Forrest hob die Hand und brachte Jesse damit zum Schweigen. Der Pathologe blickte zu Jesse und Joshua Jason Calbott sah den Detektiv maßregelnd an. Forrest beachtete

diese Reaktionen nicht. »Jesse, keine Märchenstunde, sondern Fakten, Fakten und nochmal Fakten!«

Jesse verstand sofort, was Forrest meinte. Er hatte es nicht vergessen, dass dem Detektiv ausführliche Beschreibungen zuwider waren. Diesen interessierten nur Ergebnisse und nur selten die Umstände, wie die Resultate zustande gekommen waren. Jesse hatte es mit Absicht probiert. Er hatte mit Peter eine Wette abgeschlossen und mit der Unterbrechung des Detektivs, auf die er gesetzt hatte, fünf Dollar gewonnen. »Natürlich, Sir!«, lächelte er Peter an und wurde sogleich ernst. »Die Identität des Toten ist durch den Führerschein geklärt. Ich habe weiter recherchiert und bin mir sicher, dass es sich bei dem toten Mann aus dem Public Garden um den Bruder des ermordeten Marvin handelt.«

»Auf Grund des Zustands der zwei Leichen lässt sich äußerlich keine Ähnlichkeit mehr feststellen«, konnte Peter es nicht lassen, es zu versuchen, den Detektiv auf die Palme zu bringen. Forrest reagierte nicht auf die Bemerkung. Deswegen fügte er mit einer pietätvollen Stimme hinzu: »Ich habe die DNA bereits ins Labor bringen lassen. In ein paar Stunden haben wir Gewissheit, ob es sich bei dem Toten aus dem Stadtpark um den Bruder von Marvin handelt.«

»Brauchen wir Gewissheit?«, fragte Forrest.

»Um weiter in beiden Fällen ermitteln zu können, eigentlich nicht. Die Wahrscheinlichkeit, dass es sich bei Sam Ridge, so steht es im Führerschein, um Sam Snyder handelt, der bei der Eheschließung den Nachnamen der Frau angenommen hat, liegt bei mehr als neunzig Prozent«, wusste Jesse sofort, worauf sich die Frage von Forrest bezog. »Wenn Sam Ridge nicht Sam Snyder sein sollte, dann wäre

das ebenso ein großer Zufall wie ein Gewinn in der Lotterie.«

Forrest begann, wie es Jesse von ihm kannte, den Spieß umzudrehen, und aus der Berichterstattung wurde ein Frage- und Antwortspiel. »Haben wir die Adresse von diesem …«

»Ridge, Sam Ridge, Sir! Ja, wir haben sie. Nein, bisher ging über ihn keine Vermisstenmeldung ein. Ja, ich habe die Angehörigen zu erreichen versucht, aber niemanden erreicht. Aus diesem Grund habe ich mir erlaubt, einen Streifenwagen an die Adresse zu entsenden, aber vor ein paar Minuten haben wir erfahren, dass niemand da ist. Das Haus der Familie Ridge ist seit Tagen von niemandem betreten oder verlassen worden. Das konnten die Streifenpolizisten von einigen berufstätigen Nachbarn erfahren, die sich gerade auf den Weg in die Arbeit machten. Laut den Police-Officers vermittelt das Haus der Snyders den Eindruck, als ob die Familie für mehrere Wochen verreist wäre.«

»Hervorragende Arbeit, Jesse, wirklich hervorragend«, zeigte sich Forrest beeindruckt. »So wie ich Sie kenne, war das aber noch nicht alles, oder?«, fragte der Detektiv, nachdem er die Sätze von seinem Partner auf dem Tonband seines Gedächtnisses kurz hatte Revue passieren lassen.

»Nein, Sir, in der Tat, das war nicht alles. Sam Ridge, vormals Snyder, ist verheiratet und hat drei Kinder. Soweit ich es zeitlich einordnen konnte, habe ich alles überprüft, wohin die Familie gefahren sein könnte, aber keinen Hinweis auf ihren Verbleib gefunden. Aber das ist nur ein Rätsel. Ich konnte feststellen, dass Marvin Snyder zwar der Besitzer des abgebrannten Hauses war, aber gekauft hatten

es die Eltern der Brüder und die lebten in dem Haus mit ihrem älteren Sohn zusammen. Fakt ist, die Eltern der Brüder sind offenbar wie die Familie von Sam Ridge spurlos verschwunden. Sonst hätten in dem abgebrannten Gebäude drei Leichen sein müssen. Allerdings gebe ich zu bedenken, dass ich die Recherchen über die gesamte Familie Snyder und Ridge noch nicht abgeschlossen habe.«

»Das ändert nichts daran, dass Sie ausgezeichnete Arbeit abgeliefert haben«, ließ Forrest seinen Partner spüren, dass er stolz auf ihn war.

Joshua Jason Calbott räusperte sich. »Dem stimme ich zu, aber Ihnen bei diesem Ermittlungsstand kann ich es nicht, Detektiv. Ich denke, mit dem, was wir bis jetzt wissen, können wir die Befürchtung von einem Serienkiller ad acta legen. Oder glauben Sie tatsächlich, dass der eine Bruder von einem Serienkiller und der andere von einem Profikiller getötet wurden?« Die drei Augenpaare im Raum richteten sich auf Forrest. Der Detektiv wusste, dass ihn sein Vorgesetzter vor den anderen Anwesenden nicht lächerlich machen wollte, sondern ihm aus berechtigten Gründen eine Frage gestellt hatte, von deren Antwort er sich möglicherweise einen inneren Frieden erhoffte. Forrest senkte für einen Moment den Blick und sah den Hut auf seinem Schoß an, den er mit der rechten Hand an der Krempe festhielt. Die nicht runde Form seiner Kopfbedeckung erinnerte ihn in diesem Moment an den unförmigen Kreislauf des Lebens. Es war absurd, es überhaupt anzunehmen: Hatten tatsächlich innerhalb von wenigen Stunden in Boston und Umgebung zwei verschiedene Täter zuschlagen können? War es möglich, dass die Missgeburt mit dem Namen Zufall zwei ungleiche

Mörder, noch dazu an einem Bruderpaar, hatte aktiv werden lassen. Es gab eine Ähnlichkeit bei den Taten, allerdings nur, wenn man sie als eine solche sehen wollte. Ein Bruder war gefoltert und verbrannt, der andere durch einen Schnuller im Mund entwürdigt und mit Wasser zu einer Statue auf einem Denkmal degradiert und eingefroren worden. Diese Gegensätze ließen eine Gleichung zu, die durchaus für einen einzigen Täter sprach. Hinzu kam die Frage, wie konnte ein Mann von der Statur, wie Marvin sie besaß, überwältigt werden, und wieso war der Tote im Public Garden auf das Denkmal von George Washington gesetzt worden? Zumindest der zweite Punkt wies darauf hin, dass der Mörder nicht allein agiert hatte und bei Marvin konnte es nicht ausgeschlossen werden. »Detektiv!«, holte der Morddezernatsleiter Forrest von den Tat- und Fundorten zurück in das Büro.

Forrest hob den Kopf an. »Möglich, dass ich mit meiner Sorge falsch lag, aber ebenso ist es möglich, dass die Taten, die Tatzeiten und der Tathergang nichts miteinander zu tun haben.«

»Das glauben Sie doch selbst nicht?«, protestierte Joshua Jason Calbott, der zumeist JJ genannt wurde.

Der Detektiv deutete ein Kopfschütteln an. »Nein, ehrlich gesagt, nicht. Allerdings kann ich es auch nicht außer Acht lassen und sollte es so sein, dass Marvin Snyder von einem Profikiller erledigt wurde, unabhängig der Frage, warum es geschah, dann wissen Sie so gut wie ich, wie gering die Chancen stehen, dass wir den Mörder fassen.« Forrest blickte zu Peter. »Haben Sie Ihre Entdeckungen in der Datenbank unserem Boss mitgeteilt?« Peter nickte. »Wenn es derselbe Täter ist, dann läuft der Mörder von drei

Menschen seit mindestens fünf Jahren frei herum und hat ganz sicher noch mehr Menschen auf dem Gewissen. Wobei ich denke, wenn es ein Profikiller war, der die Brüder Snyder liquidiert hat, dann hat er die Stadt höchstwahrscheinlich bereits verlassen.«

Einigermaßen beruhigt und zufrieden lehnte sich der Morddezernatsleiter in seinem Stuhl zurück und verschränkte die Hände am Hinterkopf. »Was gedenken Sie, als Nächstes zu tun?«

»Unser vorrangiges Ziel muss es sein, die Eltern der Brüder sowie die Familie des einen zu finden. Vielleicht können sie uns in irgendeiner Weise weiterhelfen. Wenn ein Profikiller am Werk war, sollten wir dennoch in der Lage sein, belegen zu können, dass wir alles getan haben, um den Täter zu fassen.«

»Ja, tun Sie das und finden Sie die Leute!«, ordnete der Morddezernatsleiter an.

»Jesse, Sie leiten die Fahndung ein. Sie wissen ja inzwischen mehr über die Leute als ich«, wandte sich der Detektiv an seinen Partner und erhob sich. »Wie lautet die Todesursache von Sam Ridge oder Snyder?«, fragte er den Pathologen, der ebenfalls aufgestanden war und Forrest zur Tür begleitete.

»Genickbruch. Ein schlichter Genickbruch, ansonsten keine Verletzungen erkennbar. Es gibt keine Anzeichen für einen Abwehrversuch oder Kampf«, ließ der Pathologe beim Verlassen des Büros Forrest den Vortritt und wartete, bis Jesse mit seinem Rollstuhl ebenfalls den Raum verlassen hatte. »Egal, wer dem Mann das Genick gebrochen hat, die Person muss über enorme körperliche Kräfte verfügen«, erklärte Peter.

»Worauf bezieht sich Ihre Aussage?«, erkundigte sich Forrest.

Der Detektiv ließ es geschehen, dass Peter Brandon an ihm die Vorgehensweise des Verbrechens demonstrierte, indem er eine Hand hinter sein Genick und die andere unter sein Kinn legte. »Darauf beziehen sich meine Worte. Der Täter hat die Hand hinter und praktisch unter das Genick des Opfers gelegt und dann mit einer schnellen Bewegung für den Bruch gesorgt.«

Der Pathologe ging schließlich an seinen Arbeitsplatz im Keller und Forrest und Jesse nahmen den Weg in ihr Büro auf. Dem Detektiv gefiel die Diagnose des Pathologen nicht. Auch diese Erkenntnis sprach für einen Profikiller. Er wollte sich mit diesem Gedanken nicht abfinden. Keinesfalls wollte er einem Serienkiller in Boston nachjagen. Ihn begleitete ständig die seltsame Frage, warum die Morde an dem Brüderpaar die vorhandenen Unterschiede aufwiesen und zeitlich einige Stunden auseinanderlagen. Irgendwie passte das seiner Ansicht nach nicht zu dem Vorgehen eines oder mehrerer Profikiller. Alles andere sprach für einen Mörder, der für Geld Leute auf der ganzen Welt umbrachte, aber eben nicht der Tathergang, die Tatorte und die Zeit. Forrest war sich einigermaßen sicher, dass ein Auftragsmörder die Brüder zur gleichen Zeit und am selben Ort exekutiert hätte. Jeder andere Gedanke in diese Richtung ergab für ihn keinen Sinn. Profis arbeiteten zudem nicht wie Laien und wären niemals das Risiko eingegangen, im Boston Public Garden gesehen zu werden. Hinzu kam der Schnuller, dieses Detail ließ Forrest nicht an einen Profikiller glauben. Er behielt die Schlussfolgerungen und den Verdacht, den er hegte, für sich. Dabei hätte er ihn offen aussprechen können. Zwar war

Baby inzwischen nach Hause gegangen, nachdem er Sam Ridge begegnet war, aber das bedeutete nicht, dass er für immer in der Wohnung bleiben sollte.

Ω

Es lag mehr als vierundzwanzig Stunden zurück, seitdem Baby den Public Garden endgültig verlassen hatte. Er hatte ihn in den Stunden nach Mitternacht zweimal betreten. Er kämpfte gegen die Geister an, die ihn aus seinem Haus getrieben hatten und ihn auf seinem Weg durch die Nacht schimpfend, anspornend und fordernd begleiteten. Töte, Baby, töte, hallte es immer wieder durch seinen Kopf und er wehrte sich lange und so gut er konnte. Dieses Unterfangen kostete eine unheimliche Willenskraft und der betriebene seelische Aufwand zehrte ihn geradezu aus. Baby hatte keine Chance, diese Schlacht zu gewinnen. Er war völlig allein, während die Gespenster in seinem Kopf eine mächtige Armee des Bösen darstellten. Dieser Überzahl konnte er auf Dauer nicht standhalten und ungefähr zwei Stunden nach Mitternacht war ihm Sam Ridge entgegengekommen. Das, was dann geschah, passierte völlig anders als es die Kreaturen in seinem Hirn wollten. Als Kirchenglocken aus der Ferne die Geisterstunde einläuteten und es Mittwoch wurde, hatte sich Baby in den Public Garden begeben. Er tat es bewusst, er wollte niemandem begegnen. Nur auf diese Weise hätte er dem tobenden Kampf in seinem Kopf eine Wende geben können, die zu seinen Gunsten ausgefallen wäre.

Baby wehrte sich, Baby sträubte sich, und um nicht wegen seines seelischen Kummers laut schreien zu müssen, benutzte er den Schnuller und steckte sich diesen bei Bedarf

in den Mund. Es half und beruhigte ihn wie ein neugeborenes Kind. Ging es ihm einigermaßen besser, hängte er den Schnuller seiner Tochter an seinen kleinen Finger und ließ ihn hin und wieder kreisen. In diesen Minuten, immer dann, wenn sich der Schnuller um seinen kleinen Finger drehte, ging es ihm gut, und gelegentlich bekam er für einen kurzen Zeitraum einen völlig klaren Kopf. Diese Sekunden vermittelten ihm den Eindruck, als ob die Dämonen vor dem Utensil entweder Angst oder Respekt zu haben schienen. Was Baby nicht hörte, vernahmen die verstummten Gespenster und schlagartig fingen sie ihn zu foltern an. Er war die ganze Zeit spazieren gegangen, hatte sich dem Schmerz auf diese Weise widersetzt. Diesmal zwangen ihn die Qualen zuerst in die Knie und dann vollständig in den Schnee. Baby befand sich in diesem Augenblick nur wenige Meter von der George-Washington-Statue entfernt und kroch ihr auf allen vieren entgegen, während irgendeine unsichtbare Gestalt neben ihm mit einer Trillerpfeife sein Ohr und seinen Verstand malträtierte. Das Denkmal war wegen Sanierungsarbeiten von einem Gerüst umgeben, auf dem ein Arbeiter einen Wassereimer stehen gelassen hatte, wen störte das schon. Baby hörte aus weiter Ferne das Stampfen der Geisterarmee und mit letzter Kraft wie ein Ertrinkender, der sich gerade noch aus dem Wasser retten konnte, kroch er über den knirschenden Schnee zwischen dem Gerüst hindurch auf die erste Stufe des Sockels, von dem das Denkmal umrahmt wurde. Wäre es ein Akt aus einem Theaterstück gewesen, dann hätte kein Schauspieler das Drama besser darstellen können als Baby. Aber es war kein Schauspiel, was sich vor den Augen von Sam Ridge abspielte, sondern eine Realität,

die irgendetwas Weltfremdes an sich hatte. Sam hatte den Boston Public Garden durch das Tor betreten, das wenige Stunden später Forrest benutzen sollte, um ihn auf der Statue entwürdigt, eingefroren und leblos sitzen sehen zu müssen. Sam, durch den Tod seines Bruders geistig woanders, nervlich schwer angeschlagen und teilweise durch die Symptome des Verlustes und der Sorgen nicht fähig, die Lage richtig einzuschätzen, lief, ohne nachzudenken zu Baby, um ihm zu helfen. Er erreichte ihn genau in dem Moment, als Baby die Stufe wie ein verletztes Tier erklommen hatte. Für die zwei Männer, die in allen Bereichen ihres Lebens und in ihrem äußeren Aussehen unterschiedlicher nicht hätten sein können, bedeute dieser Moment eine in ihrem Leben nie zuvor gemachte Erfahrung, die von beiden zwangsläufig völlig anders aufgenommen wurde.

Für Baby, der auf dem Bauch mit ausgestreckten Händen auf der Stufe lag, waren die Schritte, die er vernahm, die seiner imaginären Verfolger. Die Dämonen hatten ihn seiner Meinung nach eingeholt, der knirschende Schnee besagte, dass sie ihn umzingelt hatten und er ihnen nun für immer ausgeliefert sein würde. Die Laufschritte von Sam waren für Baby nicht die eines Menschen, der ihm helfen wollte, sondern die der Gespenster, die ihm zahlenmäßig weit überlegen waren. Die Atemgeräusche, die Sam verursachte, wirkten auf Baby wie der gierige Schlund eines Dämons, der es nicht mehr erwarten konnte, ihn zu verschlingen. Als Baby die Hand von Sam auf seinem Rücken spürte, war es nicht die des Pharmaforschers, sondern die entsetzlich kalte Klaue eines Monsters, das ihn vernichten wollte. Sam hingegen empfand die Situation völlig anders. Anstatt sich

zu wundern, warum außer ihm noch jemand im Stadtpark zu dieser Zeit zugegen war, und entgegen jeder Vernunft, die Polizei und einen Krankenwagen zu rufen, stieg Panik in ihm hoch. Nie zuvor war er in eine Lage geraten, in der ein Mensch seine Hilfe benötigte, und zwar nicht irgendwann, sondern eben sofort. Auf Sam hatte Baby wie ein Schwerverletzter gewirkt, der augenblicklich versorgt werden musste. Dieser Eindruck wurde dadurch bestärkt, da Baby nicht auf den Füßen stand und taumelte, sondern stattdessen wie ein schwerverletzter und sterbender Mensch durch den harten Schnee gerobbt war. Als Sam Baby berührte und ihn umdrehen wollte, ging alles sehr schnell. Baby sah nicht das besorgte Gesicht von Sam und nicht die Miene eines Menschen, der ihm helfen wollte. Baby blickte in die rötliche Fratze eines Satans, aus dessen Mund die Rauchschwaden der Hölle quollen. Er wimmerte Unverständliches, was Sam dazu bewog, den Kopf zu senken. Im Glauben, der vermeintlich Verletzte liege im Sterben, bückte er sich, spürte plötzlich eine Hand in seinem Genick, und bevor er sich der Pranke entziehen konnte, erlosch jegliches Leben in ihm. Baby hatte seine andere Hand unter das Kinn von Sam gelegt und mit dem Gegendruck der anderen Hand in einer blitzschnellen Bewegung den Kopf von Sam nach hinten gerissen. Das ging dermaßen schnell, dass Sam die Überraschung über sein Ableben nicht anzusehen war. Die Sorge um Baby stand ihm noch ins Gesicht geschrieben, als er seinen letzten Atemzug getan hatte. Aus Mitleid bestieg Baby das Gerüst und setzte Sam vor George Washington. Der Tote drohte zu seinem Ärger immer wieder, von der Statue zu fallen. Baby kam, ohne Sam loslassen zu müssen, an den Eimer heran, der mit

Wasser gefüllt war und schlug die gefrorene Oberfläche der Flüssigkeit mit der Faust ein. Was von dem Wasser übrig blieb, schüttete er Sam über den Kopf. Er musste nicht lange warten, bis Sam durch das sich bildende Eis an der Statue festzukleben begann. Schließlich steckte er den Schnuller seiner Tochter Sam in den Mund. Damit war es gewährleistet, dass der Dämon nicht nach ihm schrie. Danach stieg Baby von dem Denkmal, lockerte die Mehrzahl der Schrauben und brachte das Gerüst zum Einsturz.

Baby hatte sich von diesem Erlebnis immer noch nicht erholt. Er saß weinend am Ufer des Mystic River. Ja, Baby weinte, und er tat es bitterlich und hemmungslos. Er konnte sich nicht mehr erinnern, wie er hierhergekommen war und wie das, was geschehen war, passieren konnte. Das Einzige, was er wusste, war, dass ihn seit dem Vorfall die Dämonen in Ruhe leiden ließen. Allerdings bereitete ihm die Nachsicht seiner Peiniger nicht den Frieden, den er sich davon erhofft hatte. Baby weinte, er wusste nicht, was in den vergangenen Stunden geschehen war. Das Letzte, woran er sich erinnern konnte, war der tote Mann im Boston Public Garden, vor dem er durch die Kreaturen in seinem Kopf gerettet worden war. War es so gewesen oder gestaltete es sich anders? Was war Realität und was war Irrsinn? Er wusste es nicht und die Unwissenheit bedrückte ihn dermaßen, dass sich die Leere in ihm nach den fordernden Stimmen der Dämonen zu sehnen begann.

Vielleicht konnten sie ihm sagen, was er in den letzten vierundzwanzig Stunden angestellt hatte. War er lieb und artig oder böse und gemein gewesen?

Desillusioniert begab sich Baby nach Hause. An seine Frau und seine Kinder konnte er sich erinnern und auch daran,

dass die Drei bei seinen Schwiegereltern waren und er war froh, dass sie nicht auf ihn warteten. Er bewältigte den Weg zu dem Gebäude, in dem er wohnte, zu Fuß und instinktiv, die Umgebung nahm er dabei nicht wahr. Er ging durch Straßen, die er seit Jahren nicht beschritten hatte, und bemerkte nicht, wie die aus seiner Manteltasche ragende Babyflasche seines Sohnes in einer Gasse zu Boden und in den Schnee fiel.

Ω

Manchmal wünschte sich Adam, so wie früher mit Molly durch die Stadt zu ziehen und als Kameramann bei ihren Tagesgeschichten fungieren zu können. Dass er eines Tages den Sender erben und leiten würde, daran hatte er nie einen Gedanken verschwendet. Erst im Nachhinein, dann, wenn er sich fragte, warum er von Melissa Bakster als Erbe eingesetzt worden war, wurde ihm klar, dass die mehrfache Mörderin und an Krebs gestorbene Frau niemanden in ihrem Umfeld hatte, dem sie den Sender hätte vererben können. Fast ein Jahr lag ihr Tod zurück und öfter dachte Adam an seine einst beste Freundin, mit der er keine Affäre gehabt hatte und die vielleicht sein größter Fan gewesen war. Melissa hatte dafür gesorgt, dass er wieder als Kameramann arbeiten konnte, zwar nur bei News Channel, aber für ihn war es die Rettung. Sie trafen sich oft, sprachen über die Zeiten von Adam in Hollywood und unterhielten sich über Gott und die Welt. Trotzdem musste Adam ein trauriges Resümee über die Freundschaft mit Melissa ziehen. Wenn er es genau abwog, wusste er nichts über die Frau und als er einige ihrer Geheimnisse erfuhr, war es zu spät gewesen. An die Punkte, dass Melissa eine Tochter

gehabt hatte, von deren Existenz sie viele Jahre nichts wusste, wollte sich Adam gar nicht erinnern. Es waren solche Erkenntnisse, die seine Freundin zu einer Mörderin gemacht hatten. Der Mord an ihrer Tochter, ihrem Mann und ihrem Bruder ließen Melissa wie eine Hexe dastehen, die unter allen Umständen auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden musste. Im Grunde war Melissa kein böser Mensch gewesen. Sie war gutherzig, ließ ihren Mann trotz zahlreicher Affären gewähren und war bei ihm geblieben, obwohl er sie wie den letzten Dreck behandelt hatte. Oft hatte sich Adam mit Melissa über ihren Mann, Richard, unterhalten, ihr dazu geraten, von ihm wegzugehen, aber dazu war sie nicht fähig. Später, als Melissa den Kampf gegen ihre Krankheit verloren hatte und gestorben war, erkannte er, dass sie niemanden außer ihn gehabt hatte und das die vielen Unterhaltungen es ihm nicht offenbarten, in welchem wirren Geflecht Melissa gesteckt hatte. Er hatte mit niemandem darüber gesprochen, aber lange haderte er damals mit sich, ob er das Erbe antreten sollte oder nicht. Er, der Kameramann, der auf der berüchtigten schwarzen Liste von Hollywood stand, sollte einen Nachrichtensender führen, allein dieser Gedanke erschien ihm absurd. Er wusste, mit der Annahme des Erbes, würde es mit dem Leben wie er es führte und zu dieser Zeit schätzte, für immer vorbei sein. Aus ihm, der ein Leben wie auf einer Achterbahn geführt hatte und der wie ein Luftballon vom Wind hin- und hergetragen wurde, sollte plötzlich und über Nacht ein Geschäftsmann werden, der wie eine Saturnrakete in den Himmel abhob. Adam war sich dessen bewusst, dass ihm diese Aufgabe von fast niemandem zugetraut wurde, und ebenso war ihm klar,

welche Verantwortung er mit dem Erbe eingehen würde. Der Sender News Channel, der nun AM hieß, beschäftigte inzwischen mehr als vierhundert Leute in Boston, landesweit waren es über tausend und zählte man die Praktikanten und Lehrlinge dazu, dann waren es doppelt so viele. Diese schwierige Aufgabe und der Verzicht auf seinen damaligen Alltag hatten ihn lange grübeln lassen. Letztlich nahm er das Erbe an, nicht des Geldes wegen und schon gar nicht wegen der Popularität, die ihm winkte. Ähnliches hatte er als Oscargewinner bereits hinter sich, sondern wegen des Ehrgeizes. Er wollte sich beweisen und es allen anderen zeigen, die nicht an ihn glaubten.

Von vornherein stand fest: Wenn er das Erbe antreten sollte, dann nur mit Mollys Einverständnis und unter der Voraussetzung, dass sie ihm in den ersten Monaten zur Hand gehen und auf ihre Tagesgeschichten verzichten musste. Die ersten Tage als Inhaber des Senders verglich Adam mit denen eines Schiffbrüchigen auf einer einsamen Insel, dermaßen hilflos stand er der Situation gegenüber. Die Presse ließ ihm keine Ruhe, die Konkurrenz rieb sich die Hände. Für sie was es nur eine Frage der Zeit, wann der Sender zum Verkauf anstehen würde. Hinzu kam der schier undurchdringliche Dschungel im Unternehmen selbst. Die Redakteure, die Intendanten, die Nachrichtensprecher, das Personalbüro, die dem Sender zugehörigen Stars und Sternchen, jeder hatte einen Verbesserungsvorschlag. Fast alle fühlten sich falsch eingesetzt und hatten bezüglich ihrer Karriere einen Wunsch. All das wurde von dem schlechten Ruf Richard Steve Baksters begleitet. Die erste Woche als Senderinhaber verbrachte Adam damit, sich ein Gesamtbild zu machen. Er vertröstete jeden, der etwas von ihm wollte,

und setzte für die dritte Woche eine Personalbesprechung an. Bis dahin lief in dem Gebäude von News Channel alles wie gehabt. Adam wollte keine voreiligen und unüberlegten Veränderungen haben. Nachdem er sich einen Überblick über sein Erbe verschafft hatte, das betraf allerdings nur den Sender und nicht die Konten, besprach er sich mit Molly und dem Mann, der bis dahin die rechte Hand von Melissa und Richard gewesen war. Erst an diesem Tag wurde es für ihn und Molly ersichtlich, dass Richard zwar als Geschäftsführer von News Channel fungiert hatte, aber was besagt das schon. Letztlich war er nichts anderes als eine Marionette gewesen. Seine Befugnisse waren eingeschränkt, das Zepter hatte stets Melissa geschwungen. Einmal mehr nahm Adam betrübt zur Kenntnis, wie wenig er über seine Freundin wusste. In den Stunden und Tagen danach wurden die Namensänderung des Senders beschlossen und ein neues Konzept zur Programmgestaltung erarbeitet. Zunächst stand der Ruf des Senders im Vordergrund, der sollte unbedingt verbessert werden. Danach wollte der neue Inhaber keinen radikalen Umbau des Gebäudes und des Tagesprogramms, sondern einen langsamen Wandel, wobei an den bewährten Formaten, wie den Mittagsnachrichten und Mollys Tagesgeschichten nicht gerüttelt werden sollte.

Adam wollte etwas Neues, etwas Einmaliges, und entschied sich für einen Weg, der irgendwie nicht zu ihm passen mochte. Hatte News Channel bis dahin die Form eines Nachrichtensenders gehabt, der sich von all den anderen in keiner Weise unterschied, wollte er genau in diesem Punkt langsam Veränderungen einführen. Adam hatte es mit Molly zu oft am eigenen Leib erlebt. Die Jagd nach den neuesten Schlagzeilen, nach den ersten Bildern von

einem Unglücksort, all das nervte ihn und ging ihm zuweilen zu weit. Die Reporter, unabhängig ihres Geschlechts, verloren bei dem Kampf um die Hiobsmeldungen jeden Anstand. Der Druck, als erster Sender Bilder von einem Unfall- oder Tatort senden zu müssen, ließ alle menschlichen Hüllen bei den Journalisten abfallen. Wie Hyänen kämpften sie um das erste Interview, um die beste Kameraposition, und vergaßen dabei die Betroffenen und Hinterbliebenen. Adam wollte das auf diese Weise in keinem Fall mehr mitmachen. Mit einer Idee beeindruckte er Molly besonders: Es war der Gedanke, einen Kanal zu etablieren, auf dem ausschließlich gute Nachrichten gezeigt werden sollten, egal wie belanglos sie waren. Jede gute Nachricht besaß in seinen Augen etwas Positives und somit konnte sie eine Botschaft an die Zuschauer senden. Er nahm an, dass die Leute vor dem Fernseher genauso wie er genug davon hatten, ständig mit dem negativen Weltgeschehen bombardiert zu werden. Daher wollte Adam im Lauf der Zeit einen Kanal etablieren, der das Publikum vor der Mattscheibe über die Probleme im Land und auf der ganzen Welt informieren sollte, von denen man ansonsten kaum etwas mitbekam. Zusätzlich sollten keine skandalösen und insbesondere mutmachende Meldungen ihren Raum bekommen. Es war nicht verwunderlich, dass Molly von diesem Gedanken begeistert war. All das aufzubauen, zu regeln und umzusetzen beanspruchte Zeit, viel Zeit und auch deswegen war er in den vergangenen Monaten viel unterwegs gewesen. Überhaupt war viel geschehen, seit Adam das Erbe angetreten hatte. Zwar war längst nicht alles fertig oder befand sich in dem Zustand, in dem er es haben wollte,

daran störte er sich nicht. Auch Rom war nicht in sieben Tagen erbaut worden. Adam war kein Überflieger, er betrat seine neue Welt demütig und nicht mit Übermut. Es stand außer Frage, dass er viel lernen musste und es ihm nicht erspart werden konnte, Lehrgeld bezahlen zu müssen, aber er meisterte seine neuen Pflichten gut und es war ihm gelungen, seine Gegner, Kritiker und Neider mundtot zu machen. Von daher war es nachvollziehbar, dass er während der Mittagsnachrichten seines Senders sein Büro verließ und in Eile das von seiner Verlobten Molly aufsuchte. Er wartete nicht ab, bis ihm die Erlaubnis zum Eintreten gegeben wurde, sondern klopfte zweimal und öffnete die Tür. Molly war allein und saß hinter ihrem Schreibtisch. »Hast du es gehört beziehungsweise gesehen?« Molly sah ihren Verlobten ahnungslos an. Sie war mit Themen für ihre Tagesgeschichten zu beschäftigt gewesen, um die aktuellen Ereignisse des Tages verfolgt zu haben und verneinte die Frage mit einem Kopfschütteln. »Pressekonferenz der Polizei, es wird nach Bill und Olivia Snyder gesucht! Die Bevölkerung wurde eben um Hinweise zum Verbleib der Leute gebeten. Das sind die Eltern von Sam«, brachte Adam aufgeregt hervor.

»Ich habe vor einer halben Stunde mit Dad gesprochen, er hat mich angerufen«, informierte Molly ihren Lebensgefährten.

»Mit Forrest? Was sagt er oder was wollte er?«

»Er wollte wissen, warum ich Interesse an Marvin Snyder hatte und ob wir mehr über ihn wissen.«

Adam stand immer noch zwischen Tür und Angel. »Und?«

»Willst du nicht erst einmal hereinkommen und dich setzen?« Molly wartete, bis Adam ihr gegenübersaß und

setzte eine Miene auf, die nichts Gutes verhieß. »Es tut mir leid Adam, aber ich weiß inzwischen, warum Sam sich nicht mehr gemeldet hat.«

»Warum?«

»Er ist tot! Er wurde gestern Morgen im Public Garden gefunden, er wurde umgebracht.« Adam schluckte schwer. Sicher, er hatte erst seit kurzem wieder Kontakt zu seinem Jugendfreund, dennoch berührte ihn die traurige Nachricht mehr, als er es wollte. Jetzt konnte er nichts mehr gutmachen, nun war es zu spät. »Ich habe Dad versprochen, es nur dir zu sagen.«

»Ach …, und warum tust du es erst jetzt?«, schwang in Adams Stimme ein Vorwurf mit.

Molly seufzte schwer. »Ich wollte eigentlich sofort nach dem Gespräch mit Forrest zu dir kommen, aber …«

»Aber?«

»Ich konnte nicht.«

Unbewusst oder ungewollt, es war schwer zu beurteilen, wurde Adam lauter: »Was heißt das, du konntest nicht?« Molly lehnte sich zurück, sah sich um und als sie ihre Augen Adam zuwandte, erkannte er, dass sie mit Tränen gefüllt waren. Sofort überkam ihn ein schlechtes Gewissen, er ahnte, was seine Verlobte bewegte. Er wollte aufstehen und Molly in den Arm nehmen, unterließ es auf ein Handzeichen von ihr und blieb sitzen. Deutlich reservierter in seinem Ton ergriff er erneut das Wort: »Erzähl mir, was dich zurückgehalten hat mich zu informieren? Sind es die Folgen, mit denen wir konfrontiert wurden, nachdem wir die Geschichte von Malcolm X gehört haben?«

»Auch.«

»Was noch?«

»Ich will damit nichts zu tun haben Adam! Ich will nichts wissen von Marvin Snyder, seinem Bruder und der Familie, nichts, nichts, nichts!«, liefen nun Tränen über ihre Wangen.

Adam erhob sich, umkurvte den Schreibtisch, drehte Molly zu sich und ging vor ihr in die Knie. »Hey, was ist los mit dir?«, umarmte er sie. »Es tut mir leid, wenn ich dich bedrängt habe und dass ich laut geworden bin, aber Sam war nicht nur ein Freund, er ist es geblieben, obwohl wir keinen Kontakt hatten. Das lag nicht an ihm, sondern an mir.«

Molly zog ein Taschentuch hervor und putzte sich die Nase. »Ich verstehe das dir sein Tod nahe geht, aber ich will mit all dem nichts zu tun haben. Das ist keine Geschichte, wie die von Malcolm X damals, sondern etwas, wovon wir die Finger lassen sollten.«

Der Senderinhaber erhob sich, fuhr Molly zärtlich durch die Haare, aber länger konnte er in der Stellung nicht verbleiben. Seine Oberschenkel begannen sich unangenehm bemerkbar zu machen. Er setzte sich auf die Kante des Schreibtisches und legte seine Hände auf Mollys Schultern. »Wie kommst du darauf? Schlimmer als damals kann es kaum noch kommen«, zog er seine Hände zurück und nahm Mollys in die seinen.

»Ich weiß nicht, ich fühle es. Das alles ist seltsam und skurril. Ich habe von Dad erfahren, dass dein Freund nicht Snyder, sondern mit Familiennamen Ridge hieß. Er hat bei der Hochzeit den Namen seiner Frau angenommen, wusstest du das?«

»Nein, obwohl es sich dämlich anhört. Wir haben wenig über das jetzt gesprochen, mehr über das damals. Was ich wusste, war, dass er verheiratet ist und drei Kinder hat.«

»Die Frau von Sam und die Kinder sind ebenfalls verschwunden, niemand weiß im Moment, wo sie stecken, ob sie untergetaucht oder verreist sind.«

»Dann hat dir Forrest scheinbar mehr gesagt, als er eigentlich darf oder mehr als er dir sagen wollte«, stellte Adam fest und zündete sich eine seiner gelegentlichen Zigaretten an, wofür er von Molly einen bösen Blick erhielt.

»Ich glaube er hat mich nur aus einem Grund angerufen.«

»Der wäre?«

Molly zwang sich zu einem Lächeln. »Ich denke, er hat nur angerufen, um sicher zu gehen, dass ich nicht über Marvin recherchiere. Er will auch nicht, dass ich es tue. Immerhin weiß ich nun, warum ich nichts über Sam Snyder herausgefunden habe. Ich habe seinen richtigen Namen eingegeben und sofort einige hundert Ergebnisse bekommen. Wusstest du, dass er ein anerkannter Pharmaforscher war?«

»Auch nicht«, wurde es Adam peinlich, so wenig über seinen besten Jugendfreund zu wissen. »Allein das er einen solchen Beruf ausgeübt hat, scheint bei dir böse Erinnerungen geweckt zu haben«, sagte er verstehend.

»Ja, vielleicht. Könntest du bitte den Glimmstängel ausmachen und das Fenster öffnen. Ich glaube mir wird ansonsten gleich schlecht.«

Adam nickte, runzelte die Stirn und auf dem Weg zum Fenster begann sein Herz zu rasen. Er drückte die halb gerauchte Zigarette an der Außenwand aus, zerbröckelte sie und ließ den Tabak in die Tiefe fallen. Mit pochenden Nervensträngen drehte er sich zu Molly und sah in ihrem Gesicht, was er bestätigt wissen wollte. Mit zwei Sprüngen

stand er vor ihr und ging diesmal auf die Knie. »Sag das es wahr ist!«, forderte er sie auf.

»Ja, Adam, ich bin schwanger!«

Ω

Während in Mollys Körper neues Leben heranwuchs, stand Forrest um kurz nach Mittag vor dem toten Körper eines Mannes, dessen Leichnam alles verkörperte, was das Leben an Gemeinheiten zu bieten hatte. Das ermordete Menschen entstellt und sogar in Stücke geteilt wurden, das kannte Forrest aus eigener Erfahrung. Er kannte viele Merkmale, die ein Täter an seinem Opfer manchmal hinterließ und mit etwas Glück, hatten solche Hinweise zu der Aufklärung eines Falles beigetragen. Es gab Mörder, die an den Leichen Zahlen, Sternzeichen oder Schriftstücke hinterließen, die gelegentlich sogar eine gewisse Romantik oder poetische Ader aufwiesen. Dann existierten Täter, die ihr Werk mit Blumen oder anderen Gegenständen dekorierten, eigentlich gab es nichts, was es nicht gab oder nicht bereits benutzt worden war, um einem Mord die sogenannte besondere Note zu verleihen. Er jedenfalls, hätte sich nicht vorstellen können, wie oder mit was die mordenden Bestien ihre Tat in Zukunft zusätzlich hervorheben wollten. Mit solchen Hinweisen, unabhängig ihrer Geschmacklosigkeit, wollten die Täter die Polizei an der Nase herumführen und den Ermittlern die Grenzen aufzeigen. Sie fühlten sich dadurch unantastbar und dem Polizeiapparat überlegen. Sehr selten traf es zu, dass die Täter mit Absicht etwas Markantes hinterließen, um überführt und um gefasst zu werden.

Es kam vor, aber bei weitem nicht so häufig, wie es die Kriminalfilme im Fernsehen dem Zuschauer zu vermitteln versuchten. Kaum ein Mensch, selbst das absolut widerwärtigste und schlechteste menschliche Individuum sah es ein, dass es für die begangenen Verbrechen bestraft werden musste. Wenn sich die Gelegenheit einem Verbrecher bot, sich der Haft- oder Todesstrafe entziehen zu können, nahm er sie ohne Ausnahme in Anspruch. Der menschliche Freiheitsdrang war mindesten so groß wie sein Überlebensdrang. Hatte ein Mensch das Recht zu leben, wenn er einem anderen das Leben mit Gewalt genommen hatte?

Der Detektiv sah auf die Leiche, die fast in seiner Augenhöhe lag und verneinte in diesem speziellen Fall innerlich die leise an sich gestellte Frage. Der Mann, der vor ihm lag, war eigentlich gar kein Mann, sondern wie es schien, ein körperlich erwachsenes Kind. Er schätzte den Leichnam auf keine zwanzig Jahre, was den Fall bedeutend schwerer und unerträglicher werden ließ. Forrest grauste davor den Eltern die Todesnachricht überbringen zu müssen. Er als Elternteil wäre bei einer solchen Botschaft durchgedreht, da war er sich sicher, genauso wie es mehr als wahrscheinlich war, dass er als Vater den Überbringer der schlechten Nachricht aus dem Haus gejagt hätte.

Forrest stieg in den Behälter, indem die Leiche lag, ging in die Knie und sah dem Toten ins Gesicht. Der Junge, als einen Mann konnte ihn Forrest beim besten Willen nicht bezeichnen, hatte ein unschuldiges, glattes Gesicht, das wie ein Baby-Popo auf ihn wirkte. Er sah keinen angehenden oder fortgeschrittenen Bartwuchs am Kinn und an den Wangen. Die Hände und Finger, die eine Babyflasche

umfassten und sich diese an den Mund hielten, zeugten davon, dass der Knabe mit schwerer körperlicher Arbeit in seinem jungen Leben noch nicht in Berührung gekommen war. Forrest schüttelte traurig den Kopf. Er hatte, was er befürchtet hatte, nämlich einen Serienkiller, aber niemals hätte er gedacht, dass der Täter so schnell erneut zuschlagen würde. Das war ungewöhnlich und trieb ihm alle Sorgenfalten auf die Stirn, die ihm die Haut auf seinem Kopf zur Verfügung stellen konnte.

Er erhob sich, sah Peter Brandon, dessen Helfer und einige Leute von der Spurensicherung auf sich zukommen und kletterte aus dem Container hinab auf die Straße. Wie bei Sam Ridge sah er keine äußeren Verletzungen an dem Toten und war überzeugt, dass ihm der Pathologe in wenigen Stunden die gleiche Todesursache bei dem jungen Mann nennen würde: Genickbruch! Forrest und Peter grüßten sich mit einer Handbewegung. Sie hatten sich an diesem Tag bereits gesehen. Peter benutze einen unflätigen Ausdruck, als er den Leichnam sah und blickte den Detektiv an. Diesmal verstanden sie sich auch ohne Worte und während sich der Pathologe an die Arbeit begab, sah sich Forrest um. Der tote Mann lag in einer Seitenstraße in einem Bauschuttcontainer und er wäre nicht so schnell entdeckt worden, wenn es in den vergangenen Stunden dermaßen heftig wie in den Tagen zuvor geschneit hätte. Zudem arbeitete niemand auf der Baustelle, das ließ die Kälte nicht zu. Ein umweltbewusster Bürger, der Unrat in den Container werfen wollte, hatte den Toten entdeckt und entsetzt die Polizei über seinen Fund informiert. Die Seitenstraße lag praktisch mitten im Zentrum von Back Bay, damit mitten in Boston. Sie hätte sich ebenso gut auf dem

Mond befinden können. Forrest wusste, dass in dieser Gegend Leute wohnten, die nichts mit einem Mord zu tun haben wollten. Er kannte die Mentalität der Menschen hier, es waren Personen, die nichts gehört oder gesehen hatten, schon gar nicht, wenn sie mit einer Straftat konfrontiert wurden. Für die vor Ort lebenden Menschen gab es keine Delikte und Verbrechen in ihrem Viertel, sie lebten in ihrer heilen Welt und die ließen sie sich von nichts und niemanden zerstören.

Forrest ging die Straße einmal rauf und einmal runter, sah aus jeder Richtung zurück zu dem Container und dieses Panorama vermittelte ihm genauso viel, als wenn er sich den Weg erspart hätte. Es kam auf die Todeszeit an, ob er annehmen konnte, dass der junge Mann hier oder woanders umgebracht worden war. Zurück am Tat- oder Fundort, wagte Peter eine vorsichtige Prognose über den Todeszeitpunkt und nahm an, dass der junge Mann nicht länger als zwölf, aber mindestens seit sechs Stunden tot war. Für den Detektiv bedeutete diese Vermutung, dass der Tote zwischen Mitternacht und sechs Uhr morgens umgebracht wurde und er fragte sich, was das Opfer, falls nicht berufstätig, um diese Zeit bereits auf der Straße zu suchen hatte. Oder war der arme Kerl ein Opfer der zurzeit übermäßig häufigen häuslichen Gewalt? Die Babyflasche sprach sich eindeutig dagegen aus und da der Detektiv an diesem Ort nicht mehr tun konnte, verließ er ihn, ohne etwas Hilfreiches getan und erreicht zu haben.

Ω

Gary Bottom, war ein Mann, der andere Menschen in vielfältiger Weise sehr positiv beeinflussen konnte. Das lag

nicht an eventuellen hellseherischen oder irgendwelchen telepathischen Fähigkeiten, sondern an seinem Beruf. Gary übte die Tätigkeit eines Seelenklempners aus und stand mit beiden Beinen fest am Boden. Als Psychologe genoss er einen guten Ruf und bei den Kollegen war er anerkannt. Keinesfalls war er eine Koryphäe in seinem Metier, aber er galt als ein Seelendoktor, den man jederzeit weiterempfehlen konnte, ohne ein schlechtes Gewissen wegen der Empfehlung haben zu müssen.

Das Leben von Gary war normal verlaufen und irgendwie langweilig gewesen. Die einzige Abwechslung in seinem beruflichen Alltag, die er besaß, waren die Horrorstorys, die ihm von manchen Patienten aufgetischt wurden. Einige Geschichten waren derart unglaubwürdig, dass er sich nur wegen der Behandlung des Probanden einige Notizen zu ihnen machte. Andere Ereignisse, von denen er erfuhr, waren tatsächlich Geschehen und ihr Ablauf beinhaltete alles, wozu das Leben fähig war. Der Inhalt dieser Erlebnisse beruhte auf Tatsachen, zugleich reichte das Erlebte von seinen Patienten vom größten Klamauk bis hin zu einer unvorstellbaren und damit traumatisierenden Katastrophe. Gary besaß eine eigene Praxis, die Patientenkartei war beachtlich und im Gegensatz zu vielen anderen Ärzten, unabhängig ihres Fachgebietes, nahm er seine Arbeit nicht mit nach Hause. Privat verhielt es sich bei Gary Bottom wie in seinem Job. Er führte eine harmonische Ehe und das Zusammenleben mit seiner Frau war unkompliziert, im Grunde genommen stets harmonisch und aus diesem Grund kehrte in die Verbindung eine Art Normalität und Gewohnheit sowie bald danach Langeweile ein. Das Sexleben verlief prüde, das Essen schmeckte mit der Zeit

fade und der gemeinsame alljährliche Urlaub und die gelegentlichen Tagesausflüge waren nicht dazu fähig, die Monotonie zu vertreiben.

Niemals wäre es Gary in den Sinn gekommen, dass er der Öde seines Daseins überdrüssig werden oder sie vermissen könnte, doch es passierte und es geschah im Eiltempo. Zu Beginn des Jahres war noch alles in Ordnung gewesen. Bereits im Februar überraschte ihn seine Frau mit einer Hiobsbotschaft und die lautete Brustkrebs. Bereits die ersten Untersuchungen erbrachten Analysen, die bestätigten, dass der Tumor zu spät entdeckt worden war, und eine Brustamputation ließ sich dadurch nicht vermeiden. Der Krebs war tückischer, als es die Ärzte wahrhaben wollten. Er hatte im Körper von Garys Frau andere Zellen angegriffen und die Metastasen fingen an, seine Gattin zu zerstören. Sie nahm rapide ab und als selbst Morphium ihre Schmerzen nicht mehr lindern konnte, erhielt sie einen Segen des Himmels und durfte diese Welt verlassen. Seit einem halben Jahr war Gary Witwer und die Zeit sowie die Einsamkeit, die Ehe war kinderlos geblieben, sorgten dafür, dass er sich radikal veränderte.

Gary Bottom war nicht mehr ein Mann, der andere Menschen in vielfältiger Weise positiv beeinflusste, stattdessen übte er einen sehr negativen, fast einen bösartigen Einfluss auf Personen aus, die er sich unter seinen Patienten ausgesucht hatte. Bei den von ihm Auserwählten handelte es sich um Leute, die durch ihre Labilität und Beeinflussbarkeit ihm geradezu hörig wurden und gehorsam auf seine Worte reagierten. Außerdem besaßen sie eine gewalttätige Ader und die ihm durch ihre seelischen Probleme ausgelieferten Patienten waren bereit, alles für ihn

zu tun. Gary war nur ihr Arzt, doch für Robin, Jack und Roger war der Psychologe mehr als nur ihr Doktor, er stellte ihren persönlichen Gott dar und seine Gebote wollten und mussten sie befolgen.

Alle drei saßen sie am Nachmittag dieses Novembersonntags vor ihrer Ikone und hörten ihr gebannt zu und es war ihnen anzusehen, dass sie bereit waren Ja zu sagen. Gary Bottom hatte einen Plan und Roger, Jack und Robin sollten ihm dabei helfen, diesen umzusetzen.

Ω

Der Staatsanwalt hatte gezögert, am Ende nachgegeben. Deswegen stand Forrest am späten Nachmittag mit einigen Leuten der Spurensicherung im Haus von Sam Ridge, der als ein Snyder geboren worden war. Es galt einen Hinweis darauf zu finden, wo sich die Frau und die Kinder des ermordeten Mannes befinden konnten. Die Suche nach den Eltern der umgebrachten Brüder lief auf Hochtouren. In diesem Fall stand kein Gebäude zur Verfügung, dass durchsucht werden konnte. Das Haus von Marvin und seinen Eltern, war mit einem Brandbeschleuniger angezündet worden. Deswegen hatte Forrest auf einen Erfolg im Haus von Sam Ridge gehofft, stattdessen wurde er enttäuscht.

Der Detektiv stand mitten im Wohnzimmer des Gebäudes und hatte mit Handschuhen an seinen Händen die herabgelassenen Rollos hochgezogen. Viel heller wurde es dadurch nicht, Es war ein grauer Tag in Boston, der weder Regen noch Schnee von Himmel fallen ließ, aber in beklemmender Weise auf die Stimmung drückte. Das grau in grau, die Temperaturen, die etwas gestiegen waren und

dennoch einen zittern ließen, das diffuse Tageslicht und der ständig in seiner Stärke wechselnde Wind, all das schien eine Art von Mischpult zu besitzen, das darauf programmiert war, die Laune und die Nerven zu senken beziehungsweise zu untergraben. Forrest drehte sich um die eigene Achse. Der Raum war geschmackvoll eingerichtet, geräumig und eine Tür führte auf die Terrasse und den dahinter liegenden, überschaubaren Garten. Seine Augen blieben schließlich an dem für das Zimmer seinem Geschmack nach zu großem Wohnzimmerschrank hängen. In einem offenen Fach entdeckte er ein Bild, das die Eheleute Ridge zeigte. Es war ein altes, eingerahmtes Foto, welches davon zeugte, wie glücklich das Paar am Tag der Trauung gewesen sein musste. Jetzt war das Glück vorbei. Sam war tot und seine Frau sowie seine Kinder waren offenbar spurlos verschwunden. Forrest sah in die Schubläden und in die anderen Fächer. Zu seinem Bedauern fand er keine Notiz, die ihn auf die Spur von Mandy Ridge und deren Tochter sowie zwei Söhne gebracht hätte. Wie er durch die Recherchen von Jesse wusste, war das Mädchen das jüngste Kind, immerhin auch schon acht Jahre alt. Die Söhne waren deutlich älter, einer war siebzehn, der andere neunzehn Jahre jung. Es waren keine Jahrgänge, in denen ein Kind seinen Vater verlieren sollte, schon gar nicht durch Gewalt. Forrest fand nichts, was ihm irgendwie weiterhelfen konnte. Im gesamten Wohnzimmer lag kein Reisekatalog, durch den er annehmen könnte, dass Frau und Kinder tatsächlich verreist waren.

Bei ihren Eltern war sie jedenfalls nicht und ihnen war es wiederum unbekannt, wo sich ihre Tochter und Enkelkinder befanden. Jesse war es gelungen, die Eltern von Mandy

Ridge zu erreichen. Sie waren im fortgeschrittenen Alter und Mandy war spät sowie unerwartet zur Welt gekommen. Sie verlebten seit einigen Jahren ihren ruhigen Lebensabend in Florida, der allerdings durch gelegentliche Wirbelstürme unterbrochen wurde. Jesse wurde auf seinen Anruf hin von der Mutter von Mandy mit Fragen überschüttet. Es gelang ihm, die Frau mit Ausreden zu beruhigen und damit zu belügen. Während des Gespräches blickte Jesse zu seinen Aufzeichnungen und ihm wurde bewusst, dass er eine fast achtzigjährige Frau am Apparat hatte. Er redete ihr zu und verschwieg ihr, dass der Mann ihrer Tochter ermordet worden war. Zu groß war seine Befürchtung gewesen, dass die im sonnigen Florida lebende Frau wegen der Todesnachricht plötzlich vom dunklen Schatten des Todes erfasst werden könnte.

Forrest Waterspoon begab sich in die Küche. Als erstes fielen ihm dort die auf der Kühlschranktür angebrachten kleinen Zettel auf. Mit bunten Magnetknöpfen wurden sie an der Tür des Kühlgerätes festgehalten. Mit Adressen, Telefonnummern, einer Einkaufsliste und kurzen Bemerkungen zu Dingen, die nicht vergessen werden sollten, waren die gelben, grünen, roten und blauen Notizzettel beschrieben worden. Was Forrest sah, erinnerte ihn an sein eigenes Zuhause. Betty hatte die gleiche Angewohnheit, wie Mandy Ridge. Die Schrift auf den Zetteln, war eindeutig weiblicher Natur. Sie war zu geschwungen, irgendwie zu zart, um einem Mann zu gehören. Die Adressen und Telefonnummern gaben dem Detektiv zu denken. Es waren alles Orte, an denen sich Mandy mit ihren Kindern unter Umständen aufhalten konnte. Er öffnete den Kühlschrank und staunte, er war

vollkommen leer. Kein Kühlschrank einer fünfköpfigen Familie war komplett leer, selbst dann nicht, wenn die Familie eine längere Reise unternommen hätte. Er sah in jede Schublade, entdeckte dabei nichts von Bedeutung. Trotzdem, die restlos leeren Kühlschrankfächer hatten ihn nachdenklich gemacht, sie stellten in seinen Augen etwas völlig Untypisches dar. Forrest begab sich in den ersten Stock, indem auch die Leute von der Spurensicherung tätig waren. Sie wussten eigentlich gar nicht, wonach sie suchten, aber jeder noch so kleine Hinweis konnte am Ende wertvoll sein. Forrest sah in das Kinderzimmer der Tochter, trat nicht ein, sondern ging in den nächsten und danach in den darauffolgenden Raum. Er betrat ihn und im Gegensatz zu den anderen Zimmern war er menschenleer. Sein erster Blick galt dem Schreibtisch, der vor dem Fenster stand und wie es bei Jungs üblich zu sein schien, unaufgeräumt war. Forrest nahm an, dass er sich im Zimmer des siebzehnjährigen Sohnes befand. Er überblickte das Chaos auf der Schreibtischfläche und sah in Schubladen und Schränke. Schließlich suchte er das Zimmer des älteren Sohnes auf und wiederholte die Prozedur. Danach gesellte er sich zu den Leuten von der Spurensicherung in das Zimmer des Mädchens. Auch hier blickte er in jedes Fach, um es im Schlafzimmer der Eltern erneut zu wiederholen. Er rief nach einem der Kollegen, trat vom Schlafzimmerschrank zurück, wobei er die Türen des Kleiderschranks offenließ, und bat den Mann von der Spurensicherung um eine Einschätzung von dem, was sie sahen. Der Kollege ging den Schrank entlang, musterte den Inhalt, der sich hinter den vier Schranktüren befand und bestätigte mit der geäußerten Meinung Forrest in seiner Ansicht.

Wie in den Kinderzimmern fehlten im Schlafgemach Anziehsachen, und zwar ausschließlich jene, die der schlechten Witterung entsprachen. Der Detektiv unternahm einen weiteren Spaziergang durch das Haus und begutachtete es diesmal aus der Schlussfolgerung, die er aus dem gänzlich leeren Kühlschrank und den halbvollen Kleiderschränken gezogen hatte. Nach seinem zweiten Rundgang durch das Gebäude war Forrest endgültig davon überzeugt, dass die Familie Ridge nicht verreist war. Alles deutete stattdessen darauf hin, dass die Eheleute mit ihren Kindern geplant, ohne Hast und somit bewusst das Haus verlassen hatten. Warum sie es taten, dafür konnte es viele Gründe geben. Ein Motiv stach Forrest besonders ins Auge: Angst! Forrest nahm an, dass sich Sam Ridge bedroht fühlte und seine Furcht ihn dazu bewogen hatte, seine Frau und Kinder in Sicherheit zu bringen. Warum sonst hätte die Familie das Haus verlassen sollen? Es war eine Sicherheitsmaßnahme und es war ein Akt, der nicht für immer andauern sollte, dafür sprachen die im Gebäude verbliebenen Sachen. Forrest begab sich ein weiteres Mal in das Wohnzimmer und setzte sich auf das Sofa. Sofort verliebte er sich in das Möbelstück. Es kam ihm vor, als ob er auf einem nicht zu weichen und nicht zu harten Thron sitzen würde. Er überlegte, ging seine Eindrücke durch und fand keinen Widerspruch zu seiner These. Schließlich versetzte er sich in die Lage von Sam Ridge und fragte sich, wie er in seiner Lage reagiert und agiert hätte. Wo könnten vier Familienmitglieder versteckt werden? Zusätzlich auf die Art und Weise, dass sich ihr Versteck nicht zu ungünstig auf ihr gewohntes Leben auswirken durfte. Forrest wog alle Möglichkeiten ab. Ein Hotel und ein Motel schloss er als

erstes aus, in solchen Häusern war jeder leicht zu finden. Freunde, Bekannte und Familienangehörige waren eine Alternative, aber keinesfalls, wenn man nicht geneigt war, sie ebenfalls in Gefahr zu bringen. Das soziale und familiäre sowie berufliche Umfeld, eines Menschen konnte jederzeit mühelos in Erfahrung gebracht und durchleuchtet werden. Nur ein Narr hätte seine Familie in diesen Kreisen zu verstecken versucht.

Die Augen des Detektivs fielen auf das Hochzeitsfoto der Eheleute Ridge im Wohnzimmerschrank. Ihm wurde dadurch bewusst, dass es das einzige Bild war, das er in dem Haus zu sehen bekam. Er grub seinen Verstand um und erinnerte sich daran, dass er auch kein Fotoalbum in einer der Schubladen entdeckt hatte. Warum also stand dieses Bild hier? War ausgerechnet dieses Foto vergessen oder übersehen worden, das erschien Forrest unglaubwürdig. Warum befand es sich dann hier oder hatte das Vorhandensein des Bildes überhaupt keine Bedeutung. Vielleicht dachte er sich, war die von ihm aufgestellte Theorie falsch und weder das eine noch das andere hatten miteinander zu tun. Dennoch, für Forrest waren die Gedanken, die er hegte, plausibel. Sie waren nachvollziehbar und das Haus sowie die Einrichtung, die es beherbergte, sahen so aus, als ob nichts für immer zurückgelassen und es nicht überstürzt, sondern mit Bedacht verlassen wurde. Sollte diese Annahme der Wahrheit entsprechen, dann wusste Sam Ridge, dass er sich in Gefahr befand oder er in Probleme geraten könnte. Wenn es sich so verhielt, dann musste sich Forrest eingestehen, dass Sam aller Wahrscheinlichkeit nach, ein Opfer eines perfiden Profikillers geworden war. Zwei Punkte standen in

diesem Zusammenhang einer endgültigen Behauptung im Wege: Es waren der Schnuller im Mund von Sam Ridge und der zweite Tote mit der Babyflasche in seinen Händen.

Ω

Baby war traurig und froh, dass Jennifer und die Kinder immer noch bei seinen Schwiegereltern waren. Die letzten Stunden hatten dafür gesorgt, dass er von seinen Dämonen in Ruhe gelassen wurde. Es waren Stunden, in denen Baby so war, wie er war, er war er selbst. Ohne die Gespenster in seinem Kopf wurde Baby zu einem Menschen, der nicht wiederzuerkennen war. In diesem Stadium war er ein liebevoller Ehemann, ein fürsorglicher Vater und ein Freund, auf den sich jeder verlassen konnte. In der menschlichen Sichtweise war er in solchen Phasen ein völlig normaler Kerl. Obwohl er in der Vergangenheit manchmal diverse Auffälligkeiten gezeigt hatte, die sich niemand ansatzweise erklären konnte, besaß Baby ein großes soziales Umfeld. Sein Leben, vorausgesetzt die bösen Geister in seinem Kopf ließen ihm den seelischen Frieden, bestand aus Tätigkeiten, die alles andere als gewöhnlich waren. Um es verstehen zu können, warum sich Baby vielfach engagierte, musste man ihn besser kennen.

Wäre alles normal verlaufen, wäre Baby nicht in Boston wohnhaft gewesen. Ursprünglich kam Baby aus Texas und er war auf der Ranch seiner Eltern aufgewachsen. Seine Kindheit verlief bis zu seinem elften Geburtstag unspektakulär und ohne außergewöhnliche Ereignisse. Für einen Knaben war er mittelmäßig und damit in diesem Alter gut in der Schule und ihm wurde ein Zuhause geboten, in dem er sich wohl fühlte. Er hatte zu anderen Kindern in

seinem Alter weniger Kontakt, als er es sich gewünscht hätte, dafür wurde er von dem Leben auf der Ranch reichlich entlohnt. Das Anwesen befand sich seit drei Generationen im Familienbesitz und wie sein Urgroßvater und Großvater widmete sich sein Vater der Pferde- und Rinderzucht. Dieses Leben behagte Baby und schon mit sechs Jahren saß er zum ersten Mal auf dem Rücken eines Pferdes. Mit fortschreitendem Alter durfte er seinem Vater mehr zur Hand gehen und konnte auf diese Weise viel Zeit in der Natur verbringen. Er liebte die Nächte unter dem freien Himmelszelt und die Arbeit mit den Tieren, insbesondere mit den Pferden. Schon zu dieser Zeit wurde ersichtlich, dass Baby anders war, als andere Kinder in seinem Alter. Er führte oft Selbstgespräche und sprach außerdem lieber mit den Tieren auf den Koppeln und Weiden, als mit irgendwelchen Menschen. Weder sein Vater noch seine Mutter wussten es, dass ihr Sohn oft Leute sah, die in Wahrheit gar nicht existierten. Manchmal ritten sie an einem Ross unmittelbar vorbei oder er sah sie in der Ferne und blickte ihnen noch nach, als sie längst aus seinem Blickfeld verschwunden waren. Baby konnte es nicht wissen, aber die real nicht anwesenden und in Wahrheit nicht existierenden Personen, waren die Vorboten seiner Dämonen. Sie suchten sich bereits einen gemütlichen Platz in seinem Kopf, um ihn eines Tages beherrschen zu können. Alles war gut, obwohl nicht immer eitler Sonnenschein im Haus seiner Eltern herrschte. Es gab manchmal Meinungsverschiedenheiten, manchmal auch lauten Streit. Baby war bereits alt genug, um verstehen zu können, dass es ab und zu ein Gewitter erforderte, damit sich die Luft reinigen konnte. Eines Tages geschah etwas, dass sein Leben veränderte und auf den Kopf

stellte. Die zufriedenen und glücklichen Jahre waren innerhalb von wenigen Sekunden vorbei. Baby musste einen anstrengenden und sehr weiten Schulweg bewältigen und schon deswegen war er ein Frühaufsteher. Bis zur Bushaltestelle waren es von der Ranch sechs Kilometer, danach saß er über eine Stunde im Bus, der ihn zur Schule brachte. Somit war er an jedem Schultag vor und nach dem Unterricht mindestens zwei Stunden unterwegs. Wenn es nicht zu heiß oder zu kalt war, hatte er damit kein Problem, aber auch in Texas schlug das Wetter seine Kapriolen.

Als er eines Tages von der Schule und die Ranch in Sichtweite kam, sah er bereits von weitem, dass etwas schlimmes Geschehen war. Die Sonnenstrahlen wurden zu seinem Schrecken von den rotierenden Lichtern eines Streifenwagens unterbrochen. Baby begann zu rennen und erreichte außer Atem genau in dem Augenblick das Elternhaus, als sein Vater in einem Sarg aus dem Haus getragen und seine Mutter in Handschellen aus dem Gebäude geführt wurde. Baby verstand in diesem Moment die Welt nicht mehr. Bevor er richtig begriff, was sich ereignet hatte und was mit ihm passierte, befand er sich bei seiner Großmutter mütterlicherseits in Boston. Er hatte sie bis dahin erst einmal gesehen und das lag inzwischen dermaßen lange zurück, dass er kaum noch eine Erinnerung an sie hatte. Für ihn war seine Großmutter eine fremde Person, noch dazu eine, die er sehr bald nicht mochte. Seine Großmutter war eine böse Frau, von daher war es kein Wunder, dass sie von ihrem Mann sitzen gelassen worden war. Sein ihm unbekannter Großvater musste ein kluger Mann gewesen sein. Er hatte sich, wie Baby später erfuhr, bereits kurz nach der Geburt seiner Mutter mitten in der

Nacht aus dem Staub gemacht. Baby erfuhr sehr schnell, warum. Väterlicherseits hatte Baby keine Verwandten mehr. Die Mutter seiner Mutter war die letzte lebende Verwandte und aus diesem Grund erhielt sie die Vormundschaft über Baby und den Nachlass seines Vaters. Die Ranch war ein Vermögen wert, davon sah Baby zunächst überhaupt nichts. Stattdessen musste er hilflos mitansehen, wie seine Oma das Geld zu seinen Ungunsten verwaltete. Sie erwarb ein historisches Haus mitten in Boston und ließ es trotz erheblicher Auflagen und den damit verbundenen Mehrkosten sanieren. Was sie an Geldmitteln in das Haus steckte, schien sie daraufhin an Baby einsparen zu wollen. Wochenlang gab es für ihn geschmacklose Eintöpfe und mager belegte Brote zu essen. Fleisch wurde für ihn gänzlich von der Speisekarte gestrichen. Die Oma prädestinierte in den Jahren darauf zwei Sorten von Frauen. Die eine ähnelte einer mittelalterlichen Hexe, die andere einer neumodernen Furie. Beide machten Baby das Leben zuerst schwer und dann zur Hölle. Die mittelalterliche Hexe lebte seine Großmutter während der Tagesstunden aus und mit dem Einsetzen der Abenddämmerung wurde sie zu der neumodernen Furie.

Zu Beginn seiner Leidenszeit, redete sich Baby ein, dass seine Oma unter dem Tod ihrer Tochter litt und sich mit der Zeit sanftmütiger geben würde. Anstatt besser, wurde alles viel schlimmer. Er ertrug es, ohne zu jammern, nur aus dem Grund, da er nicht wusste, wohin er sonst hingehen könnte. Sein ohnehin durch den Tod des Vaters angeschlagenes Selbstwertgefühl sank, sein Widerstand zerbrach und er wurde zu einem Spielball der alten Frau. Die Lehre und die Worte seines Vaters beeinflussten ihn dabei. Ihm wurde

beigebracht, wie sich ein Mann gegenüber einer Frau zu verhalten hatte. Stets wurde er darüber belehrt das eine Frau niemals geschlagen werden durfte, dass ihr immer mit Höflichkeit und Anstand gegenübergetreten werden musste und selbst wenn ein weibliches Wesen im Unrecht sein sollte, war es die Pflicht eines Mannes, darüber hinwegzusehen. Baby hielt sich an diese Sätze, egal wie groß seine Pein sein mochte. Hinzu kam die Angst vor seiner Oma, die Furcht bremste ihn zusätzlich. Mit jedem bösen Wort, das er von ihr hörte und mit jedem Schlag ins Gesicht, den er von ihr erhielt, veränderte sich in seinen Augen das Aussehen von seiner Großmutter. Sie wuchs ihm über den Kopf, obwohl sie zu diesem Zeitpunkt genauso groß war wie er, aber das, was er an und in ihr sah, begann ihn einzuschüchtern, irgendwann vehement zu ängstigen. Baby sah an seiner Großmutter keine Falten, welche ihr durch das Leben eingezeichnet worden waren, sondern tiefe Furchen, durch die kein Blut, dafür jedoch ihre Bosheit floss. Wenn er in ihr rundes Gesicht blickte, entdeckte er nicht das Mienenspiel eines älteren, reifen und geprägten Menschen, stattdessen sah er eine Fassade, die nichts Menschliches und Lebendiges an sich hatte. Ihre Blässe oder ihre Röte waren nicht irgendwelchen Emotionen geschuldet, sondern waren die Überbringer ihrer Launen.

Mit achtzehn zog er aus. Von dem Vermögen seines Vaters war nicht viel übriggeblieben, aber genug, um studieren und ein neues Leben anfangen zu können. Mit der Zeit schaffte er es, die erlittenen Qualen durch seine Großmutter zu verdrängen und als er Jennifer kennenlernte, schloss er Frieden mit seiner Oma und zog nach seiner Heirat in das historische Haus ein, dass sie inzwischen allein bewohnte.

Es war ein Mehrfamilienhaus, insgesamt für sechs Parteien gedacht, doch mit seiner Oma hielt es kein Mieter lange aus. Baby hatte lange überlegt, ob er den Schritt zurück wagen sollte und entschied sich nach einem Gespräch mit seiner Oma dafür. Sie versprach ihm hoch und heilig alles besser und anders machen zu wollen, entschuldigte sich sogar für die vielen Verfehlungen, die sie an ihm begangen hatte und bat ihn um die Rückkehr in das Gebäude. Sie wollte keine Freundschaft mit ihrer Einsamkeit schließen. Baby tat ihr den Gefallen und erhielt zur Belohnung das komplette Erdgeschoß für sich und seine Jennifer.

Seit dem Auszug hatte Baby vor den Geistern in seinem Kopf überwiegend Ruhe gehabt und wenn nicht, dann konnte er sie, wie früher die Pferde, auf deren Rücken er saß, im Zaum halten. Es kam, wie es Baby nicht erwartet hätte. Seine Großmutter hielt ihr Wort, allerdings nur für einige Monate. Als er und Jennifer erstmals Eltern wurden, ging es los und sie wurde wieder zu der alten Hexe und Furie, die er von früher kannte. Damit begann zugleich der Krieg mit seinen Dämonen. Sieben Jahre hatte Baby bei seiner Großmutter verbracht, bis er sie durch die erreichte Volljährigkeit verlassen und selbständig handeln konnte. Während dieser Zeit waren verbale Erniedrigungen die erträglichsten Demütigungen, die er von seiner Großmutter erfuhr. Er wurde von ihr mit einer Rute geschlagen, manchmal nur an den Handflächen, aber meistens am ganzen Körper. Sie gab ihm, ohne einen Anlass zu haben, aus heiterem Himmel eine schallende Ohrfeige oder bespuckte ihn. Sie warf ihm Dinge hinterher und unzählige Stunden, ohne den Grund dafür zu erfahren oder zu kennen, musste er in einer Ecke stehen und sein Dasein bereuen. An

vielen Wochenenden sperrte sie ihn in seinem Zimmer ein, an anderen zwang sie ihn zu überflüssigen Putzarbeiten. Das ging so weit, dass er die Rohre, die im Keller an der Decke entlangliefen, zum Glänzen bringen musste. Sein zu diesem Zeitpunkt kümmerliches Leben verbrachte Baby entweder in seinem Zimmer, zur Strafe auf dem Dachboden oder im Keller. Baby ließ sich nicht unterkriegen und merkwürdigerweise hielt er die körperlichen Torturen besser aus, als die seelischen Grausamkeiten.

Diese taten ihm besonders weh, durch sie fühlte er sich unbedeutend und sie drängten ihn in einen Zustand der Defensive, sowohl körperlich als auch geistig. Das Verhältnis zu seiner Großmutter konnte mit dem eines Strafgefangenen zu einem Vollzugsbeamten gleichgesetzt werden. Jede Form von Widerstand war somit tabu und hätte bei einer Aufsässigkeit oder Zuwiderhandlung zu weiteren Strafmaßnahmen geführt. Dennoch begann Baby ab dem vierzehnten Lebensjahr gegen die Unterdrückung seiner Person passiv aufzubegehren. Er ließ sich von dem Drachen, der ihm das Leben massiv erschwerte, nicht mehr alles gefallen. Es kamen Tage, an denen er den Mut besaß, sich zu verteidigen. Er wehrte sich nicht verbal und körperlich, sondern lief einfach davon. Diese Aktionen sorgten dafür, dass der Dachboden sein zweites Zuhause wurde. Baby wuchs viele Jahre ohne Fernsehen und Radio auf. Süßigkeiten oder Taschengeld waren ihm fremd und ein Leben, wie es seine Mitschüler führen durften, konnte er sich noch nicht einmal im Ansatz vorstellen.

Das Einzige, was ihm letztendlich fehlte, war die weite der Koppeln und Weiden und natürlich die Tiere. Oft sehnte er sich danach, auf dem Rücken eines Pferdes zu sitzen, um die

Freiheit genießen zu können. Dieses Gefühl trug er in sich, aber er konnte es nicht ausleben und irgendwie begann es aus seiner Gefühlswelt zu verschwinden. Jeder der von Babys Lebenslos gewusst hätte, der wäre geneigt gewesen, ihm eine düstere Zukunft zu prophezeien. Die meisten hätten ihn auf irgendeine Weise verdammt, ihm weder eine private noch eine berufliche Chance zugetraut, es kam völlig anders. Baby konnte seinen achtzehnten Geburtstag kaum erwarten. Es war ihm egal, was die Zukunft für ihn bereithielt, dass einzige was für ihn zählte, war, die Unabhängigkeit und Freiheit, die mit der Vollendung des achtzehnten Lebensjahres auf ihn wartete. Nichts, was im Zusammenhang mit seiner Großmutter stand, war gut, sonderbarerweise, war einiges besser geworden. Seit er die Kraft und den Mut aufbringen konnte, sich der Willkür seiner Oma zu entziehen, hatte sie sich unerklärlicherweise zu ihrem Vorteil verändert. Sie war sicher kein besserer Mensch geworden, aber im Gegensatz zu früher suchte sie immer häufiger die Nähe von Baby. Umso weniger sie ihren Enkel drangsalieren konnte, umso mehr schien sie ihn um sich haben zu wollen. Sie gestattete ihm, mit ihr im Wohnzimmer fernzusehen, schob ihm plötzlich Taschengeld und Süßigkeiten zu. Traurigerweise gab es eben nach wie vor auch Tage, an denen es Baby nicht gelang, ihren Klauen zu entkommen. Trotzdem blieb es ein Fakt, dass die Großmutter darum bemüht war, ihren Enkel bei sich behalten zu können. Für Baby war es eine riesige Erleichterung, als er das Haus seiner Großmutter verließ, wie er glaubte für immer. Es setzte ein Prozess ein, der sich schwer erklären ließ. Baby war nicht abhängig von seiner Großmutter, aber die vergangenen Jahre hatten bei ihm eine

Portion von Hörigkeit ausgelöst. Der Kontakt zu ihr brach deswegen nie ab.

Es war erstaunlich, wie sich Baby entwickelte. Er studierte und gehörte zu den besten Studenten seines Jahrgangs. Er besaß die notwendigen finanziellen Mittel, das hielt ihn nicht davon ab, nebenbei Gelegenheitsjobs auszuüben. Mit dem Diplom des erfolgreich absolvierten Studiums fand er einen Job in einem Verlag und begann bei diesem als Journalist zu arbeiten. Ebenso bemerkenswert war die äußere Gestalt von Baby. Es konnte nach den Jahren bei seiner Großmutter als ein Wunder bezeichnet werden, dass er zu einem Koloss von Mann herangereift war. An seinem Arbeitsplatz lernte er Jennifer kennen und lieben, aber die ungewohnt heile Welt, in der er lebte, wurde stets durch Menschen gestört, die es in Wirklichkeit gar nicht gab. Entweder sie gingen, ritten und fuhren an ihm vorbei oder sie riefen ihm etwas zu, dass er nicht verstand. Mit diesen Symptomen konnte er umgehen, manchmal besser, manchmal weniger gut.

Nach der Rückkehr in das Haus der Großmutter wurde es ein bisschen schwieriger, die Geister im Griff zu behalten, aber nicht in der Art, dass er nicht mit ihnen sein Leben meistern konnte. Es gab Tage, an denen wünschte er sich die Dämonen herbei. Er wollte ihre Gesellschaft und sich mit ihnen und nicht mit seiner Frau und Oma unterhalten. Mit der Zeit liefen die Gespräche mit den Kreaturen in seinem Kopf nicht mehr einseitig ab, er vernahm ihre Worte von Mal zu Mal deutlicher. Mit der Geburt von Joseph, seinem Sohn, nahmen die Unterhaltungen in ihrer Häufigkeit zu, ebenso veränderte sich der Ton. Die Stimmen wurden lauter und zunehmend aggressiver. Als Cindy, seine Tochter zur Welt

gekommen war, erfuhren die Streitgespräche mit den Gespenstern in seinem Kopf eine neue Dimension. Baby war kein Gesprächsteilnehmer mehr, sondern wurde von den Dämonen zu ihrem Zuhörer degradiert. Hin und wieder wurde dieses Problem in Babys sozialen Umfeld sichtbar. Seine Stimmungsschwankungen nahmen zu, aber noch hatte er die Geister unter Kontrolle. Baby konnte nicht wissen, dass er zu dieser Zeit bereits der Kapitän eines sinkenden Schiffes war. Was oder wen er unter seinen Fittichen zu haben glaubte, stellte eine Einbildung dar, sie war ein Trugschluss.

Es fiel ihm immer schwerer die Geister in seinem Kopf zu bändigen und verscheuchen konnte er sie überhaupt nicht mehr. Somit war Baby nie allein, auch dann nicht, wenn Jennifer und die Kinder außer Haus waren. Diesmal war es anders: Er war gern allein, er war froh gewesen, dass Jennifer zu ihren Eltern gefahren war, aber jetzt war er traurig, dass sie immer noch nicht zu Hause war.

Die Traurigkeit, die ihn deswegen erobert hatte, begann sich in Zorn umzuwandeln, als ihm einfiel, dass seine Gattin diesmal länger bei ihren Eltern bleiben wollte …

6. Kapitel

Freitag

Frustriert stand Detektiv Forrest Waterspoon auf, begab sich ins Bad und verließ ohne den gewohnten Kaffee das Haus. Am Vortag, nachdem er das Haus der Familie Ridge in Augenschein genommen hatte, war er noch ins Büro gefahren, um sich mit Jesse zu besprechen. Während sie das taten, die Ermittlungen zusammenfassten und die nächsten Schritte durchgingen, erfuhr Forrest von seinem jungen Partner, dass es ihm in den sozialen Netzwerken gelungen war, mehr über die gesamte Familie in Erfahrung zu bringen. Forrest hatte gegenüber Jesse betont, dass es ihn gewundert hatte, kein Bild der Familie Ridge in ihrem Haus gesehen zu haben, außer dem Hochzeitsfoto. Für Jesse war das ein Grund sich zu freuen, er hatte nämlich in den sozialen Netzwerken einige Bilder finden können. Dass er damit dem Detektiv einen Nackenschlag versetzen sollte, konnte Jesse nicht wissen und es lag auch nicht in seiner Absicht. Forrest kam um den Schreibtisch und sah sich die Aufnahmen der Familie an. Schlagartig verfinsterte sich sein Gesicht und er deutete auf ein Foto, dass zwei junge Männer zeigte und fragte nach deren Identität. Es waren die Söhne der Familie, was Forrest erstarren ließ. Bei dem älteren Sohn von Sam Ridge handelte es sich um die Leiche, die am Vortag in einem Bauschuttcontainer gefunden worden war. Erschüttert verließ Forrest daraufhin das Büro und betrat es deprimiert an diesem Freitagmorgen.

Zu seiner Verwunderung fand er Jesse nicht vor, im Moment war er nicht unglücklich darüber. Er war mies gelaunt, hatte eine fast schlaflose Nacht hinter sich und die

gegebenen Umstände waren nicht dazu geeignet, seine Laune zu verbessern. Im Nachhinein musste er sich glücklich schätzen, dass er seine Ansichten für sich behalten hatte. Der Tod des älteren Sohnes von Sam sprach sich nun eindeutig gegen einen Serienkiller aus. Hier handelte es sich eindeutig um einen Profikiller, der es offensichtlich auf die gesamte Familie Ridge abgesehen hatte. Warum? Egal, in was der als Snyder geborene Sam Ridge hineingeraten war, konnte dermaßen gravierend sein, dass auch dessen Familie zur Rechenschaft gezogen wurde. Wenn es etwas Positives zu bewerten gab, dann war es die Tatsache, dass der oder die Auftragsmörder sich nach wie vor in der Stadt befanden und das höchstwahrscheinlich so lange zu tun gedachten, bis die restlichen Familienmitglieder eliminiert worden waren.

Damit war klar, dass ein Wettlauf gegen die Zeit begonnen hatte, ein Rennen, welches Forrest nur mit viel Glück gewinnen konnte und dieser Punkt hatte nichts mit seiner Kondition zu tun. Das Sam Ridge, vormals Snyder, und sein Sohn offensichtlich auf die gleiche Weise getötet und mit Babysachen entwürdigt worden waren, konnte kein Zufall sein, ebenso wenig wie die Tatsache, dass die Toten der letzten Tage allesamt einer Familie angehörten. Hinzu kam, dass es keinen Hinweis auf den Verbleib der Eltern der ermordeten Brüder gab. Wo waren sie? Forrest wollte dieses Ehepaar, die Witwe Snyder und die ihr verbliebenen Kinder unbedingt retten und in Sicherheit wissen, aber wie sollte er das anstellen. Wo verdammt nochmal konnte die Frau mit ihrer Tochter und dem jüngeren Sohn stecken. Bei ihren Eltern in Florida war sie jedenfalls nicht, eine Streife vor Ort hatte sich davon überzeugt und ihnen die Todesnachricht

von ihrem Schwiegersohn im Beisein eines Psychologen überbracht. In Bezug auf Tom Ridge, dem getöteten Sohn von Sam, blieb es Forrest, zumindest gegenüber dem toten Vater erspart, aber das bescherte ihm keine Erleichterung, sondern eine gewaltige Portion Wut.

Die Tür ging auf und ein Police-Officer schob Jesse in seinem Rollstuhl in das Büro. Jesse bedankte sich, begab sich an seinen Arbeitsplatz und hievte sich aus seinem Gefährt auf den Stuhl. Unentschlossen sah er Forrest an. »Ehrlich Boss, tut mir leid, dass es gestern so blöd gelaufen ist«, entschuldigte er sich, obwohl er nichts falsch gemacht hatte.

»Du hast den Jungen nicht umgebracht«, erwiderte Forrest, erhob sich und setzte die Kaffeemaschine in Betrieb. Mittendrin in seinem Tun hielt er inne und drehte sich seinem Kollegen zu. »Jesse, was haben wir übersehen?«, fragte er, wandte sich ab und setzte seine Tätigkeit in einer Art und Weise fort, die seine schlechte Stimmung offenbarte.

Forrest sah nicht, wie Jesse mit der Schulter zuckte und unwissend den Kopf schüttelte. »Ich bin alles zweimal durchgegangen und ein Irrtum ist ausgeschlossen. Es gibt keine weiteren Familienmitglieder, egal welchen Grades, als jene, die uns bekannt sind. Die Eltern von Mandy Ridge leben in Florida, es existieren weder Onkels, Tanten oder Geschwister. Bei der Familie der Snyders verhält es sich genauso. Die Eltern, dann eben der Zweig von Sam und Marvin. Mehr ist nicht. Ich liege richtig mit der Annahme, dass du wissen willst, wo sich Mandy Ridge und die Kinder befinden könnten?«, schloss Jesse seine Ausführung mit einer Frage ab.

Der Detektiv bestätigte es und nahm Platz, nachdem er die Kaffeemaschine eingeschaltet hatte. »Hast du die

Eigentumsverhältnisse von Sam und Marvin überprüft?«, erkundigte sich Forrest und sprach Jesse mit du an, um ihm zu verstehen zu geben, dass sich seine miese Laune nicht gegen ihn richtete.

»Habe ich. Das Konto von Marvin ist ein Beleg dafür, dass er wohl gern gefeiert und kostspielig gelebt hat. Zwar sind keine Verbindlichkeiten vorhanden, aber Ersparnisse ebenso wenig. Wenn es etwas gibt, das Fragen aufwerfen könnte, dann ist es seine Beschäftigung. Ich habe bei der Firma, für die er tätig war, nachgefragt, und die haben sich kooperativ verhalten, zumindest so lange, bis meine Fragen in ihren Augen die Datenschutzrechte und die Vorschriften der Firma verletzten. Allerdings muss ich dazu sagen, dass ich kein Verhalten feststellen konnte, womit uns in irgendeiner Weise bewusst die Arbeit erschwert werden sollte. Es gibt nun mal Daten, an die wir nur mit einem richterlichen Beschluss herankommen und es existieren Vorschriften, die wir eben nur mit einem solchen umgehen können. Wäre ich am anderen Ende der Leitung gewesen, hätte ich mich nicht anders verhalten.«

»Trotzdem, was hat dich stutzig gemacht?«

»Das Gehalt und die Tätigkeit selbst«, antwortete Jesse nach einer kurzen Denkpause.

Forrest erinnerte sich an das Gespräch mit Jesse über Marvin und die Firma zurück. Die Recherchen und Erkundigungen von Jesse hatten keine Ungereimtheiten über Marvin und seinen Arbeitgeber hervorgebracht, letztendlich hielten sie nur einen dazu an, neidisch zu werden. Marvin war in beratender Funktion für die Firma tätig und neben einem Festgehalt bezog er Provisionen für Neukunden, die er an Land zog. Beides zusammen ergab ein

Einkommen, von dem Forrest nur träumen konnte. Sein Verdienst erreichte weder die Höhe des Festlohnes von Marvin und schon gar nicht die der Gewinnbeteiligungen. Forrest konnte nicht neidisch werden, das Leben, das Marvin teilweise wegen seinem Beruf führen musste, hätte er nicht gewollt. Das begann bereits bei den vielen Reisen, die der tote Bruder von Sam antreten musste. Ständig unterwegs zu sein, um seine Brötchen zu verdienen, das war eine Welt, die ein Familienleben nicht zuließ und dieser Punkt erklärte ihm, warum Marvin so ein Dasein führte, wie es in den Akten stand. Wer dazu fähig war, der, so sah es Forrest, hatte zwangsläufig einen Anspruch auf ein gutes bis überdurchschnittliches Gehalt. Neben diesem Aspekt widerstrebte es der beruflichen Vorstellung des Detektivs, fremde Leute als Neukunden anzuwerben. Das hatte einen Charakter von einem Vertreter und für die Ausübung einer derartigen Tätigkeit, war er der Letzte, der geeignet wäre. Er teilte diese Ansichten Jesse mit und hakte nach: »Also komm auf den Punkt. Was genau stört dich an dem Job und dem Lohn?«

»Mich stören die teilweise hohen Beträge der Provision, dass Grundgehalt ist, ohnehin schon bemerkenswert gewesen. Okay, die Provision schwankte jeden Monat, das geht aus den Unterlagen seines Kontos hervor, aber das Grundgehalt blieb konstant. Ich frage mich, warum?« Forrest unterbrach Jesse nicht, obwohl dieser eine Redepause einlegte und darauf zu warten schien. Die erwartende Haltung des Detektivs ließ ihn schließlich fortfahren: »Ich habe nicht herausgefunden, in welcher beratenden Funktion er tätig war, aber ich frage mich, wann er Zeit zu Beratungsgesprächen und somit einen Anspruch

auf sein Festgehalt hatte? Der Mann war laufend unterwegs, und zwar nicht nur im Inland, sondern regelmäßig auch im Ausland. Im Übrigen ist die Regelmäßigkeit bei näherer Betrachtung sehr auffällig, die Auslandsflüge fanden quartalsmäßig statt. Die Firma hätte mir das vielleicht in dieser Genauigkeit nie gesteckt, aber die Abbuchungen auf seinem Konto lügen nicht. Bestätigt wird es durch Spesenzahlungen der Firma, die erfolgten ebenfalls alle drei Monate.«

»Wow!«, stieß Forrest einen erstaunten Ruf aus. »Du fängst damit an, dich selbst zu übertreffen.« Er hielt inne, hörte dem Blubbern der Kaffeemaschine zu und stand auf. »Hast du im Privatleben von Marvin Snyder Auffälligkeiten entdeckt, von denen ich noch nichts weiß? Ich meine er war Single, viel unterwegs, von daher ist es nachvollziehbar, dass er hin und wieder einen Begleitservice angerufen hat. Sonst noch etwas?« Jesse schüttelte verneinend den Kopf und bedankte sich für den Kaffee, den ihm Forrest servierte. »Dann weiß ich, worauf du hinauswillst.« Jesse fragte gar nicht erst nach, was Forrest genau ansprach, er wusste, dass sich der Detektiv auf der richtigen Fährte befand. Manchmal kam es ihm vor, als ob Forrest fähig dazu war, Gedanken lesen zu können. »Du glaubst, dass die Ermordung von Marvin von dessen Arbeitgeber in Auftrag gegeben worden ist, oder?«

»Es wäre im Moment nicht nur die einfachste Erklärung, sondern auch die Einzige, die eine gewisse Logik enthält.«

»Da ist vielleicht etwas Wahres dran und du glaubst außerdem, dass Sam Ridge durch Umstände, die wie nicht kennen, in die Sache mit hineingezogen wurde.«

»Ich weiß nicht, was ich glauben soll, aber ich halte es für möglich«, erwiderte Jesse.

»Wenn es sich so verhalten sollte, dann haben wir kaum eine Chance es der Firma zu beweisen. Allerdings können wir die Mörder fassen, das setzt voraus, dass wir vor ihnen die Frau und die Kinder von Sam finden. Es muss in all den Unterlagen irgendetwas geben, was uns ihren derzeitigen Aufenthaltsort wenigstens andeuten könnte.«

»Wenn du darauf bestehst, dann gehe ich alles noch einmal durch, aber mach dir keine großen Hoffnungen.«

Forrest nippte an seinem Kaffee. »Wo würdest du deine Familie in einem solchen Fall verstecken?«

Jesse lächelte gequält. «Ich denke, diese Frage müsste eher ich dir stellen und nicht umgekehrt. Also, wo?«

Der Detektiv legte Jesse offen, dass er sich mit dieser Frage bereits eindringlich beschäftigt hatte. »Ehrlich, mir ist nichts anderes eingefallen, aber letztendlich würde ich sie natürlich hier verstecken, hier im Department.«

Im Gesicht von Jesse schien plötzlich die Sonne aufzugehen. »Das ist es«, schlug er mit der flachen Hand euphorisch auf die Schreibtischplatte. »Natürlich, das ist es!«, wiederholte er sich.

Forrest hustete, er hatte sich verschluckt. Mit feuchten Augen sah er seinen Partner an und sein Gesicht hatte sich trotz des Hustenanfalls ebenfalls deutlich aufgehellt. »Du meinst er hat sie auf seinem Arbeitsplatz versteckt?«

Jesse klatschte begeistert in die Hände. »Nein, aber dort, wo er seine Vorträge gehalten und hin und wieder übernachtet hat. In Cambridge, wo sonst. Er ist Gastdozent an der Uni!«

Forrest erhob sich ruckartig, zog sich seinen Mantel an und setze sich den Hut auf den Kopf. Mit zwei Schritten trat er an Jesse heran, klopfte ihm anerkennend auf die Schulter und verließ das Büro in einer Eile, die Jesse staunen ließ und die er noch nie bei ihm gesehen hatte.

Ω

Im Gegensatz zu Forrest hatte Adam Kean in der vergangenen Nacht keine einzige Minute ein Auge zu getan. Über eine Stunde wälzte er sich hin und her und begab sich schließlich in die Küche, um Molly nicht zu wecken. Seine innere Unruhe hatte sich in eine Schlaflosigkeit verwandelt, die sein Gemüt belastete. Adam wollte Sam wenigstens für einige Stunden aus seinem Kopf verbannen, aber es ging nicht. Immer wieder fragte er sich, was und wer für den Tod seines Jugendfreundes verantwortlich war. Für ihn war Sam ein Mensch, zu dem ein gewaltsamer Tod in keiner Weise passte. Sam war immer verantwortungsbewusst gewesen und dementsprechend hatte er sich verhalten und auf diese Weise sein Leben gelebt. Sam war kein Mensch, der ein Risiko einging oder seine Person bewusst einer Gefahr aussetzte. Umso unverständlicher wirkte sein Tod auf den Senderinhaber. Wieso war Sam umgebracht worden, wegen wem oder wofür musste er sterben, mit solchen und ähnlichen Fragen beschäftigte er sich die ganze Nacht. Es verstand sich für Adam von selbst, dass er Sam nicht wieder lebendig oder irgendetwas gut machen konnte. Die Schuldgefühle und das schlechte Gewissen hörten trotzdem zu keiner Stunde auf sein Herz und seinen Verstand. Adam wusste genau, wie das Leben war und wie es sein konnte. Er selbst hatte alle Höhen und Tiefen durchlaufen und

unabhängig davon, dass ihn Molly liebte, ihn nun zum Vater machte und er durch das Erbe ein reicher Mann geworden war, eines hätte er niemals abgestritten, wenn er danach gefragt worden wäre. Er war nie so ein guter Mensch gewesen, wie Sam einer war.

Es war beschämend, dass er so wenig von ihm wusste und obwohl Sam die Welt der Lebenden verlassen hatte, er nie wieder mit ihm sprechen konnte, wollte er mehr über den Werdegang seines Jugendfreundes erfahren. Was sie in den wenigen Telefongesprächen und Live-Konferenzen in den vergangenen Monaten gequatscht hatten, war eher bedeutungslos. Sicher, Adam wusste das Sam verheiratet war und Kinder hatte. Dass er den Familiennamen seiner Frau trug, soweit führten ihre Unterhaltungen nicht. Genauer betrachtet wusste er gar nichts über seinen Jugendfreund und er fühlte sich auch deswegen miserabel, da er ihn zwar während ihrer Gespräche reden ließ, doch im Grunde genommen hatte er ihm oft gar nicht zugehört. Er war mit seinen Gedanken woanders, wurde durch die Aufgaben abgelenkt, die er bewältigt hatte und noch erledigen musste. Zweimal hatte ihn Sam gefragt, ob er ihm überhaupt ein offenes Ohr geschenkt hatte, Adam bejahte es, das war allerdings aus Anstand geschwindelt. Auch das war ein Grund sich zu schämen.

Vielleicht wäre es anders, wenn Sam irgendein Freund oder Klassenkamerad gewesen wäre, das war eben nicht der Fall. Ihre Verbindung konnte nicht anders bezeichnet werden als eine Art von Blutsbrüderschaft. Sie waren grundverschieden. Adam entsprach von je her dem Typ eines Draufgängers, aber in diesem Fall traf das zu, was allgemein oft behauptet wird, nämlich dass sich Gegensätze

anziehen. Adam war im Gegensatz zu Sam nicht jemand, der einem Streit aus dem Weg ging. Die Unterschiede in ihrem Wesen und auch in ihrem Charakter verhinderten nicht, dass sie sich prächtig verstanden und viele Interessen teilten. Sie hatten somit vieles gemeinsam, obwohl sich im Lauf der Jahre ihre Vorlieben veränderten. Ihre Freundschaft stand deswegen niemals auf dem Spiel.

Adam rechnete zurück, wann er Sam vor dessen ersten Anruf zum letzten Mal gesehen hatte. Es war vor fünfzehn Jahren gewesen, als er Boston verließ und sich auf den Weg nach Hollywood machte. Über die Umwege, die er während der Reise in einen neuen Lebensabschnitt auf sich nehmen musste, sprach er nicht. Der Kontakt zu Sam riss zu diesem Zeitpunkt zum ersten Mal ab. Als Adam endlich am Ort seiner Träume eingetroffen war, rief er Sam an, schwärmte ihm von der Traumfabrik der Filmproduktion vor, obwohl er mehr oder weniger auf der Straße stand. Die Anrufe wurden seltener. Adam war knapp bei Kasse, manchmal besaß er nicht einen Cent. Dann, als er schließlich seinen ersten Job als Kameramann erhielt, rief er Sam öfter vergeblich an. Sein Freund hatte inzwischen den Kontakt zu seiner Familie abgebrochen und hatte zudem viel um die Ohren.

Es war das Letzte, was Adam über Sam erfahren hatte. Ihm wurde damals von Marvin mitgeteilt, dass Sam liiert und Vater geworden war, sein Studium abzuschließen gedachte und sich zudem mit Gelegenheitsjobs über Wasser hielt. Ob es so war oder nicht konnte Adam aus der Ferne nicht beurteilen. Irgendwann, viele Wochen später, erhielt er überraschend einen Anruf von Sam im Studio. Adam war es unerklärlich wie Sam an die Nummer gekommen war,

erfuhr von seinem Jugendfreund, dass er bei sämtlichen Studios sich nach ihm erkundigt hatte, was Adam schmeichelte. Adam konnte sich an diesen Tag noch sehr gut erinnern. Es war ein stressiger Drehtag und er versprach Sam zurückzurufen, da die nächste Szene gedreht werden sollte. Der Film bescherte Adam als Kameramann die erste Auszeichnung und plötzlich war er gefragt und wurde mit Angeboten überhäuft. Ob deswegen oder aus einem anderen Anlass konnte er nicht sagen, aber den versprochenen Rückruf war er Sam bis in die Gegenwart schuldig geblieben. Jetzt war es zu spät dafür.

Gegen sechs Uhr morgens hätte Adam am liebsten Forrest angerufen und sich bei ihm über den Tod von Sam und Marvin erkundigt. Er unterließ es: Selbst, wenn es sein Freund gewollt hätte, er durfte ihm zu den Ermittlungen nichts sagen. Ab dem Moment, indem Adam von Molly über die Geldforderung von Sam unterrichtet wurde, stand für den Senderinhaber fest, dass sein Jugendfreund in gewaltigen Schwierigkeiten steckte. Spätestens ab dem Zeitpunkt, als Sam ihn schockiert auf den Tod seines Bruders aufmerksam gemacht hatte, war sich Adam sicher, dass Sams Probleme mit dessen Bruder zusammenhingen. Er hatte diese Vermutung gegenüber Molly vielleicht nicht laut geäußert, aber er war von ihr überzeugt.

Plötzlich stand seine Verlobte vor ihm. Ihr kurzes Haar war wie die Borsten eines alten Handfegers zerzaust, ihr Gesicht sah nicht so glatt wie sonst aus und verschlafen, wie sie noch war, ließ sie die Schultern hängen, als ob sie das schwere Gewicht eines unangenehmen Traumes mit sich herumschleppen würde. »Was tust du hier?«, schien selbst ihre Stimme noch nicht wach geworden zu sein.

»Ich kann nicht schlafen.«

Wie in Trance begann Molly Kaffee aufzusetzen. In ihrem Schlafanzug, der im Übrigen Adam gehörte, sah sie süß aus, wie ein Engel, der auf der Erde schlafwandelte. »Wegen Sam?«, war dafür offenbar ihr Verstand bereits hellwach.

»Ja.«

Molly setzte sich, immer noch benommen, an den Tisch und legte ihr Kinn auf die geballte Faust ihrer rechten Hand. »Hast du gestern Malcolm X mit Absicht erwähnt?«

Die Frage überraschte Adam komplett. »Nein! Wie kommst du darauf?«

»Ich dachte nur …«

Adam überlegte kurz und ahnte, worauf Molly anspielte. »Ich bin zwar nicht mehr dein begleitender Kameramann und somit kein Untergebener von dir, wobei, ich mich nur selten als ein solcher behandelt gefühlt habe. Als dein Verlobter und aus Glück dein plötzlicher Arbeitgeber zu sein, den ich dir gegenüber niemals hervorkehren werde, würde ich dich zu nichts zwingen«, sah er Molly sofort an, dass er mit seiner Annahme richtig lag.

Molly deutete ein Lächeln an. Es lag ungefähr achtzehn Monate zurück, als sie von dem Obdachlosen Malcolm X eine merkwürdige Geschichte über verschwundene Obdachlose und einen Friedhof ohne Kreuze und Namen gehört hatte. Nach wie vor konnte sie sich nicht erklären, was sie an dieser Geschichte fasziniert hatte, die sie während der Dreharbeiten zu einer Sendung über Obdachlose in Boston geschildert bekamen, aber sie ließ sich nicht bremsen und begann in dieser Sache zu recherchieren. Zunächst war Adam dagegen. Er war gegen die Produktion über die Wohnungslosen und missbilligte ihre Nachforschungen.

Am Ende unterstütze er sie, ob schon damals aus Liebe, das wusste Molly nicht. »Du hast recht, manchmal habe ich mich dir gegenüber wirklich mies verhalten, aber gelegentlich war es auch nötig und das weißt du selbst. Adam, ich weiß das du mich zu nichts drängen würdest, aber wie es scheint, geht dir der Tod von Sam näher, als ich dachte. Du hast mich entgegen deiner Überzeugung damals bei der Geschichte von Malcolm X unterstützt und ich wäre eine schlechte Verlobte, wenn ich dir jetzt nicht helfen würde.«

»Mir wäre deinerseits ein anderes Motiv lieber, dass dich dazu bewegen könnte, mir in dieser Sache zu helfen. Eigentlich jedes andere, nur nicht die Geschichte von Malcolm X. Interessiert es dich zum Beispiel überhaupt nicht, was uns die Liste mit den sechzig Namen sagen soll? Ich meine, ich kann mir vorstellen, um was es sich dreht, aber …«

»Um was?«, fiel Molly ihrem Verlobten ins Wort.

»Es geht immer um das gleiche Molly, um Geld, Ego, Ruhm und Unsterblichkeit. In diesem Fall, glaube ich, geht es ums Geld. Es gibt genug Leute, die mit Medikamenten handeln, es gibt hunderttausende die von irgendwelchen Pillen abhängig sind. Einige unter ihnen, sind sich dessen gar nicht bewusst. Sam wollte uns mit dieser Liste irgendetwas in dieser Richtung andeuten.«

Molly war neugierig, dass musste sie als Journalistin sein, aber sie gab es gegenüber Adam nicht zu, als sie einwilligte. »Okay, ich tue es, ich helfe dir, aber ich stelle eine Bedingung.«

»Die wäre?«

»Es geht um Mord und deswegen beziehen wir Dad von vornherein in unsere Recherchen ein. Ich will nicht ein

ähnliches Desaster wie damals erleben. Ich will nicht noch einmal Angst um unser Leben haben müssen und von jemandem mit einer Waffe bedroht werden.«

Adam willigte ein und nahm Mollys Angebot mit der Bedingung an. »Dann rufe ich nachher Forrest an, erzähle ihm was ich über Sam und Marvin weiß und bringe ihm eine Kopie mit den sechzig Namen. Außerdem würde ich irgendwo gerne ansetzen und heute irgendwann den Apotheker aufsuchen, der in der Nähe des Senders seinen Laden hat.«

Molly nickte, doch ganz wohl war ihr nicht dabei.

Ω

Es gab noch eine Person, die in dieser Nacht nicht schlafen konnte. Ihr Motiv der Schlaflosigkeit war nicht eine Sorge, die sich um berufliche Probleme drehte oder die etwas mit einem schlechten Gewissen zu tun hatte, sondern Wut. Babys Zorn war auf ein Gleis umgestiegen, dass ihn in eine rasende Wut beförderte. Er hatte es sich erlaubt bei seinen Schwiegereltern anzurufen und wollte Jennifer fragen, wann sie nach Hause zu kommen gedachte und erhielt eine Antwort, die ihm nicht gefiel. Nicht vor Sonntag, hatte sie zu ihm gesagt und ihn um Verständnis dafür gebeten. Baby spielte ihr verbal eine Nachsicht vor, die einen Grammy verdient hätte. Innerlich kochte er nämlich und das machte sich äußerlich bemerkbar. Er umfasste mit seiner Bärenpranke eine Vase, die neben dem Telefon stand und künstlichen Blumen einen Garten bot. Bei jedem Wort von Jennifer drückte er seine Hand fester zu, bis die Vase aus Porzellan schließlich wie ein edles Trinkglas in mehrere Einzelstücke zerbarst. Baby hätte in diesem Moment gern

seinem Gefühl nachgegeben und am liebsten laut geschrien, aber er riss sich zusammen, um Jennifer nicht zu verstören. Sich zu beherrschen, das fiel ihm zuletzt grundlegend schwer. Wenn er von den Gespenstern in seinem Kopf nicht belästigt wurde, gelang es ihm hin und wieder. Jennifer sendete ihm schließlich tausend Küsse durch die Telefonleitung, bestellte ihm Grüße von ihren Eltern und ließ ihn kurz vor dem Ende des Gespräches einige Minuten mit Joseph und Cindy sprechen. Wären seine Geister bei diesem Telefonat anwesend gewesen, dann hätten die Kinderstimmen Baby dazu gebracht, auf die Kreaturen in seinem Hirn zu hören. Warum auch immer, die Kreaturen blieben still. Offenbar hatte die Gespensterarmee an diesem Tag einen Waffenstillstand mit ihm vereinbart und deswegen litt er anders als sonst. Nach dem getätigten Anruf brodelte Baby wie eine kurz vor der Explosion stehende Magmakammer. Das Leben erwies sich als besonders gemein zu ihm. Ausgerechnet an diesem Freitag, an dem er sich wegen der Waffenruhe von den Kämpfen mit seinen Dämonen erholen konnte, wurde er von einem gewöhnlichen Alltag terrorisiert. Baby versuchte, seine aufsteigende Wut zu beruhigen, und ging unter die Dusche. Mehrere Minuten ließ er kaltes Wasser über seinen Körper laufen, mit der Absicht, sich danach vor dem lodernden offenen Kamin im Wohnzimmer aufwärmen zu wollen. Unglücklicherweise rutschte er auf den Fliesen im Badezimmer aus und krachte mit dem Kopf zuerst gegen das Waschbecken und dann gegen den Rand der Toilette. Angeschlagen, wie ein Boxer kurz vor dem Knockout, blieb er auf dem Boden liegen und begann plötzlich wie ein wahnsinnig gewordener Mensch zu lachen.

Er lachte, lachte und lachte, bis Tränen über seine Wangen liefen, aber genauso unerwartet begann er zu weinen. Er weinte, weinte und weinte, ohne dass es den Tränen anzusehen war, warum sie vergossen wurden. Als Baby sich nach einer gefühlten Ewigkeit vom Boden erhob und in den Spiegel sah, erschrak er. Seine rechte Gesichtshälfte war geschwollen, mit Blut bedeckt und die Stirn, aus der immer noch Blut quoll, war dick und wies oberhalb seines rechten Auges einen langen, breiten Spalt in der Haut auf. Baby musterte sein Gesicht minutenlang und nach einer Weile lächelte er. Sein Spiegelbild erinnerte ihn ein wenig an Hermann Munster. Einige Sekunden erfreute er sich an der Ähnlichkeit zu dem berühmten Hauptdarsteller der Serie "The Munsters". Aus heiterem Himmel hob er die Hand, mit der er die Vase zerdrückt hatte und schlug mit ihr gegen das Antlitz in dem Spiegel. Das Gesicht vor seinen Augen zerbrach, aber es verschwand nicht. Mit aller Kraft riss er den Toilettendeckel aus der Halterung und drosch mit diesem gegen das zerbrochene Glas, bis nichts von dem zerrissenen Bild des hässlichen Doppelgängers übrigblieb. Nackt wie er war, durchschritt Baby die Scherben unter seinen Füßen und verzog dabei keine Miene. Er begab sich in das Schlafzimmer, wobei ihm das Blut seiner Schritte folgte. Dort angekommen zog er aus dem mittleren Abteil des Schranks einen Bademantel hervor, zog sich diesen an und trat von dem Möbelstück zurück. Er betrachtete die drei Spiegeltüren und sah in jeder Tür sich. Erneut konnte Baby nicht an sich halten, seine Kopien raubten ihm den letzten Nerv. Jetzt, da er Ruhe, endlich einmal Ruhe, von den Dämonen hatte, verfolgte ihn laufend sein Spiegelbild. Mit drei großen Schritten ging er am Bett entlang, hob eines der

Nachtkästchen in die Höhe und warf es mühelos, aber mit voller Wucht, gegen den Kleiderschrank. Zwei der drei Spiegel brachen und fielen klirrend aus den Türen. Baby wiederholte den Akt mit dem Nachtkästchen seiner Frau und auch die dritte Spiegeltür wurde dadurch blind. Schließlich verließ er ohne zusätzliche Schnittverletzungen den Raum. Die Bruchstücke der Spiegel waren größer als seine Füße und lagen ihm außerdem nicht im Weg. In einem Zustand von Erleichterung wollte Baby nun endlich das tun, was er sich ursprünglich vorgenommen hatte und sich vor den Kamin im Wohnzimmer setzen. Seine Wut auf alles und jeden, auch die auf sich, war abgeflaut, aber es war nicht sein Tag und es wäre besser gewesen, wenn er überhaupt keinen Zorn mehr empfunden hätte. Baby saß vor dem Kamin, trank Rotwein aus der Flasche, haderte seelisch mit den vergangenen Stunden und im Kopf mit seiner Frau. In Erinnerung an das Telefongespräch mit Jennifer nahm er ein Stück Holz und behandelte es, wie er seine Gattin nicht behandeln durfte. Mit aller Kraft, in der Hoffnung seine Aggressionen abbauen zu können, schleuderte er, den Holzscheit, in den Kamin. Als ob er die Raketen für ein Feuerwerk gestartet hätte, ergoss sich über ihn und seine Umgebung ein massiver Funkenregen. Verärgert holte er eine zweite Flasche Wein, nickte während des persönlichen Umtrunks kurz ein, und bemerkte deswegen nicht, dass einige der Funken zu überleben versuchten. Ein winziger Holzsplitter begann im Teppich unter dem Wohnzimmertisch zu glimmen, ein anderer war zwischen den Ritzen der Bodenbretter unter den Unterbau des Holzbodens gerutscht, ein weiterer hatte es sich zwischen den Dekorkissen auf dem Sofa gemütlich gemacht, aber die

anderen Funkenreste waren verglüht und hatten zum Beweis ihrer Anwesenheit kleine Brandflecken hinterlassen. Sie waren es gewesen, die Baby in Sicherheit wogen und es unterbanden, dass Baby seine Umgebung einer Kontrolle unterzog. Am schlimmsten war, dass Baby mit dem Wurf des Holzstückes in den Kamin eine ungewollte physikalische Kettenreaktion ausgelöst hatte.

Die brennenden Holzstücke im Kamin verschoben sich und diese Erschütterung sorgte dafür, dass eines von dem Stapel fiel, der vor dem Kamin auf seine Feuertaufe wartete. Der Holscheit dick und lang wie ein Oberarm, rollte von der Spitze des Stapels hinab und fiel die letzten Zentimeter direkt auf den Griff einer Handschaufel, auf die Baby zuvor das Paket mit den Kohleanzündern gelegt hatte. Baby verwendete immer diese Sorte von Anzündern, da sie komischerweise am besten funktionierten. Als ob eine Steinschleuder in Bewegung gesetzt und abgefeuert worden wäre, wurde das Paket in die Luft geschleudert und der Inhalt während des Fluges im Raum verteilt. Einige der Steine, die das Anzünden eines Grills oder eben Kamins erleichterten und zudem beschleunigten, landeten äußerst ungünstig auf dem Teppich unter dem Wohnzimmertisch. Es dauerte eine Zeit, dann sah sich Baby einer ähnlichen Ausnahmesituation ausgesetzt, wie er sie mit seinen Dämonen häufig und immer öfter erleben musste. Er hielt ein Nickerchen, wurde wach, nahm einen Schuck Rotwein aus der Flasche, nickte erneut ein, so ging es ständig weiter, bis ihm plötzlich Rauch in die Nase stieg. Zuerst glaubte er, einer Einbildung wegen dem Alkohol zu unterliegen und zugleich beschlich ihn die Furcht, dass seine Gespenster den Waffenstillstand brechen wollten. Noch nie zuvor hatte er

gesehen, dass aus einem Holzboden Rauch aufsteigen konnte. Es war das erste Symbol, dass die nach wie vor schlafenden Geister in seinem Kopf weckte. Baby erhob sich vom Boden und ging auf die Quelle der zunehmend in den Augen beißenden Rauchschwaden zu. Er zuckte zusammen, als hinter ihm ein zischendes Geräusch ertönte und fuhr herum. Eine kleine Stichflamme senkte sich und setzte den Teppich endgültig in Brand. Es war dieser Eindruck, der die Gespenster in seinem Hirn wachzurütteln begann.

Die Flammen auf dem Teppich breiteten sich blitzartig aus, erneut erreichten sie einen der Zündsteine und im gleichen Augenblick fing das Sofa zu brennen an. Erst wie in Zeitlupe, schließlich binnen weniger Augenblicke lichterloh. Für die Dämonen in Babys Kopf war es dieses Bild, dass sie erwachen und aufstehen ließ. Zwei weitere Zündsteine in anderen Ecken entzündeten sich, unter dem Holzboden begannen kleine Flammen um sich zu schlagen und für Baby war klar, dass er sich in der Hölle befand. Die Kreaturen, die ihn beherrschten, waren wieder da und sie waren es, die nicht verbrennen und sterben wollten. Baby gelang es die Feuer zu löschen, dabei half ihm ein Feuerlöscher, der in der Küche stand, sein Bademantel und zuletzt einige Eimer Wasser, die er aus dem Badezimmer holte. Dass er dabei jedes Mal in die Scherben des zerstörten Spiegels trat, bemerkte er nicht. Nachdem Baby die Kraft des Feuers eingedämmt und hatte, befand er sich bereits im Bann der ihn beherrschenden Stimmen. Seine Torturen begannen von vorne, so als ob er eben aufgestanden wäre, dabei hatte er die ganze Nacht kein Auge zugemacht. Es hallte in seinem Kopf, er hörte es klar und deutlich und wiederholte es laut, immer und immer wieder: »Töte, Baby, töte!«

Ω

Forrest hatte recht, zwar vermutete er mehr, als dass er es wusste, nur änderte das nichts an der gegebenen Situation. Merkur und Venus befanden sich tatsächlich noch in Boston und inzwischen waren sie nicht mehr allein, sondern hatten Mars zu ihrer Verstärkung herbeigerufen. Überall wo sie sich blicken ließen, gaben sich die drei Männer wie verständnisvolle und höfliche Geschäftsleute, dennoch hinterließen sie einen Eindruck von Unnahbarkeit. Mars war aus demselben Holz geschnitzt, wie Merkur und Venus, obwohl er ab und zu unangenehm aus der Reihe tanzte. Er war kalt, herzlos, erbarmungslos, also seinen Tischnachbarn sehr ähnlich, aber er war kein Sadist. Niemand in der Gruppe nahm ihm das Übel, was ihm zum Leidwesen aller zum Vorwurf gemacht wurde, war seine wählerische Art und sein Hang Aufträge zu hinterfragen. Dem Bund um Venus gehörten insgesamt acht Personen an, von denen nur noch sieben aktiv waren und jeder von ihnen trug einen Planetennamen, allerdings hieß niemand von ihnen Erde. Die Organisation hatte weder einen Anführer oder Koordinator, sondern alle aktiven Gruppenmitglieder arbeiteten in der Regel für sich allein. Bei den acht Personen handelte es sich mit einer Ausnahme um Männer mittleren Alters, deren Geschäft der Tod war. Sie waren Profikiller und ihr Einsatzort konnte am anderen Ende der Welt liegen. Sie alle wurden für das Töten bezahlt und sie alle hatten ihren Preis. Ihr Honorar für einen Mord schwankte, es kam neben ihren Spesen auf die Person an, die liquidiert werden sollte. Eine Persönlichkeit aus der Politik lag im Preisniveau im gleichen Bereich, wie ein populärer Star.

Ein Staatsoberhaupt, unabhängig welche politischen Interessen er verfolgte und welches Land er regierte, kostete mehr, als jeder andere. Die Gruppe war in einschlägigen Kreisen bekannt und erhielt ihre Aufträge durch Empfehlungen. Jeder der acht Killer besaß eine Kontaktliste, die ihnen zusätzliche Einnahmen bescherte. Obwohl sie dem gleichen Beruf nachgingen, als einen solchen bezeichneten sie ihren Job, hatte jedes Gruppenmitglied seine eigenen Regeln. Venus zum Beispiel nahm nur exklusive Aufträge an, während Pluto früher bei der richtigen Bezahlung nicht davor zurückschreckte, den eigenen Nachbarn zu töten, mit dem er am Vorabend vielleicht ein Bier getrunken oder ein kurzes Gespräch geführt hatte. Pluto war inzwischen alt geworden und hatte sich zurückgezogen. Er genoss seine Rente und half der Gruppe nur noch in Notfällen. Jupiter tötete grundsätzlich keine Kinder, Neptun hingegen keine Frauen. Hinzu kamen Gewohnheiten, Vorlieben und Abneigungen. Saturn lehnte jeden Auftrag aus oder in Russland ab, Uranus nahm dafür nur Aufträge aus dem Inland an und insoweit war es ein Vorteil für ihn, dass er in den Vereinigten Staaten wohnte. Es war ein Land, in dem die Aufträge niemals erloschen und sich oft leicht und schnell erledigen ließen. Letztendlich war keiner der aktiven sieben Killer länger arbeitslos, als er es wollte, aus diesem Grund konnte man durchaus wählerisch werden. Auf eine bestimmte Art war jeder von ihnen ein Künstler, der er sich leisten konnte, dieses oder jenes Engagement abzulehnen. Venus war da besonders eigen, aber daran störten sich die anderen Sieben nicht, es war seine Sache. Es gab Zeiten, da waren die Auftragsbücher der acht Männer dermaßen prall gefüllt, dass sie auf die Idee kamen, sich gegenseitig zu

unterstützen. Konnte jemand von ihnen auf Grund von Terminschwierigkeiten einen Auftrag nicht ausführen, leitete er ihn an den nächsten weiter. Auf diese Weise war der Bund entstanden und eröffnete den Killern neue Möglichkeiten. Durch die Zusammenarbeit wurde es möglich, nicht nur eine bestimmte unerwünschte Person zu eliminieren, sondern dessen gesamte Familie.

Ebenso konnten sie fortan zum Beispiel einen Politiker und dessen engsten Stab liquidieren. Solche Bestellungen trafen selten ein und keiner der Auftragskiller war darüber böse. Viel häufiger wurden sie von einer Verbrecherorganisation damit beauftragt, die Konkurrenz auszuschalten oder erhielten als Gruppe die Order, eine verhasste Familie zu eliminieren. Nicht immer mussten bei den Aufträgen größeren Umfangs alle Acht anwesend sein und mitmachen, meistens reichten vier von ihnen aus. Allerdings war Pluto sehr selten mit von der Partie. Sie wechselten sich bei den Teilnahmen ab, schanzten sich Mordaufträge zu und vergaßen bei all dem Stress ihre persönlichen Auftraggeber nicht.

Diese Aufgaben waren simpel. Meistens ging es um Rache, Neid, Liebe und Hass und natürlich um Eifersucht in jeder Form. Der Liebhaber wollte die Affäre beenden und die Geliebte loswerden, da sie die Abfuhr nicht ertrug. Die Ehefrau musste sich an ihrem Mann für die verlorenen Jahre rächen, der Mann wiederum für den schlechten Sex, der geprellte Erbe wollte für Gerechtigkeit in der Erbfolge sorgen und hin und wieder musste sich jemand wegen einer Demütigung sein Selbstwertgefühl auf diese Weise beschaffen. Es war so, die Liste war ellenlang und somit hatten die acht Killer nicht nur einen dauerhaften, sondern

auch einen krisenfesten Job. Die Emotionen eines Menschen lösten eben zuweilen Mordgelüste aus und das konnte sich nicht ändern, nicht, solange es den Menschen gab. Insgesamt verstanden sich die sieben Profikiller einigermaßen gut, sie hatten es zu Acht selten miteinander zu tun.

Es war nachvollziehbar, dass der eine über den anderen und dessen Stil den Kopf schüttelte, aber sie mussten sich nicht mögen oder gar eine Freundschaft schließen, stattdessen waren sie bestrebt sich gegenseitig zu akzeptieren und die Arbeit des anderen zu tolerieren. In diesem Zusammenhang erwies sich Mars als ein schwer hinnehmbarer Charakter. Jedem war es egal, wie er seine Jobs erledigte, niemanden interessierte es, welche Bestellungen er annahm und welche Offerten er ablehnte, aber seine Neugier ging der gesamten Gruppe gewaltig auf den Keks.

Nicht anders verhielt es sich an diesem Freitagvormittag. Mars stresste Venus und Merkur mit seinen Fragen und der vorhandenen sowie zur Schau gestellten Skepsis. «Wozu? Warum sollen die Kinder umgebracht werden, das macht keinen Sinn», protestierte Mars, der von Venus vom Flughafen abgeholt und in das Hotel gebracht worden war, indem auch Merkur und Venus am Dienstag ein Zimmer bezogen hatten.

Merkur, in dessen Zimmer das Gespräch stattfand, verdrehte die Augen und schnippte die Asche von der Zigarette ab, die er zwischen den Fingern seiner linken Hand hielt. »Warum interessiert dich das? Auftrag ist Auftrag und jeder Job bringt Asche in deine Börse, womit Asche zu Asche, Staub zu Staub eine völlig neue Bedeutung gewinnt.«

»Wichser!«, nahm Mars den Drink dankend an, der ihm von Venus gereicht wurde. Es war eine Ehre, von Venus bedient zu werden, obwohl der Bund der Profikiller keinen Anführer hatte, wurde Venus als Sprachrohr der Gruppe angesehen. »Venus, sag du mir warum. Ich meine, wir tun es kein Thema, ich will nur den Sinn dahinter wissen.«

»Merkur hat recht, der Sinn ist es in erster Linie Geld zu verdienen. Außerdem hinterfragen wir nicht, du hingegen laufend.« Merkur wollte etwas einwenden, aber Venus hob die Hand und ergänzte: »Merkur hat den Mann, dem die Liste mit den Namen und andere Unterlagen abhandengekommen sind und die angeblich gestohlen wurden, überdurchschnittlich hart rangenommen. Er hat geschwiegen!«

»Was willst du mir damit sagen?«, verstand Mars die Aussage nicht.

»Niemand hätte in einer ähnlichen Situation geschwiegen, niemand, außer wenn er damit seine eigene Familie in Gefahr bringen würde. Unser Auftraggeber ist davon überzeugt, dass der angeblich Bestohlene ein falsches Spiel gespielt hat und er mit seinem Schweigen die eigene Familie schützen wollte. Da er dieser Meinung ist, geht er außerdem davon aus, dass der Kerl zumindest einen Teil seiner Familie in die Intrige eingeweiht hat. Somit muss die ganze Familie verschwinden und das erzähle ich dir nur, da ich dich verstehe. Es ist nie einfach gewesen Kinder oder Teenager umzubringen, aber es muss diesmal sein. Für uns steht eine Menge Geld auf dem Spiel, außerdem unser Ruf.«

»Trotzdem ist es Scheiße! Was, wenn die Kids nichts wissen, keine Ahnung von irgendwelchen Intrigen und

Papieren haben? Ich meine, wir haben neben unserem Leumund auch eine Ehre zu verlieren.«

Venus ließ sich seine aufkommende Ungeduld nicht anmerken. »Wir haben keine andere Wahl. Die Kids werden, falls sie eines Tages groß werden sollten, unangenehme Fragen stellen oder versuchen nachzuforschen, warum ihre Eltern, Großeltern und ihr Onkel sterben mussten. Vielleicht finden sie ausgerechnet dann etwas, was wir womöglich nicht gefunden haben. Wir können kein Risiko eingehen.« Erneut hob Venus die Hand. Mars schien immer noch nicht zufrieden zu sein. »Entweder du bist dabei oder du fliegst zurück. Neptun kann dich ersetzen, er ist keine zwei Flugstunden von hier entfernt.«

Mars dachte kurz nach. »Ich bin dabei«, sagte er.

»Na endlich«, bemerkte Merkur.

»Wie wollen wir es anstellen?«, wurde bereits die nächste Frage von Mars von den Wänden des Hotelzimmers zurück auf den Tisch geworfen.

»Ich fasse es nicht«, schüttelte Merkur den Kopf.

Im Gegensatz dazu schien die Frage Venus zu gefallen. »Es wird schwierig, aber es ist nicht unmöglich. Wir müssen zwar etwas mehr Geduld aufbringen, als ich es erwartet habe, aber dieses Element ist der Grundstein unseres Jobs, deswegen sehe ich darin kein Problem. Uranus, Neptun, Saturn und Jupiter sind bereits unterwegs, um überzeugende Gespräche mit den Personen zu führen, die auf der Liste stehen. Drei von ihnen übernehmen wir, sie leben hier oder in der Nähe. Jeder von uns nimmt sich einen vor.«

»Was ist mit Pluto?«, fragte Mars.

»Er steht auf Abruf bereit, will nur helfen, wenn Not am Mann sein sollte.«

»Okay, lass mich an deinem Plan teilhaben«, trank Mars den Drink leer.

Venus lächelte, nicht wegen des Interesses seines Berufskollegen, sondern wegen des Umstandes, dass er seine Fragestunde, wenn auch wahrscheinlich nur vorübergehend, beendet hatte. Er bat Merkur um einen Drink, wartete, bis er und Mars einen serviert bekamen und erzählte dann seinen Komplizen, wie er den Tod der Familie Ridge herbeiführen wollte.

Ω

Nachdem Adam die Wohnung in Jamaica Plain verlassen hatte, versuchte er vergeblich Forrest wegen eines kurzfristigen Treffens zu erreichen. Er begab sich in das Gebäude des Senders und wurde auf dem Weg in sein Büro, in mehrere Gespräche verwickelt. Hinter seinem Schreibtisch sitzend, sah er sich die Post durch, unterschrieb danach im Vorzimmer einige Briefe, die von seiner Sekretärin aufgesetzt worden waren, und begab sich an den Arbeitsplatz seiner Verlobten, der einige Etagen tiefer lag. Er holte aus einer Schublade die Liste mit den sechzig Namen, machte eine Kopie und legte sie zurück. Schließlich verließ er das dreißig Etagen hohe Gebäude und bog auf dem Bürgersteig nach links ab. Nach ungefähr vierhundert Meter erreichte er die Revere Street, bog in die Irving Street und sah die Apotheke, von der er glaubte, dass der Besitzer auf der Liste mit den sechzig Namen stand. Er hätte den kürzeren Weg über die Cambridge Street nehmen können, er nahm den Umweg nur wegen des Geschenks für Molly in

Kauf. Hätte er es auf dem Rückweg besorgt, wäre er sehr wahrscheinlich Forrest begegnet, aber Adam war kein Hellseher.

Adam sah sich an der Eingangstür einige Aufkleber und Infos an und ging unter dem Gebimmel einer Türglocke in den Laden, der für eine Apotheke mitten im Zentrum einer Großstadt ungewöhnlich klein war. Ohnehin kam es ihm vor, als ob er mit dem Betreten des Raumes das einundzwanzigste Jahrhundert verlassen hatte und zurück in das neunzehnte katapultiert wurde. Der Raum sah aus, als ob die Boston-Tea-Party entweder vor kurzem zu Ende gegangen war oder unmittelbar bevorstand. Der Aufstand von Bostoner Bürgern, die als Indianer verkleidet in den Hafen eindrangen und die vermutlich von einigen Bauern aus der Umgebung unterstützt worden waren, fand zwar im Dezember 1773 statt. Der Raum schien aus dieser Zeit zu stammen und besaß weniger das Flair einer Apotheke, vielmehr das eines kleinen Warenhauses im Wilden Westen. Damals hatten die Menschen gegen die hohen Zölle der Kolonialmacht Großbritannien protestiert und über dreihundert Kisten Tee in das Hafenbecken geworfen. Die völlig gewaltlose Aktion diente auch den privaten Interessen von einflussreichen Männern, wie John Hancock und Samuel Adams, die grundsätzlich Gegner der britischen Krone waren.

Der Senderinhaber musste etwas warten, bis eine ältere Person aus dem hinteren Bereich im Laden erschien und ihn argwöhnisch musterte. Der Mann, er mochte um die sechzig Jahre alt sein, eher älter, grüßte Adam, nicht unfreundlich, aber auch nicht überschwänglich. Es stand in seinem Gesicht geschrieben und es war unschwer von seiner Miene

abzulesen, dass sein Geschäft trotz der guten Lage von Neukunden selten aufgesucht wurde. Adam fühlte sich schlagartig unbehaglich und nicht willkommen. Deswegen gab er sein Vorhaben nicht auf. Adam erwiderte den Gruß und sagte: »Entschuldigen sie, mein Name ist Adam Kean, ich komme vom AM Channel und hätte gerne mit Mister Arthur Sedon gesprochen. Ist er zufällig im Haus?«

Der ältere Herr seufzte schwer, fast so, als ob das Leben in diesem Alter für ihn ein Ballast wäre. »Ist er, was wollen sie von ihm?«

Adam überlegte gar nicht erst, sondern zog die Kopie der Liste aus der Innentasche seiner Winterjacke. »Ich habe hier in meinen Händen ein Blatt Papier, auf dem insgesamt sechzig Namen stehen. Der von Mister Sedon wird ebenfalls aufgeführt und ich wollte ihn fragen, wie sein Name auf diese Liste gekommen ist.« Adam war sich sicher, dass der ältere Herr hinter dem zwei Meter langen Verkaufstresen die Person war, mit der er reden wollte.

Arthur Sedon war ein kleiner, hagerer Mann. Das graue Haar, das sein Haupt zierte, war besonders über der Stirn bereits licht, dafür wirkten seine braunen Augen hellwach, wie die eines Raubvogels, der Ausschau nach Beute hielt. Sein Gesicht war mager und die Wangen wurden von dünnen Falten überzogen. Erneut seufzte er schwer und gab sich als der Mann aus, nachdem Adam gefragt hatte. »Ich habe es gewusst, dass diese Situation eines Tages eintreten wird. Ich habe es gewusst«, wiederholte er sich, verließ seine Position und begab sich zu der Ladentür. Er schloss sie ab, drehte das Schild um, das an der Türe hing und wandte sich seinem unerwünschten, aber offensichtlich irgendwann erwarteten Besucher zu. »Kommen sie mit!« Adam folgte

dem Apotheker in den hinteren Bereich des Ladens. Ein schmaler, diffus beleuchteter Gang, der durch lange Regale an den Wänden noch enger wurde, führte an einer Treppe und zwei Türen vorbei. Am Ende des Flurs betrat Adam einen hell erleuchteten Raum, der größer als der Laden war und über kein Fenster verfügte. Das Zimmer war alles in einem, es war ein Büro und ein Abstellraum, zugleich ein Rückzugsort und ebenso ein Arbeitsplatz. Ein Herd stand an einer Wand, dessen Nachbarschaft aus einer Arbeitsplatte bestand, die zugleich die Funktion eines Abstellraums besaß. Teller, Tassen, Besteck, einige Dosen und Tüten füllten sie fast komplett aus. Gleich daneben stand eine prähistorische Eckbank, wie sie in Esszimmern nach dem zweiten Weltkrieg oft gesehen wurden. Gegenüber, auf der anderen Seite, zog ein moderner ovaler Tisch bewundernde Blicke auf sich, der von sechs alten Stühlen in die Zange genommen worden war. Die Sitzflächen der Stühle waren allerdings mit einem derart abschreckenden Stoff bezogen, dass jedes Hinterteil sich mit einem Pups dagegen sträuben musste, auf diesen Platz zu nehmen. Der Raum vereinte Gegensätze, wie Adam sie selten gesehen hatte. Auf der Seite mit dem Herd herrschte Unordnung, dagegen auf der mit dem Tisch, der offensichtlich für geschäftliche Zwecke genutzt wurde, fast schon so etwas wie Sterilität. An der Wand vor Adam stand ein Schreibtisch, auf dem Chaos herrschte, davor ein Drehstuhl und links und rechts von diesem lagen Bücher, Ordner und irgendwelche Unterlagen auf dem Boden. Faszinierend waren die Wände, die dem Mobiliar Schutz boten. Bis auf die zwei Quadratmeter über dem Herd, versteckten sie sich durchgehend hinter Büchern, kleinen und großen Kartons, die allesamt eine Jahreszahl

trugen und hinter einer Unmenge von Schachteln, deren Inhalt aus medizinischen Präparaten bestand. Der Apotheker deutete auf den modernen Tisch. »Setzen Sie sich. Kaffee?«

Adam sah auf den verdreckten Herd, neben dem auf einer begrenzten Arbeitsplatte eine Kaffeemühle stand. »Lieber nicht«, lehnte er das Angebot ab, die jedoch von Arthur offensichtlich nicht angenommen wurde. Er winkte ab, begab sich zu der Kaffeemühle und füllte sie mit Kaffeebohnen, die in einer Dose neben dem Gerät auf den unabwendbaren Mahlvorgang warteten. Adam äußerte sich nicht dazu, die plötzliche Wandlung des Mannes erstaunte ihn. Zunächst fühlte er sich wie ein Eindringling, inzwischen ähnlich, als ob er seinem Opa einen Besuch abstatten würde. Ihn beschlich das Gefühl, dass der Mann, der ihm in diesem Moment den Rücken zuwandte, erleichtert über sein Erscheinen war. Arthur Sedon hatte es erwähnt, er hatte nicht ihn gemeint, aber er hatte wegen der Liste irgendwann einen Besuch von irgendwem befürchtet. Es schien, als ob diese Sorge nun von ihm gewichen war. Adam setzte sich und sah dem alten Herrn bei der Kaffeezubereitung zu. Ihn erinnerten die Bewegungen des alten Mannes an früher, an seine Kindheit und damit zwangsläufig an Sam. Er war mit seinem Jugendfreund oft bei dessen Großeltern gewesen und dort wurden sie jedes Mal verwöhnt.

»Milch? Zucker?«, wurde er aus seinen Gedanken gerissen.

»Weder, noch, wenn dann Schwarz bitte.«

»Woher haben Sie die Liste?«, fragte Arthur, immer noch mit dem Rücken zu ihm stehend.

Bildete es sich Adam nur ein, oder wollte der Mann sein Gewissen erleichtern? Es erschien ihm so, zudem erstaunte

ihn auch der Punkt, dass Arthur Sedon von Anfang an seinen Namenseintrag auf der Liste nicht geleugnet oder sich über diese gewundert hatte. Stattdessen hatte der alte Herr ihn oder jemand anderen irgendwann erwartet. Es war merkwürdig, es machte den Apotheker sympathisch. »Ein Freund von mir hat sie uns zukommen lassen.«

»Was heißt uns?«, stellte der Herr die nächste Frage, während er das Kaffeegeschirr auf ein Tablett stellte.

»Uns bedeutet dem Sender AM Channel, dessen Inhaber ich bin. Tatsächlich allerdings wurde die Liste meiner Verlobten auf eine sehr untypische Art übergeben.«

»Wie heißt Ihre Verlobte?«, machte Arthur den Herd aus und nahm das kochende Wasser von der Platte.

Die Neugier des Mannes störte Adam nicht, im Gegenteil, sie konnte eine Basis schaffen, die ein offenes und ehrliches Gespräch erst zuließ. »Molly, Molly Waterspoon«, sah er keinen Grund, den Namen seiner Lebensgefährtin zu verheimlichen.

Mit dem Tablett in der Hand gesellte sich Arthur an den Tisch. Mit einem kleinen Löffel bediente er die zwei Kaffeetassen mit dem gemahlenen Kaffeepulver, goss sie voll und schob eine Tasse zu Adam. »Sie werden es nicht bereuen.«

Adam hob die Augenbrauen. »Ungefiltert?«

»Rühren Sie fest um und probieren Sie nach zwei Minuten, der Kaffee muss sich erst setzen, aber dann werden ihre vom Instantkaffee geschändeten Geschmacksnerven jubilieren.«

Adam tat es und musterte den Herrn, der sich nicht ihm gegenüber positioniert, sondern neben ihm Platz genommen hatte, wobei er einen Stuhl zwischen ihnen unbesetzt ließ. Leicht überwältigt von der Gastfreundschaft und

Herzlichkeit des älteren Mannes, stellte Adam ihm nun seinerseits eine Frage: »Was ist das für eine Liste und wieso steht Ihr Name auf dem Papier?«

Die zwei Minuten waren noch nicht vorbei. Arthur nippte trotzdem an seinem Kaffee und lächelte. »Ich trinke ihn immer so, besser sie warten noch ein bisschen«, wich er nicht der Frage aus, sondern beantwortete sie gleich im Anschluss an die Aussage. »Junger Mann, ich bin alt, vielleicht auch deswegen ein wenig weltfremd, aber sind Sie das auch?«

»Wie meinen Sie das?«

Arthur verengte die Augen. »Sind Sie tatsächlich naiv oder tun Sie nur so?«

Adam sah auf seine Armbanduhr und wagte es, den Kaffee zu probieren. Seine Augen glänzten, als er die Tasse wieder abstellte. »Gut, wirklich hervorragend. Das hätte ich nicht gedacht.«

»Früher, in einer anderen Welt, im Ostblock, wurde der Kaffee so getrunken. Ich bin von dieser Marotte nie abgekommen.«

»Sie kommen woher?«

Arthur Sedon fasste in die Brusttasche seines Hemdes und zündete sich eine dünne Zigarillo an. »Ich bin hier in Boston geboren, aber meine Großeltern waren russische Einwanderer. Sie haben nicht vergessen, ihre Traditionen und Gewohnheiten mitzubringen.«

»Verstehe, darf ich?«, hielt Adam plötzlich eine Zigarettenschachtel in der Hand und erntete eine Geste der Zustimmung. Der Senderinhaber zündete sich die Zigarette an und sah sich währenddessen noch einmal in dem Raum um. Er entdeckte keinen Ventilator, was vermuten ließ, dass die Räumlichkeit innerhalb von wenigen Minuten, wie die

Golden Gate Bridge in San Francisco, von einer Nebelwand aus Rauchschwaden verschlungen werden sollte. Adam blies den Rauch des ersten Zuges aus und kehrte zu dem aufgegriffenen Thema zurück. »Ich weiß es nicht genau, was es mit der Liste auf sich hat, aber ich denke, dass es um Geld geht, in welcher Art und Weise auch immer.«

Der Apotheker schien mit der Antwort unzufrieden. »Sie haben sich entschlossen mich aufzusuchen, irgendwann hätte es so oder so jemand getan, außer ich wäre in der Zwischenzeit verstorben. Jetzt sind sie nun mal hier, also entweder wir reden offen oder wir lassen es sein. Ich habe in meinem Alter keine Zeit dafür, Zeit zu verschwenden.«

Die klaren Worte gefielen Adam und aus der anfänglichen Vorsicht und Skepsis gegenüber Arthur Sedon begann sich ein zurückhaltender Respekt zu entwickeln. »Okay, dann komme ich zu der unbeschönigten Version meiner Vorahnung: Ich vermute, dass die sechzig auf der Liste stehenden Personen Geld für nicht legale Dienstleistungen erhalten. Welche das sein können, kann ich nicht sagen, aber vorstellen könnte ich mir einige.«

»Zum Beispiel?«

Adam kratzte sich am Kinn. »Die Bevorzugung eines Präparates der einen Firma, gegenüber dem gleichen oder einem ähnlichen Mittel eines anderen Unternehmens.«

»Damit haben sie teilweise den Nagel schon einmal auf dem Kopf getroffen. Was bedeutet es?«

Adam schmunzelte und zögerte, er wollte dem älteren Mann nicht auf den Schlips treten. Merkwürdigerweise war er von ihm dazu aufgefordert worden. »Egal um welche Dienstleistungen es geht, die sechzig Personen auf der Liste halten die Hand für die Gefälligkeiten auf, damit auch Sie.«

Arthur sah Adam die Verlegenheit an, die dessen Antwort bei ihm hervorgerufen hatte, und beruhigte ihn. »Sie müssen sich nicht schämen, absolut nicht. Sie haben schließlich völlig recht, ja, alle die auf dieser Liste stehen, sind in irgendeiner Art und Weise bestechlich, käuflich, korrupt und erpressbar. Das seit vielen Jahren, ach was sage ich, seit Jahrzehnten.« Der Verlobte von Molly konnte es nicht fassen und glaubte im ersten Augenblick, sich verhört zu haben. Er wusste vorab nicht, mit was er in der Apotheke konfrontiert werden sollte, er besaß nicht einmal annähernd eine Vorstellung darüber. Er hätte mit allem möglichen und unmöglichen Reaktionen gerechnet, aber nicht mit einer Bestätigung seiner Mutmaßung und schon gar nicht mit einem Geständnis. Arthur Sedon verblüffte Adam noch mehr, indem er ihm einen Überblick über die allgemeinen Zustände, Situationen und Verhältnisse erläuterte. Adam erfuhr dadurch, dass der Status der Ärzte in Bezug auf ihr Medikamentensortiment sich nicht nur deutlich, sondern gravierend unterschied. Einige Psychologen waren an ein pharmazeutisches Unternehmen vertraglich gebunden, andere besaßen schriftliche Vereinbarungen mit mehreren Pharmakonzernen, wobei sie bestimmte Arzneien nur von einem Anbieter beziehen durften. Es gab Ärzte in diesem Fachbereich der Medizin, die Verträge eingegangen waren, die ihnen eine Abnahmemenge von gewissen Pillen und Tabletten vorgaben und die sich damit in der Hand der Pharmaindustrie befanden.

Nur wenige waren in dieser Hinsicht völlig frei und bezogen ihr Medikament für die Krankheit, die sie behandelten, bei dem Pharmaunternehmen, der aktuell das beste Mittel für das gesundheitliche Problem besaß. Die

sechzig Psychologen und Apotheker, die auf der unbekannten Liste standen, praktizierten alle in den Staaten. Sie waren über das ganze Land verstreut und waren den Pogromen der Pharmaindustrie gnadenlos ausgeliefert. In deren Augen gehörten die käuflichen Ärzte einer abgegrenzten, gesellschaftlichen Gruppe an, mit der alles gemacht und von der alles verlangt werden konnte. Sich den Diktaten der pharmazeutischen Betriebe und ihren Handlangern zu entziehen war unmöglich und ein solcher Versuch glich einem Selbstmord. Nicht alle Psychologen, die auf der schwarzen Liste standen, befanden sich im Blick der Ärztekammer, aber viele von ihnen schon. Trotzdem, der Aufsichtsbehörde fehlten die entscheidenden Beweise, um die in Verdacht stehenden Personen aus dem Verkehr zu ziehen.

In der Regel sah ein Einschreiten der Ärztekammer einen Lizenzentzug und ein Berufsverbot für die überführten Ärzte vor und diesem Schritt folgte eine strafrechtliche Verfolgung durch die Staatsanwaltschaft. Oft hing es von der Art der Verfehlung ab, die ein Doktor, unabhängig von seinem Fachgebiet, begangen hatte. Es war traurig, die schwarzen Schafe in der Medizin gab es überall. Zahnärzte, Frauenärzte, Allgemeinmediziner, sogar Kinderärzte, es gab in jedem Bereich eine bestechliche Person und damit einen Kollegen, der die Hand aufhielt. Es war nicht an der Tagesordnung, aber es war nicht selten, dass der Patient eines Arztes ohne sein Wissen als Testperson für ein neues Medikament benutzt wurde. Der Doktor wurde einfachheitshalber von der Pharmaindustrie und dem Hersteller des Medikamentes nicht darüber informiert, dass dem Medikament zusätzliche Stoffe hinzugefügt worden

waren. Das eingesetzte Heilmittel besaß zwar die gleiche Wirkung, aber es besaß zusätzliche oder andere Substanzen als jene, die dem Arzt bekannt waren, und der Patient, auf dem Beipackzettel nachlesen konnte. Diese Art von Missbrauch diente in erster Linie der Kostenreduzierung bei der Herstellung des Heilmittels. Die medizinische Forschung profitierte von diesen unbekannten Testreihen so gut wie gar nicht, in zehntausend Fällen vielleicht ein Mal. Durch Vergleiche und Studien der Testergebnisse wurde manchmal durch einen Zufall eine Substanz entdeckt, die für eine wesentliche Verbesserung von anderen Präparaten geeignet zu sein schien oder mit der ein neues Medikament erschaffen werden konnte.

Dieses Glück stellte sich im Durchschnitt allerdings erst nach der Entdeckung von anderen Wirkungen bei zehn bekannten oder von völlig unbekannten Substanzen ein, was letztendlich hieß, dass einhunderttausend Testreihen nötig waren, um in der Medizin einen Schritt vorwärtszukommen. Bedauerlicherweise war es nicht von der Hand zu weisen, dass diese Vorwärtsbewegung zumeist sehr bescheiden war. Außerdem, was kaum jemand wusste, konnte nicht bestritten werden, dass diese Praxis eine Gemeinsamkeit, zwischen der Pharma- und der Lebensmittelindustrie darstellte. Zu oft standen auf den Inhaltsangaben von Lebensmitteln falsche Werte und zudem wurden fragwürdige Zutaten in dem betroffenen Produkt gar nicht erst erwähnt. In dieser Hinsicht wäre es leicht gewesen, den Kontrollorganen und den zuständigen Aufsichtsbehörden Vorwürfe zu machen. Nicht allein in den Vereinigten Staaten, sondern auf der ganzen Welt. Bestechlichkeit, anderweitige Vorteile mit zusätzlichen

Bonuszahlungen, regelmäßige Sondereinkommen, Faulheit und Inkompetenz hätten vielerorts eine berechtigte Anprangerung gefunden. So einfach, wie es schien, war es nicht. Die kontrollierenden Gremien versuchten, abgesehen von den schwarzen Schafen in ihren Reihen und die gab es fast überall, ihr Bestes zu geben. Es ließ sich nicht leugnen, dass die Ehrlichen zum einen schlecht bezahlt wurden und zum anderen völlig überlastet waren. Die Überlastung wurde durch die vielen Neuanmeldungen von Produkten und Medikamenten genauso herbeigeführt, wie durch die erforderlichen Kontrollen der bereits vorhandenen Artikel. Der Arbeitstag dieser Menschen hätte täglich mindestens achtundvierzig Stunden dauern müssen, um nur annähernd ein Gleichgewicht herstellen zu können. Es war fraglich, ob diese Arbeitsumstände von der Politik bewusst in die Richtung der Überbelastung gelenkt wurden, einiges sprach dafür. Letztendlich war er machbar, das Geschäft mit Medikamenten und Lebensmitteln konnte nicht einbrechen. Die Menschen waren auf die Artikel aus diesen Wirtschaftszweigen angewiesen und dabei spielte es seit längerer Zeit keine Rolle mehr, ob die Produkte halfen, linderten oder sättigten und schmeckten. Das bewegte die Pharma- und Lebensmittelindustrie sowie ihren Chemie- und Zusatzstoffzulieferer dazu, aus sehr viel Guthaben noch mehr zu machen. Ein dauerhafter finanzieller Schaden konnte auf Grund der Umstände sowie der Erforderlichkeit der Produkte ausgeschlossen werden. In den obersten Etagen dieser Unternehmen wurden mögliche Kollateralschäden bei solchen und ähnlichen Aktionen achselzuckend in Kauf genommen, es ging schließlich nicht um ihr Leben, es ging um ihren prallen Geldbeutel, der noch

dicker werden musste. Adam hatte die Ausführungen von Arthur Sedon mit großem Interesse verfolgt und fühlte sich nach dem Monolog, wie erschlagen. Trotzdem, tausend Fragen lagen ihm auf der Zunge, aber eine hatte Priorität. »Warum erzählen sie mir das so ungezwungen, ich meine, sie klagen sich ja unter anderem selbst an«, holte Adam das Handy aus der Brusttasche seines Hemdes hervor, da es sich vibrierend bei ihm meldete. Er sah auf das Display, erkannte das es Molly war und ohne auf ihren Anruf zu reagieren, legte er das Gerät auf den Tisch.

Der Apotheker deutete auf die leere Kaffeetasse von Adam und dieser nickte, der Kaffee war tatsächlich ein Genuss gewesen. Während Arthur den Kochtopf mit Wasser auf dem Herd erhitzen ließ, in die Tassen Kaffeepulver streute und bis er das Wasser in die Tassen goss, erzählte er Adam unaufgeregt die Motive, die ihn bewegten. »Wir wollten das nicht, niemand in meiner Familie wollte das. Ich befürchte das unser Name mit zu denen gehört, der am längsten auf dieser Sünderliste steht. Wir wurden unter Druck gesetzt, ein Entkommen gab es nicht. Es gab nur ein entweder, oder. Mein Großvater war Arzt, mein Vater war Arzt und, um diesen Machenschaften aus dem Weg gehen zu können, wurde ich Apotheker, aber das war ein Irrtum. Befindet man sich ab irgendeinem Zeitpunkt zwischen den Pranken eines Löwen, dann gibt es keine Fluchtmöglichkeit. Die einzige Alternative, die einem bleibt, heißt mitmachen und schweigen oder man wird gefressen.«

»Aber es muss doch möglich sein, diesem Treiben ein Ende zu setzen.«

»Sie scheinen naiv zu sein, junger Mann. Sie können es nicht beenden und wenn, dann geht es am nächsten Tag von

vorne los, und zwar genauso vehement oder radikaler, als es aufgehört hat. Die Leute, die hinter all dem steckten, die Industrie, die darin verwickelt ist und die Wirtschaft, die alles lenkt, ist mindestens so mächtig, wie jede Supermacht auf dieser Welt. Diese Horde von gierigen Egoisten kann nicht gestoppt werden, von niemanden. Ich an ihrer Stelle, würde keinem einzigen Menschen, nicht einmal dem besten Freund, von der Liste erzählen. Verbrennen und vergessen sie das Papier mit den sechzig Namen, nach Möglichkeit hier und jetzt.«

»Wenn Sie davon dermaßen überzeugt sind, dass den Verantwortlichen nicht beizukommen ist, warum haben sie mir dann so viel über die gegebene Sachlage erzählt?«, überging Adam den Vorschlag.

»Zum einen hätten Sie mir in den nächsten Tagen und Wochen, das sehe ich Ihnen an, keine Ruhe gegeben. Zum anderen tat es gut mit jemanden darüber sprechen zu können und zuletzt, um Sie zu schützen. Werfen Sie nicht ihr junges Leben weg!«

»Ich habe sehr wahrscheinlich wegen dieser Liste einen Freund verloren«, stellte Adam in den Raum.

»Ein Grund mehr die Liste zu vernichten. Ich garantiere Ihnen, wenn Sie es nicht tun, dieses Papier nicht zerstören und vergessen und es bekannt werden sollte, dass Sie die Liste mit den sechzig Namen kennen beziehungsweise, dass Sie sich in ihrem Besitz befindet, dann werden Sie noch viel mehr verlieren.«

Auch diesmal ging der Senderinhaber über den Ratschlag hinweg. Er lenkte das Thema auf das Leben des Apothekers und unterhielt sich noch eine Stunde mit ihm, bevor er ihn mit dem Versprechen verließ, sich bald wieder sehen zu

lassen. Auf dem Weg in den Sender dachte Adam über die Worte von Arthur Sedon intensiv nach und fragte sich, ob es möglich sein konnte, was ihm der alte Mann geschildert oder ob er schlicht und einfach in allen Belangen übertrieben hatte. Er war dermaßen in Gedanken, dass er nicht bemerkte, dass sein Handy immer noch auf dem modernen Tisch in Arthurs Büro lag.

Ω

Forrest fuhr nicht mit dem Auto nach Cambridge. Er wollte die überschaubare Entfernung zu Fuß, mit dem Bus und notfalls mit dem Taxi bewältigen und, wundersamerweise, lud das Wetter dazu ein. Es war deutlich milder geworden und zum ersten Mal seit Tagen wurde Boston von einem strahlend blauen Himmel überzogen. Es war unbestritten, der Sonnenschein, der die Kälte nicht restlos vertreiben konnte, hob die Stimmung, allerdings nicht die des Detektivs. Erst als er auf der Longfellow-Bridge stand, bemerkte er, dass er vor lauter Hast sein Handy auf dem Schreibtisch im Büro vergessen hatte. Verärgert sah er zum Segelboothafen, der zu seiner linken Seite lag und musste dabei an Marilyn denken. Aus der Distanz und vom Erinnerungsvermögen her, war es unmöglich, zu erkennen, dass sich in dem Hafen ein Boot mehr befand, als vor ein paar Tagen. Womöglich war das der Grund, warum der Detektiv ein komisches Gefühl beschlich. Es war fast so, als ob irgendein Geist aus der Vergangenheit nach ihm rief und in diesem Fall hätte es durchaus die spurlos verschwundene Marilyn sein können.

Forrest blickte sich um und nahm wieder Schritt auf. Obwohl er es nicht wahr haben wollte, der Fußmarsch und

die frische Luft taten ihm gut. Auf keinen Fall durfte er Betty davon erzählen, sonst drohten ihm von seiner Frau Klagelieder, warum er nie mit ihr einen gemütlichen Spaziergang unternahm. Nach ungefähr der Hälfte der Strecke gab Forrest auf und stieg in den nächsten Bus, der an der Haltestelle stehen blieb und ihn nach Cambridge brachte. Cambridge war in der Zwischenzeit zu einem Vorort von Boston geworden und bezog den Namen nach der gleichnamigen englischen Stadt, in der die Gründerväter von Cambridge, Massachusetts, studiert hatten. Kaum jemand außerhalb der Vereinigten Staaten wusste, dass der Vorort mehr als einhunderttausend Einwohner zählte, da die Stadt vor allem durch die Harvard-Universität bekannt geworden war. Es existierte eine zweite Universität in Cambridge, die nicht minder weltweit renommiert war, dass Institut für Technologie. In Cambridge waren viele Persönlichkeiten geboren worden, unter anderem der Schauspieler Matt Damon. Dem Detektiv war es egal wer hier lebte, wer hier geboren worden war, wer hier studierte und starb. Er ärgerte sich maßlos, über sich, sein Handy und auch ein bisschen über Jesse. Dass er sein Handy im Büro auf dem Schreibtisch liegengelassen hatte, daran war Forrest selber schuld. Nun stand er vor dem Problem, dass er nicht wusste, an welcher Universität Sam Ridge als Gastdozent Vorträge gehalten hatte. Wegen dieser Unwissenheit hätte er Jesse gerne einen Rüffel erteilt, allerdings nur aus dem Grund, um von seiner Fahrlässigkeit abzulenken. Im Büro konnte er nicht anrufen und selbst wenn er vor einer Telefonzelle gestanden hätte, wäre es nicht so einfach gewesen. Die benötigte Telefonnummer hatte ihm sein Handy aus dem Zahlengedächtnis gestohlen. Was hatte

Jesse gesagt? Sam Ridge war von Beruf ein Pharmaforscher und ein Analyst der Synthesetechnik. Bis zu dem Zeitpunkt, in dem Jesse diese Berufszweige in den Mund genommen hatte, wusste der Detektiv nicht, dass es diese Berufsbezeichnungen gab. Die Logik, die Forrest sich zusammenbaute und das Werkzeug für das Fundament seiner Überlegungen erhielt der Detektiv durch den Beruf des ermordeten Mannes. Sie besagte, dass Sam Ridge sowohl an der einen, als auch bei der anderen Uni, als Dozent tätig gewesen sein könnte. Nicht an beiden, das hätte Jesse bestimmt erwähnt. Forrest entschloss sich für das Institut der Technologie. Wie selten Forrest Boston verließ und wie wenig er über die Universitäten wusste, zeigte sich an diesem Freitagvormittag. Er hätte keinen Bus benötigt, nahm trotzdem einen und fuhr damit fälschlicherweise direkt in das Zentrum von Cambridge. Die Universitäten lagen jedoch in der Richtung, aus der er gekommen war. Nachdem der Detektiv diesen Irrtum korrigiert hatte, erfuhr er, dass es die Studienfächer, die er Sam Ridge zuordnete, entweder nicht gab oder am Massachusetts- Institut für Technologie nicht gelehrt wurden. Forrest begab sich auf das Gelände der Harvard Universität, welche die älteste Uni der Vereinigten Staaten darstellte und zudem die reichste der Welt. Wie das Institut für Technologie handelte es sich bei der Harvard-University um eine privat geführte Lehrstätte. Fakt war, dass Forrest mit dem Betreten des Geländes in ein anderes Universum gelangte, zugleich allerdings in einen Ameisenhaufen. An die zehntausend Studenten lernten im Massachusetts-Institut für Technologie, die doppelte Anzahl studierte an der Harvard University, die nach dem Geistlichen John Harvard im Jahr

1636 gegründet worden war. Für den Detektiv wurde der Rest des Vormittages zu einem Spießrutenlauf. Er wurde von einem Gebäude zu anderen geschickt, von dem für sein Anliegen zuständigen Menschen auf eine kompetentere Person verwiesen und so ging es immer weiter, bis ihm der Kragen platzte. Auch das half ihm nicht. Er war nahe dran aufzugeben, stand hilflos auf dem Campus und wunderte sich über die Hektik auf dem Areal, ebenso über den Massenandrang und das scheinbare Chaos, das um ihn herum herrschte. Natürlich kannte Forrest die Universitäten und einige Bereiche von ihnen, aber nie zuvor war er so lange, und noch dazu zu Fuß, auf dem Gelände unterwegs gewesen. Als Streifenpolizist war er hier einst ein paar Mal zugegen gewesen, danach, soweit er sich erinnern konnte, nicht mehr. Übertrieben gesagt, lagen die Lehrstellen einen Steinwurf von seinem Haus entfernt, aber er wusste über die Universitäten viel zu wenig oder für einen Bostoner Bürger praktisch nichts. Es war so, er kam sich auf dem Areal der Uni wie ein Tourist vor, ein Gefühl, der ihm für einen kurzen Moment peinlich wurde.

Auf gut Glück hielt Forrest zwei Studentinnen auf, die an ihm vorbeigingen. Er fragte sie, ob sie den Dozenten Sam Ridge kannten, erntete dafür Blicke, die eindeutig ausdrückten, dass diese Art der Anmache nicht neu war und wurde wie ein Freier stehengelassen. Es war Zufall, aber ein vorbeigehender, hochgewachsener Student hatte seine Frage gehört, blieb nach einigen Metern stehen, beobachtete die Situation und als die Studentinnen Forrest stehenließen, ging er auf ihn zu. »Ich kenne Mister Ridge, was wollen Sie von ihm?«, fragte er neugierig und wusste sogleich, dass er keine Antwort bekommen würde.

Forrest staunte, dass der junge Mann noch nichts vom Ableben des Pharmaforschers gehört zu haben schien. Er beließ es dabei. »Ich will nichts von ihm, ich suche seine Frau. Ich habe eine dringende persönliche Nachricht für sie und mir wurde mitgeteilt, dass sie sich heute hier befindet«, erfand Forrest aus dem Stegreif eine Umschreibung seine Absichten.

Der Student, der etwas größer als Jesse war, sah auf Forrest herab. »Da kann ich ihnen nicht helfen, aber vielleicht die im Sekretariat des Harvard College.«

»Okay, und wo finde ich das?«

Der Student streckte die Hand aus. »Gleich da drüben«, deutete er auf ein Gebäude.

»An wen kann ich mich wenden, wenn mir dort nicht geholfen werden kann?«, erkundigte sich Forrest in der Hoffnung, dass ihm weitere Irrläufe über das Gelände erspart bleiben könnten und wurde von dem Studenten auf angenehme Weise überrascht. Der junge Mann zog aus dem Rucksack, den er mit sich trug, einen Stift und Block hervor und zeichnete für Forrest einen Plan, der dem Detektiv eine Orientierungshilfe sein sollte. Von der Position, auf der sie sich befanden, malte er dem Detektiv einen Streckenplan mit Linien und fügte Quadrate hinzu, die er nummerierte. Die Vierecke stellten die Gebäude dar, die Forrest aufsuchen sollte und die Nummern die Reihenfolge, wie er sie am schnellsten erreichen konnte. Forrest bedanke sich und schlug die entgegengesetzte Richtung als der Student ein. Es war beschämend, aber innerhalb von einer Minute hatte er mehr über die Universität erfahren, als in den letzten siebenundfünfzig Jahren. Es war ihm neu, dass Harvard insgesamt über zwölf akademische Einheiten verfügte und

dass jede einzelne von einem Dekan geführt wurde. Forrest hätte es nicht geglaubt, niemand konnte oder wollte ihm helfen. Er befand sich tatsächlich in einer völlig anderen Welt. In den Sekretariaten wurde er wie eine Person abgefertigt, die nichts auf dem Areal zu suchen hatte und dementsprechend wurde ihm gegenübergetreten. Die Minuten verrannen, wurden zu Stunden, bis er vor dem Gebäude stand, dass als letztes übriggeblieben war und das er am wenigsten betreten wollte. Es war die Massachusetts Hall, der Sitz des Universitätspräsidenten. Forrest hatte vergeblich darauf gehofft, mehr über Sam und seine Familie in den anderen Gebäuden zu erfahren. Er befürchtete, dass die Leute in dem rötlichen Haus, das vor ihm lag, noch abweisender auf ihn reagieren würden, als es in den anderen Gebäuden der Fall war. Schließlich war die Massachusetts Hall der Palast des Universitätsgeländes, damit beherbergte er erst recht die Sorte von Menschen, die sich ihm überlegen fühlten, nichts mit seinesgleichen und schon gar nichts mit dem Morddezernat oder der Polizei zu tun haben wollten. Ein weiterer Nachteil war die Hautfarbe von Forrest. Er hatte sie sich zwar bei seiner Geburt nicht ausgesucht und obwohl durch seine Adern das gleiche rote Blut floss, wie bei einem weißhäutigen Menschen, er die gleiche Luft einatmete, es änderte nichts daran, dass er dennoch ein Sklave seiner Hautfarbe und damit seines Daseins blieb. Ganz besonders trat es zum Vorschein, wenn er es mit besonders gebildeten Menschen zu tun hatte, die offenbar zu dumm waren, um zu registrieren, wie hirnlos sie im Zusammenhang mit einer anderen Hautfarbe und Rassen handelten und dachten. Insofern war es für den Detektiv erstaunlich, dass er so vielen jungen Leuten begegnet war,

die aus dem Ausland kamen. Er hatte Asiaten gesehen, ebenso dunkelhäutige Studenten und Teenager aus Mittel- und Südamerika. Wenigstens, dachte er sich, war das inzwischen offenbar ein Teil der Normalität geworden. Vor einigen Jahrzehnten wäre es genauso undenkbar gewesen, wie der hohe weibliche Anteil unter den Studierenden.

Mit gemischten Gefühlen betrat Forrest das Gebäude. Es lag nicht an einem mangelnden Selbstbewusstsein, sondern an der Befürchtung, dass er herabwürdigend behandelt werden und aus diesem Anlass überreagieren könnte. Gediegene Stille schlug ihm im Eingangsbereich entgegen. Eine Tafel an der Wand zeigte ihm an, wer in welcher Etage in welchem Zimmer saß und zu seiner Verwunderung war der Platz in der abgeschirmten Informationsstelle unbesetzt. Forrest ahnte, dass er sich in Schwierigkeiten begeben könnte. Es ging in diesen Minuten nicht um ihn, sondern um die gefährdete Familie Ridge und das war ihm jedes Risiko wert. Indem er zwei Stufen auf einmal nahm, begab er sich in die Etage, in der das Büro des Universitätspräsidenten lag. Während er die Treppen erklomm, nahm er an, dass der Vorsitzende der Universität ihm am allerwenigsten helfen konnte, nicht wegen irgendeiner Intoleranz, sondern aus dem einfachen Grund, dass die Leute in einer solchen Position am wenigsten wussten, was in ihren Reich geschah. Eines konnte sein Tun bewirken, und das war, dass er durch den Universitätsvorsitzenden, die ihm bis dahin verweigerte Hilfe, noch bekommen könnte. Außer Atem klopfte er an die Tür des Mannes, der über die eigenartige, andere und fremde Welt regierte. Die Machtbefugnisse des Vorsitzenden wurden von einem Aufsichtsgremium überwacht und waren in diversen Bereichen eingeschränkt,

aber wen störte das, wenn man dennoch das Zepter über eine der bekanntesten Universitäten der Welt schwang. Niemand öffnete. Forrest probierte es erneut, aber hinter der Barriere, die ihm den Zutritt verwehrte, vernahm er kein Geräusch und keinen Ton und die Tür blieb zu. Enttäuscht nahm er den Weg in das Erdgeschoss auf sich. Auf den untersten Treppen kam ihm eine Frau entgegen, eine sehr hübsche noch dazu. Sie sah den Detektiv befremdlich an und fragte ihn, zu wem er wolle.

Forrest umschrieb sein Problem und erhielt darauf eine Antwort, mit der er nicht in dieser Art gerechnet hätte. »Also ich kann ihnen nicht helfen, aber ich weiß, dass Mister Ridge für dieses Semester im Studentenwohnheim ein Zimmer beantragt und bekommen hat. Ich kann ihnen allerdings nicht sagen, in welchem Gebäude.«

Immerhin, diese Aussage war für den Detektiv ein Ansatz. Er begab sich zu den Studentenwohnheimen. Der Student, der ihm den Streckenplan gezeichnet hatte, war so intelligent gewesen, diese Häuser auf dem Plan zur Orientierungshilfe als Rechtecke zu kennzeichnen. Dort angekommen, kam sich Forrest verloren vor. Wo sollte er mit der Suche beginnen? Eine weitere Stunde verging, bis er von einer Studentin erfuhr, dass die Dozenten in einem separaten Haus untergebracht waren. Forrest atmete erleichtert durch, als sich das junge Fräulein bereit erklärte, ihn zu dem Gebäude zu führen. Es lag nur fünf Minuten von dem Standort entfernt, an dem er die Studentin getroffen hatte. Betrübt musste er feststellen, dass er in den Stunden zuvor mindestens dreimal an dem Haus vorbeigelaufen war. Ein Umstand, der seine nicht besonders gute Laune heben konnte. Als er vor dem Gebäude stand, sich fragte,

welches Zimmer Sam Ridge bewohnt haben könnte, wendete sich das negative Blatt kurzfristig. Ein Mann, der das Haus verließ und den Forrest danach fragte, wusste es.

Der Detektiv begab sich zu der angegebenen Türnummer im zweiten und damit obersten Stock des Hauses und klopfte. Niemand öffnete, niemand fragte nach seiner Identität. Forrest glaubte, hinter der Tür ein Geräusch gehört zu haben. Plötzlich ging die Tür auf und der Detektiv blickte auf die Düse einer Spraydose. Er schrie einen Schmerzenslaut aus, der nicht enden wollte. Als ob ihm jemand die Augen ausgestochen hätte, begannen seine Augenhöhlen zu brennen, er fasste sich mit beiden Händen ins Gesicht und spürte, wie ihn jemand am Mantelkragen packte und in das Zimmer zog.

Das letzte, was Forrest spürte, war die vollkommene Dunkelheit, in die er fiel, sie schmerzte ungemein, aber sie erlöste ihn von dem Schmerz, den ihm die brennenden Augen zufügten.

Ω

An diesem Freitag bekamen vier Leute, die auf der Liste mit den sechzig Namen standen, zu unterschiedlichen Zeiten unerwarteten Besuch.

Ein Psychiater in Dalles wollte gerade Feierabend machen und war im Begriff die Tür zu der Praxis abzuschließen, als plötzlich hinter ihm jemand seinen Familiennamen erwähnte. Bevor sich der Seelendoktor versah, wurde er unsanft in den Vorraum der Behandlungsräume gestoßen und während er bäuchlings zu Boden fiel, hörte er, dass die Tür in seinem Rücken mit einem Tritt geschlossen wurde. Er drehte sich auf den Rücken und sah in das Gesicht von

Jupiter. »Wer sind Sie? Was wollen Sie?«, brachte er stammelnd hervor, während er sich auf dem Rücken liegend mit den Ellenbogen am Boden abstützte.

Jupiter machte zwei Schritte und trat mit einem Fuß auf den Oberkörper des verängstigten Mannes, was dazu führte, dass dieser wieder flach auf dem Rücken lag. »Haben sie Besuch bekommen?« Die Augen des Psychiaters weiteten sich, die Furcht in ihnen, drückte aus, dass er den Sinn der Frage nicht verstand. »Sie werden vielleicht Besuch erhalten«, erkannte Jupiter das der Seelendoktor nicht allein von seinem Fuß zu Boden gedrückt wurde, sondern ebenso von dem tonnenschweren Fragezeichen seiner Unwissenheit. Jupiter bückte sich etwas nach vorne und zog aus einem Schaft, den er unter dem Hosenbein am Unterschenkel des Beines trug, mit dem er den Psychiater gegen den Boden drückte, ein Messer hervor. Es war kein gewöhnliches Messer, stattdessen eines, dass den Mann am Boden in die Hosen urinieren ließ. »Vielleicht will sie ein Journalist sprechen oder jemand von der Ärztekammer, womöglich sogar eine Person von irgendeiner Aufsichtsbehörde, was machen sie dann?«

Der Seelendoktor blickte in seinen Schritt, indem er den Kopf anhob, was in seiner Lage nicht einfach war und richtete peinlich berührt seine Augen auf Jupiter. Die vor Furcht geweiteten Pupillen lagen wie ein Dotter in einem Augenweiß, indem deutlich zu erkennen war, dass er begriffen hatte, um was es ging. »Ich sage nichts!«, brachte er mühsam hervor.

»Sind Sie sich absolut sicher?«

Der Psychiater antwortete mit einer Stimme, deren Ton gegen die vorhandene Angst ankämpfte. »Was denken Sie?

Wenn jemand kommt, bin ich nicht zu sprechen und wenn es sich nicht verhindern lässt, dann lüge ich der Person das Blaue vom Himmel herunter und werde sie bei kompromittierenden Äußerungen fragen, ob ihr eine Behandlung in meiner Praxis helfen könnte.«

Jupiter schien an der Aussage gefallen zu finden. Er nahm den Fuß von dem Oberkörper. Während der Arzt tief durchatmete, ging er in die Knie und legte die Klinge des Messers an dessen Kehle. »Spüren Sie es, spüren Sie, wie scharf die Klinge von meiner Daisy ist?«

Ganz leicht drehte der Seelenklempner den Kopf zu Jupiter, der in seinen Augen unbedingt eine Therapie von mehreren Jahren benötigte. Diese Ansicht behielt er vernünftigerweise für sich »Ich spüre es«, hatte die Angst die Schlacht gegen den kurzfristigen Widerstand in seiner Stimme gewonnen.

Jupiter packte den Mann an den Haaren, drückte die Klinge des Messers noch fester gegen dessen Kehlkopf und im Gegensatz zu der des Psychiaters, klang seine Stimme fest und entschlossen. »Gut, wenn nicht passiert folgendes: Wenn du quatschen solltest, dann werde ich dich danach besuchen, nicht hier, sondern bei dir Zuhause. Ich werde vor deinen Augen deine Frau vergewaltigen, dir danach den Schwanz abschneiden und deine Gattin wird ihn aus Liebe zu dir essen! Danach schneide ich deiner Alten die Brüste ab und die frisst du! Letztendlich werde ich dabei zusehen, wie ihr beide händchenhaltend verblutet, hast du mich verstanden?«

Der Psychiater nickte mehrfach. Seine Augen füllten sich mit Tränen, als Jupiter die Praxis verließ. Er zitterte am ganzen Körper, richtete sich in eine sitzende Stellung auf

und verharrte in dieser Position. Der Schreck, der ihm in die Glieder gefahren war, ließ ihn minutenlang am Boden verbleiben und der erlittene Schock sorgte dafür, dass er zum ersten Mal seit seiner Kindheit weinen konnte. Der Psychiater hieß Norman Degger, aber wen außer seiner Familie interessierte das schon? Vielleicht ein paar Patienten, die zufrieden mit seinen Behandlungsmethoden waren, womöglich ein paar Freunde und Bekannte, aber sonst? Für die Leute, die in das Leben von Norman eingegriffen hatten, war er ein Niemand, letztendlich nur eine Nummer, eine Zahl von vielen. Dass er sich in dieser Lage befand, daran war er selbst schuld.

Ω

Unter der Berücksichtigung des Zeitunterschiedes von zwei Stunden, die Dallas vor Seattle lag, wurde in der Smaragdstadt, wie der Beiname der größten Stadt im Nordwesten der Vereinigten Staaten lautete, Doktor Brown von Uranus aufgesucht. Der Psychiater, war ein älterer Semester, ein durch seinen Beruf geschädigter Charakter und vielleicht lebte er deswegen allein und außerhalb der Stadt, die von den Einheimischen fast nie als die Smaragdstadt bezeichnet wurde. Dieser Beiname bezog sich auf die vielen Grünflächen und die Wälder in und um Seattle. Die Bewohner nannten sie häufiger und lieber entweder Rain City oder Jet City. Seattle wurde für die Hälfte seiner Einwohner wegen der vielen wolkenreichen Tage zu Rain City, obwohl es in vielen anderen Städten der Staaten wesentlich häufiger regnete. Für die andere Hälfte hieß Seattle Jet City, auf Grund der in der Nähe angesiedelten Boing Werke.

Diese Nebensächlichkeiten interessierten Doktor Brown nicht. Er war ein Mann, der feste Grundsätze vertrat und die schönen Seiten des Lebens anders definierte, als die meisten Menschen. Das hatte dazu geführt, wobei es ihn nicht störte, dass er von seiner Frau mitsamt den Kindern vor zwei Jahrzehnten verlassen worden war. Bis auf die Zahlung der Alimente hatte er nicht darunter gelitten, es war ihm vergönnt gewesen, eine neue sexuelle Ader an sich zu entdecken. Kaum jemand wusste, dass Doktor Brown homosexuell war und jene, die es wussten, hätten es nicht wissen sollen und dürfen. Durch die sexuelle Orientierung wurde Doktor Brown angreifbar und deswegen stand sein Name auf der Liste der sechzig Personen. Erschwerend kam hinzu, dass er zu einem Opfer seines Berufes geworden war. Die seelischen Dramen und Tragödien von seinen Patienten belasteten inzwischen seine eigene Psyche. Die Geschichten und Probleme der Patienten gingen von Anfang an nicht spurlos an ihm vorbei und verwandelten ihn mit den Jahren zu einem verrohten Menschen. Wie seine Geburtsstadt, er war in Seattle geboren, besaß auch Doktor Brown einen Spitznamen und in manchen Kreisen wurde er als Doktor Brachial bezeichnet. All das war Uranus egal. Er hatte wie ein Vertreter an der Haustür des Doktors geläutet und kaum wurde sie geöffnet, schlug er zu. Doktor Brown fiel mit einer blutenden Nase zu Boden und halbbenommen, an einem Arm, wie ein erlegtes Tier am Hinterlauf, wurde er von Uranus in das Wohnzimmer geschleift. Dort trat ihm Uranus in die Rippen und setzt sich in den Sessel, vor dem er den Psychiater losgelassen hatte. »So, du schwule Sau, höre mir gut zu oder ich trete dir in die Eier, und zwar so, dass du wie ein Badeentchen quietschst.

Es könnte passieren, dass jemand neugierig wird und mit Fragen bei dir erscheint. Eine falsche Antwort und du bist tot! Nicht auf der Stelle, sondern ich lasse dich ganz langsam und qualvoll verrecken. Haben wir uns verstanden?« Der aus der Nase blutende, am Boden liegende und sich vor Schmerz krümmende Psychiater nickte, und erhielt von Uranus aus der Sitzhaltung einen weiteren Tritt ins Gesicht. »Was hast du gesagt? Ich habe dich nicht verstanden!«

Doktor Brown stöhnte. »Ja, verdammt nochmal!« Er stöhnte erneut vor Schmerz, holte tief Luft und ergänzte: »Warum sollte ich etwas sagen, ich hänge selbst bis zum Hals in der ganzen Scheiße drin!«

»Gut, das wollte ich hören.« Uranus erhob sich, versetzte dem wehrlosen Mann am Boden noch einen Tritt in die Rippen und ging auf die Ausgangstür zu. Kurz drehte er sich noch einmal um, bevor er aus dem Wohnzimmer verschwand. »Vergiss nicht, was du mir eben versprochen hast und vor allem, vergiss mich nicht. Wenn du reden solltest, komme ich wieder und bleibe länger, das verspreche ich dir!«

Es war, wie es war, aber der bereits geschädigte Charakter und die angeschlagene Psyche von Doktor Brown erhielten durch den Besuch von Uranus einen weiteren Schaden.

Ω

Beaufort liegt auf der Insel Port royal Island, im Port Royal Sound an der Atlantikküste von South Carolina. Die noch nicht einmal fünfzehntausend Einwohner hätten eigentlich keinen Psychiater gebraucht. Zu ruhig, zu schön, zu ausgeglichen und unkompliziert gestaltete sich für die Mehrheit der Bevölkerung das Leben in der kleinen Stadt.

Diese Voraussetzungen erschienen Maximilian, kurz Max genannt, ideal. Er seinerseits benötigte keine Patienten, da er finanziell völlig unabhängig war. Einen Strich durch die Rechnung machte ihm die im Ort befindende Ausbildungsstätte des US-Marine-Corps. Für seinen Geschmack wurde er zu oft von Soldaten aufgesucht, die dem harten militärischen Drill nicht gewachsen waren. Gelegentlich suchten ihn auch Angehörige der Air Station in Beaufort auf, was Max in einen Arbeitsaufwand trieb, der ihm äußerst zuwider war. Niemand in der Stadt wusste, wo Max wirklich herkam. Er hatte den Neugierigen eine Story aufgetischt, die ihm abgenommen wurde und die schnell die Runde machte. Beaufort zeigte sich als das Städtchen, zu dem es von seinen Einwohnern gemacht worden war. Friedlich, unbeschwert und gutgläubig. Dazu trug der Nachname von Max bei, er nannte sich Macy und dieser Name hatte irgendetwas wohlhabendes an sich. Es gab einige Leute, die über die Vergangenheit von Maximilian Bescheid wussten und damit diese Personen ihr Wissen für sich behielten, begab sich Max sozusagen fast freiwillig auf die Liste der sechzig Personen. Max gehörte in Beaufort nicht zu den Einheimischen, doch er wurde inzwischen nicht zu den Touristen und Soldaten gezählt.

Die Touristen fuhren wieder nach Hause, die Soldaten wechselten sich ab, wurden versetzt, vielleicht war ihre Dienstzeit zu Ende, wie auch immer. Max war geblieben und das wurde ihm positiv angerechnet. Somit befand er sich auf einer weiteren, weit weniger bedrohlichen Liste, nämlich der, die ihn bei den Einheimischen in naher Zukunft zu einem der ihren machen könnte. Max wusste nicht, was er davon halten und wie er damit umgehen sollte. Einerseits

fühlte er sich in Beaufort wohl, trotz der hohen Anzahl der ungewollten Patienten, andererseits wollte er fort, um von beiden Listen gestrichen zu werden. Ihm war klar, dass ein Entkommen oder Untertauchen zu einem kaum durchführbaren Experiment werden konnte und ebenso war er sich darüber bewusst, dass die Löschung seines Namens auf der Liste mit den sechzig Personen unweigerlich mit seinem Ableben verbunden war.

In dieser Ansicht wurde er durch das Erscheinen von Saturn bestätigt. Ungefragt und ungebeten setzte sich Saturn in der Mittagszeit in dem Restaurant zu ihm an den Tisch, indem Max unter der Woche aus Gewohnheit täglich sein Mittagsmahl einnahm. Saturn bestellte sich das gleiche Gericht wie Max und ein Mineralwasser dazu. Saturn lächelte Max an, verwickelte ihn in eine Unterhaltung, die dem Psychiater erklärte, warum er in Beaufort eine Zwischenstation eingelegt hatte und als Saturn mit dem Essen fertig war, lehnte er sich gesättigt und zufrieden auf der Sitzbank zurück. »Haben wir uns verstanden oder bin ich gezwungen Sie zu überzeugen?«

Der Psychiater konnte und wollte sich nicht vorstellen, wie die Überzeugungskünste von Saturn aussehen mochten. »Warum drohen sie mir? Sie haben mich ohnehin in der Hand, dass ist Grund genug zu schweigen. Ich möchte nicht den Rest meines Lebens hinter Gittern verbringen.«

»Das hört sich vernünftig an, aber Sie werden als ein Subjekt mit einem schwarzen Punkt geführt.«

Max runzelte die Stirn. »Was bedeutet das?«

Saturn schien die Frage zu amüsieren. »Es bedeutet, dass Sie als ein potenzieller Gefährder der Sache angesehen werden. Anders ausgedrückt, man vertraut Ihnen nicht.«

»Ich verstehe die Bedenken, aber geben Sie es an die zuständigen Stellen weiter, von mir geht keine Gefahr aus. Ich fühle mich hier wohl, möchte in dieser Stadt bleiben und nach Möglichkeit alt werden.«

Saturn setzte sich gerade hin und verschränkte die Hände auf dem Tisch. »Auch das hört sich sehr vernünftig an, die Frage bleibt, ob Sie vernünftig sind und dementsprechend in Zukunft handeln werden?«

Max neigte sich etwas vor. »Ich werde nichts an dem ändern, was ich in den vergangenen zehn Jahren getan habe. Mehr gibt es nicht zu sagen.«

»Ich werde es so, wie Sie es gesagt haben, Wort für Wort weiterleiten. Sollte sich allerdings etwas ändern, dann bin ich gezwungen wiederzukommen. Tritt dieser Fall ein, dann können Sie nicht mit meinem guten Anstand rechnen, sondern lernen mich von einer anderen Seite kennen. Glauben Sie mir, die wollen Sie nicht kennenlernen.«

»Das glaube ich ihnen sofort.«

Saturn lächelte erneut. Es war ein Wesenszug und eine von ihm gewohnheitsmäßig praktizierte Geste. Sie verlieh ihm nicht etwas Sympathisches, sondern machte ihn undurchschaubar und das Lächeln deutete an, wie gefährlich und unmenschlich er bei Bedarf sein konnte. So wie er an den Tisch gekommen war, so ging er, ohne ein Wort.

Ω

Nur eine Stunde und fünfzehn Minuten Flugzeit von Boston entfernt, in New York City, erhielt Larry Beauford, der nichts mit der Gründung der in South Carolina gelegenen Stadt Beaufort im Jahr 1711 zu tun hatte, Besuch

von Neptun. Auf der Liste mit den sechzig Namen nahm er eine Sonderstellung ein. Larry war kein gewöhnlicher Psychiater, sondern ein Professor der Psychologie. Er leitete eine kleine Klinik für psychisch erkrankte Menschen und besaß einen ausgezeichneten Ruf, der jedoch trog. Im Gegensatz zu vielen anderen Namen auf der Liste mit den sechzig Personen gehörte er den Leuten an, die freiwillig diesen Platz eingenommen hatten. Finanzielle Nöte hatten ihn dazu gedrängt, ansonsten hätte Larry seine Klinik zunächst überhaupt nicht aufbauen können und später wäre er dazu gezwungen gewesen, sie aufgeben zu müssen. Mit dem einen Schritt auf die Liste konnte er den Schritt in die Bedeutungslosigkeit vermeiden und den in die Bankrotterklärung abwenden. Daraus ergab sich, dass Neptun den Professor nicht aufsuchte, um ihm zu drohen oder weh zu tun, stattdessen sollte er ihn treffen, um ihn vor eventuellen neugierigen Leuten der Aufsichtsbehörden oder der Medienvertreter zu warnen. Vereinfacht gesagt, handelte es sich bei der Aufwartung von Neptun bei dem Professor um eine überflüssige Aktion, aber nicht Neptun hatte das Sagen, sondern er war das ausführende Organ und er tat, was ihm gesagt wurde.

Keine Namen, keine Details und keine intimen geschäftlichen Gespräche am Telefon, das waren die Vorsichtsmaßnahmen, auf die Roger Dovell sehr großen Wert legte. Gelegentliche Zuwiderhandlungen hatten in der Vergangenheit zu zwar lösbaren Problemen geführt, nur hätten sie durch die Einhaltung der Sicherheitsvorschriften vermieden werden können. Die Personen, die gegen die Bestimmungen verstoßen hatten, wurden fortan zu Sicherheitslücken erklärt, die schnell geschlossen werden

mussten. Schon kurze Zeit später legte sich ein Sargdeckel über die Menschen, die gegen die Sicherheitsauflagen verstoßen hatten. Stets handelte es sich dabei um Unfälle, die tragisch waren und selten irgendwelche Fragen offenließen. Das Leben war ebenso, es war nichts anderes, als eine Lotterie, bei der die Gewinner von vornherein feststanden. Hin und wieder profitierten arme Schlucker von diesem System, aber das geschah selten und wenn, dann nur um zu blenden und um verschleiern zu können, dass es sich bei den Gewinnzahlen in Wahrheit um gar keine Glückszahlen handelte.

Ω

Der Feierabend wurde von der Uhrzeit angekündigt und je näher er rückte, umso unruhiger wurde Jesse Owens. Längst hatte er registriert, dass Forrest ohne sein Handy das Büro verlassen hatte, was er nicht als so dramatisch empfand, wie der Detektiv es vor Stunden getan hatte. Jesse begann sich Sorgen zu machen. Er war es von Forrest nicht gewohnt auf diese Weise unwissend stehen gelassen zu werden. Der Detektiv war gewiss kein Teamplayer, aber ihm gegenüber gab er sich nicht als der Einzelgänger, als der er von den anderen Kollegen beschrieben wurde. Ohne Zweifel, der Detektiv war eine zähe Nuss, meistens nicht einfach zu nehmen, oft launisch, aber dafür war er ein Kollege, der sich seiner Verantwortung stellte und nach Möglichkeit nichts dem Zufall überließ. Jesse war sich deswegen sicher, dass Forrest ihn im Büro nach dessen Rückkehr aus Cambridge aufgesucht hätte und sei es nur aus dem Grund, um ihm mitzuteilen, dass es Zeit dafür wurde, den Arbeitstag abzuschließen. Nachdenklich sah er

zum Telefon und fragte sich, ob Forrest die Familie von Sam Ridge gefunden hatte. Wenn nicht, wäre er mit schlechter Laune längst im Büro und hätte nicht anders gekonnt, als ihn an seiner miesen Stimmung teilhaben zu lassen. Wenn, dann hätte ihn der Detektiv davon unterrichtet, unabhängig davon, ob er das Handy bei sich trug oder nicht. Jesses Sorgen wurden nach diesen Gedanken größer und erhielten Unterstützung durch eine aufkommende Nervosität. Er ließ seine Bedenken fallen, schnappte sich den Telefonhörer und wählte die Privatnummer von Forrest. Nach mehrmaligem Läuten hob Betty am anderen Ende der Leitung ab. Jesse tat so, als ob er bereits zu Hause wäre und im Department etwas vergessen hätte und fragte, ob er mit Forrest sprechen könnte oder ob sich dieser noch im Büro befand. Betty konnte ihm über den Aufenthalt von Forrest keine Auskunft geben, immerhin erfuhr Jesse auf diese Weise, dass der Detektiv, wie er es richtig angenommen hatte, nicht zu Hause war. Er telefonierte die Stellen im Department ab, die gewusst hätten, ob Forrest in den vergangenen Stunden um Verstärkung gebeten hatte und erhielt immer die gleiche Antwort. Nein, der Detektiv hatte keine Unterstützung erbeten und niemand wusste, wo er war.

Damit wurde die Situation für Jesse schwierig. Egal, was er zu tun beabsichtigte, oder mit seinem Handeln heraufbeschwören könnte, er lief Gefahr in den Augen von Forrest abgewertet zu werden. Jesse und der Detektiv waren innerhalb einer sehr kurzen Zeit zu einem Team geworden und es hatte sich inzwischen eine distanzierte Freundschaft zwischen ihnen aufgebaut. Forrest und er sprachen selten über private Dinge, aber trotzdem kannten sie sich gut. So wie Forrest ihn, konnte Jesse den Detektiv einschätzen und

er wusste, dass Forrest überstürzte, unüberlegte und sinnlose Aktionen hasste. Sie schätzen sich, respektierten einander und neben der guten Zusammenarbeit war Jesse dem Detektiv äußerst dankbar. Forrest hatte er es zu verdanken, dass er nach den erlittenen Verletzungen, trotz der körperlichen Behinderungen, bei der Polizei bleiben konnte. Der Detektiv hatte sich vehement für ihn eingesetzt, ihm danach auch anderweitig geholfen und all das hatte ihr Vertrauensverhältnis zueinander in jeder Form enorm gefördert. Keinesfalls wollte Jesse diese Basis und die Freundschaft zu Forrest wegen einem voreiligen Handeln gefährden.

Jesse sah auf die alte Uhr an der Wand, die hinter dem Arbeitsplatz von Forrest hing. Es war kurz vor achtzehn Uhr, damit war der Detektiv in seinen Augen mehr als überfällig. Trotzdem entschloss er sich, eine weitere Stunde zu warten. Danach wollte er Alarm schlagen, in einer Stunde sollte es ihm egal sein, ob er die Pferde umsonst aufscheuchte oder nicht, auch seine Geduld hatte mal ein Ende. Entgegenkommender konnte er gegenüber dem Detektiv nicht handeln, aus Sorge um ihn.

Ω

Fast zur gleichen Zeit verließ Baby das Haus. Bevor er dies tat, sah er wie jeden Tag nach der alten Dame auf dem Dachboden. Jedes Mal, wenn er sie sah, wurden die Stimmen in seinem Kopf lauter und schrien ihm fordernd zu, sie zu töten. Sie feuerten ihn an es zu tun, spendeten ihm lauten Applaus bei jedem Schritt, den er auf sie zuging. Plötzlich ebbte der Beifall ab und verwandelte sich in ein gellendes Pfeifkonzert in seinen Ohren, sobald er sie von der

Knebelung befreite und ihr etwas zu trinken gab. Baby registrierte es nicht. Genau in diesen Momenten gewann er den Kampf gegen die vielen Dämonen in seinem Kopf, und zwar dadurch, indem er ihrem Wunsch des Tötens nicht nachkam. In diesen Augenblicken wurde er von einem anderen Verlangen geleitet und das war stärker als alles andere. Er wollte die alte Frau leiden sehen, ja, sie sollte qualvoll sterben und nach Möglichkeit in einer Weise, die es ihm ersparen könnte, sie anzufassen, so sehr hasste er sie, so sehr ekelte er sich vor ihr. Sie sollte, das war sein Wunsch, nach und nach in ihrem Urin und Kot verfaulen. Er hatte nicht vor sie umziehen oder waschen zu lassen, sondern wollte dabei zusehen, wie sie immer weniger wurde und immer stärker zu stinken begann. Er konnte sie am Leben halten, tagelang, wenn es notwendig werden sollte sogar wochenlang, aber mehr wollte er nicht für sie tun. Vielleicht einmal in der Woche, auf keinen Fall öfter, wollte Baby sie mit einem Wasserschlauch abspritzen, aber nur, um zu sehen, ob ihre Furunkel erfreulicherweise größer wurden und sich an ihrem Körper auszubreiten begannen. Wie immer bevor er ihr die Wasserflasche an den Mund hielt, deutete er ihr an, ruhig zu bleiben. Er wollte sie nicht sprechen hören und nie wieder ihre Stimme in seinen Ohren nachklingen lassen. Sie hatte eine hässliche Stimme, für eine Frau war sie viel zu tief und rau. Nachdem sie gierig getrunken hatte, knebelte sie Baby wieder, obwohl es eigentlich gar nicht notwendig gewesen wäre. Am Tag hätte sie wegen des Lärms auf der Straße niemand gehört, abends bestand ein kleines Restrisiko, das er nicht eingehen wollte. Sie war jetzt in seiner Hand, so wie er einst in ihrer gewesen war und nun war es an der Zeit, ihr die Quittung für die

erhaltene Rechnung zu präsentieren. Er konnte nicht anders, er musste ihr die Bosheiten und Gemeinheiten heimzahlen und diesen sehnlichen Wunsch konnten ihm nicht einmal die Gespenster in seinem Kopf stehlen. Trotzdem zahlten sie es ihm mit einem gellenden Pfeifkonzert heim. Kaum hatte er die Frau geknebelt, wurde das Pfeifen in seinen Ohren unerträglich und es zwang Baby in die Knie. Niemand sonst hätte es geschafft, Baby zu Boden zu bringen, nur die Kreaturen in seinem Kopf konnten seine körperlichen und seelischen Kräfte bezwingen. Früher war es der alten Frau in einer anderen Form gelungen, aber damals war Baby fast noch ein Kind gewesen und zudem hatte er gelehrt bekommen, einer Frau gegenüber immer anständig zu sein. Die alte Dame war seitdem kein weibliches Wesen für ihn. Sie war eine Hexe und eine Furie, die eine Mitschuld daran trug, dass er von den Geistern gefunden worden war und von ihnen zwischenzeitlich täglich belästigt wurde.

Ohne ein Wort mit seiner Oma gesprochen zu haben verließ Baby den Dachboden und kaum war er mit seinen Dämonen allein, wurde er wieder zu ihren hörigen Untertanen. Nicht sofort, sondern mit jedem Schritt mehr. Mit jeder Stufe, die er auf dem Weg in das Erdgeschoß hinter sich ließ, näherte sich Baby den Kreaturen. Er musste ihnen entgegen gehen, um sie deutlich verstehen zu können. An diesem frühen Abend schienen die Gespenster außerhalb des Hauses ihr Unwesen zu treiben. Baby verließ das Haus ohne Gegenwehr. Inzwischen waren die Dämonen seine Freunde geworden. Er eilte ihnen nach und verstand mit jedem Meter, den er zurücklegte, ihre Worte besser. Es waren nicht die Worte wie sonst, sie klangen anders und als Baby sie endlich deutlich hören konnte, blieb er abrupt

mitten auf dem Bürgersteig stehen. Die an ihm vorbeieilenden Passanten starrten ihn wie einen verblödeten Idioten an, wichen ihm aus und wunderten sich über seine erstarrte Haltung. Niemand blieb stehen, um ihn zu fragen, ob es ihm gut ging, stattdessen schlug ihm Spott, Ignoranz und Gleichgültigkeit entgegen. Rund eine Minute stand Baby regungslos da, dann lehnte er sich gegen die nächstliegende Hausmauer. Er bemerkte es nicht, aber er führte ein lautes Selbstgespräch und die Leute, die an ihm vorübergingen, empörten sich über seinen Zustand und fragten ihre Begleiter oder wunderten sich im Stillen darüber, wie ein Mensch um diese Uhrzeit dermaßen betrunken sein konnte. »Nein, das tue ich nicht«, wiederholte sich Baby öfter, schüttelte dazu abweisend den Kopf und nahm seine Umgebung erst wahr, als ihn eine fremde Hand berührte.

»Hey Kumpel, du musst nichts tun, was du nicht tun willst. Alles okay mit dir?«, wurde er von einem Mann gefragt, der als einziger stehen geblieben war und sofort von Gaffern umringt wurde.

Für einen winzigen Augenblick ließen die Dämonen Baby los. Er sah den Mann an, der ihn angesprochen und berührt hatte und in die Gesichter der Leute, die aus Neugier stehen geblieben waren. Baby bedankte sich für die Fürsorge und lief davon. Sein Weg war kurz. Er rannte die Stufen in das Gewölbe der Untergrundbahn hinab und stieg in die nächste U-Bahn, die in der Station stehenblieb. Er fuhr stundenlang kreuz und quer durch die Tunnels der Stadt und versuchte, auf diese Weise ein letztes Mal seinen Gespenstern zu entkommen, da sie ihm selbst im Sitzen auf Schritt und Tritt folgten.

Es war der endgültig letzte Kampf, den Baby gegen seine Geister führte und den er verlor. Der Übermacht der Stimmen in seinem Hirn, war er selbst als ein Koloss von Mann nicht gewachsen. Wie von einem Chor, aus dessen vielen Mündern Peitschenschläge erklangen, wurde er von den Stimmen in seinem Kopf geschlagen. »Komm Baby, komm Baby mit uns, lass sie uns alle töten!«, hörte er sie fortwährend sagen. Baby hatte keine Kraft mehr, er hätte jeden besiegen können, nicht jedoch die Kreaturen, die Besitz von ihm ergriffen hatten. Sie waren wie Blutegel, die jeden Widerstand aus ihm heraussaugten. Baby gab auf und folgte den Gespenstern, die nur er sah und hörte.

Ω

Detektiv Forrest Waterspoon hatte alle Hände voll zu tun. Mit der linken Hand hielt er sich einen mit Eiswürfeln gefüllten Waschlappen an den Hinterkopf, mit der rechten tupfte er sich die Augen ab, die von einer Sprayattacke in Mitleidenschaft gezogen worden waren.

»Es tut mir so leid Detektiv, wir konnten ja nicht ahnen …«

»Behandeln sie jeden auf diese Weise, der vor ihrer Tür steht?«, versuchte es Forrest mit schwarzem Humor, aber es misslang. Er legte den Waschlappen neben sich auf die Bettkante, auf der er saß und sah aus feuerroten Augen die Frau an, die er eben unterbrochen hatte. Sein Kopf brummte und in seinem Hirn hörte er ein Rauschen, das der Geräuschkulisse der Niagarafälle ähnelte. Dennoch war ihm bewusst geworden, dass er Mandy Ridge und ihre Kinder gefunden hatte, aber es beruhigte ihn in diesem Moment nicht, sondern erzeugte gemischte Gefühle in seiner Seele. Wusste die Frau, dass ihr Mann und der ältere Sohn tot

waren, fragte er sich und wollte von Mandy eine andere Antwort haben: »Mit was wurde ich niedergeschlagen?«

»Das war ich«, gab der jüngere Sohn stolz zu, der am Tisch neben seiner Mutter saß und Tim hieß. »Ich habe meinen Baseballschläger benutzt, aber darauf geachtet, dass ich ihnen nicht den Schädel einschlage.«

»Aha, sehr aufmerksam und freundlich von dir und wie lange war ich bewusstlos?«

Tim lächelte. »Fast zwanzig Minuten.«

Forrest entfuhr ein schmerzhaftes Stöhnen. »Also, kann man das kontrollieren, ob man jemanden bewusstlos schlägt oder jemandem den Kopf spaltet?«, blickte Forrest den jungen Mann an. »Egal, es war ein guter Schlag«, gab er dem Teenager reiferen Alters zu verstehen, dass er ihm die Tat nicht übelnahm. Seine Augen richteten sich auf die Mutter, auf deren Schoss die Tochter saß. »Ich kann mir denken, warum ich auf eine ungewöhnliche Art begrüßt und ins Zimmer gezerrt wurde. Sie haben Angst und deswegen verstecken sie sich hier. Das ganze Bostoner Police Department ist auf der Suche nach ihnen.« Forrest sah sich um, für mehr als zwei Personen war das Apartment wie er fand zu klein. Ihm gegenüber saßen bereits drei verängstigte Menschen. Die Furcht war weder der Mutter noch den Kindern anzusehen, aber deutlich war die Unsicherheit der Drei zu erkennen. »Wovor oder vor wem haben sie Angst? Vor wem verstecken sie sich und warum hier?« Mandy Ridge war eine attraktive Frau, aber es wurde sofort offensichtlich, dass sie zu der skeptischen, nachfragenden, vertrauenslosen und vorsichtigen weiblichen Sorte gehörte. Vielleicht antwortete sie deswegen nicht auf die Frage. Forrest hatte keine Wahl, er musste sich einen Überblick

verschaffen, inwieweit die Frau des ermordeten Sam Ridge, vormals Snyder, in die dubiosen Mordfälle involviert war. »Gut, dann sagen Sie mir wenigstens, wo ihr Mann ist?«, stellte Forrest die Frage, die er nicht stellen wollte.

»Ich weiß es nicht, er ist seit Tagen nicht mehr hier gewesen.«

Ein kalter Schauer lief dem Detektiv den Rücken hinab und eine Hitzewelle durchlief seine moralische Ader. Die Frau wusste noch nicht, dass ihr Mann tot war und er beschloss, es für den Moment dabei zu belassen. Es fühlte sich deswegen nicht schlechter als ohnehin. In der gegebenen Lage und wegen den Kindern, hielt er es im Augenblick für das Beste. Fakt war, das der ermordete Ehemann Angst um seine Familie gehabt hatte, warum auch immer. Das Sam und sein älterer Sohn tot waren, zeigte Forrest, dass die gesamte Familie in großer Gefahr schwebte, obwohl er nach wie vor nicht wusste, warum und weswegen. Wenn es sich so verhielt, wie er es vermutete, dann waren Mandy Ridge und ihre Kinder auf dem Universitätsgelände genauso gefährdet, wie sie es bei sich zu Hause gewesen wären. Das Versteck auf dem Campus mochte zunächst ideal gewesen sein, das traf mit sofortiger Wirkung nicht mehr zu. Was Jesse und er geschafft hatten, nämlich die richtigen Schlüsse zu ziehen und die Familie zu finden, dazu waren die Mörder von Sam Ridge und dessen Sohn mit Sicherheit ebenso in der Lage. Forrest überlegte, wie er die Familie ohne großes Aufsehen in Sicherheit bringen konnte, vor allem suchte er in seinen Gedanken nach einem Standort, der den erforderlichen Schutz bot. »Wir müssen sie hier wegbringen«, erhob er sich, vermutete hinter einer Tür das

WC, deutete Mandy an, es benützen zu wollen und wusch sich bei offener Tür die Augen aus.

»Ich verstehe das alles nicht, was geht hier vor?«, hörte er Mandy aus dem Wohnschlafraum fragend klagen.

Forrest trocknete sich das Gesicht ab, begab sich zurück und blieb zwei Schritte vor Mandy und ihren Kindern stehen. »Wir reden später darüber, packen sie jetzt ihre wichtigsten Sachen ein und dann verschwinden wir hier.« Der Detektiv war erleichtert, dass Mandy seine Anweisung hinnahm und Anstalten machte sie zu befolgen, zugleich wunderte es ihn. »Was ist, wenn ich gar kein Detektiv bin und die Marke gefälscht ist?«, fragte er sie deswegen.

Nicht die Mutter, sondern Tim, der Sohn, antwortete: »Halten sie uns für dämlich, wir haben es überprüft.«

Forrest nahm den Waschlappen in die Hand und fuhr sich mit diesem erneut über die Augen. »Ach, und wie, wenn ich fragen darf?«

Mandy war es, die ihm die Auskunft gab. »Wir haben im Department angerufen und wollten Sie sprechen, so haben wir gewusst, dass Sie tatsächlich existieren. Wir haben nicht drauf gewartet, bis wir verbunden werden, sondern sofort aufgelegt.«

Forrest nickte anerkennend. In diesem Moment fiel ihm Jesse ein. »Von wo haben Sie angerufen?«

Mandy deutete auf das Fensterbrett, auf dem ein Handy lag. »Es ist ein Prepaid Handy, mein Mann hat es mir gegeben.«

Forrest bat Mandy Ridge, es benutzen zu dürfen, und rief in der Notrufzentrale an, die wiederum eine Verbindung zu Jesse hergestellt hatte.

Es war drei Minuten vor acht Uhr abends. Forrest sah und hörte es nicht, aber Jesse blickte auf die Uhr, als er aufgelegt hatte. Erleichtert verfluchte er Forrest, wünschte ihm die Pest an den Hals oder wenigstens einen länger anhaltenden Durchfall. Die Freude, dass dem Detektiv nichts geschehen war, überwog die bösartigen Gedanken, die er gehegt hatte. Aber da war noch ein anderes Gefühl, welches er nicht in Worte fassen konnte. Es war eine Vorahnung, die ihm nicht gefiel und die ihn befürchten ließ, dass der Fall längst noch nicht abgeschlossen war.

7. Kapitel

Samstag / Vormittag

Baby hatte den Krieg gegen seine Dämonen verloren, aber es gab noch zwei Schlachtfelder, auf denen er präsent war. Es handelte sich bei diesen Kampfarealen um keine Nebenschauplätze, sondern um Orte, die ihn einerseits angetrieben und anderseits ausgebremst hatten. Der Dachboden, auf dem von ihm seine Oma gefangen gehalten wurde, war der Ort seines Willens. Unbedingt wollte er die alte Frau leiden und sterben sehen. Der Wunsch hatte sich durch die Träume davon dermaßen gravierend in seinem Kopf festgesetzt, dass er durch ihn in die Lage versetzt wurde, den Gespenstern Befehle zu erteilen. Es war immer dieselbe Order, die ihnen aufgetragen wurde und sie bezog sich darauf, dass sie ihren Mund zu halten hätten. Tatsächlich waren die Anweisungen von den Dämonen befolgt worden, wenn auch nur vorübergehend. Es waren jedoch kurze Momentaufnahmen, wenige Sekunden oder Minuten, in denen die Geister gegen den Wunsch und Willen von Baby machtlos waren. Die Welt der Gespenster besaß dadurch keinen Zugriff auf ihn. Die alte Dame war somit nur noch deshalb am Leben, damit Baby ihr beim qualvollen Sterben zusehen konnte. Sie wäre längst von ihm umgebracht worden, wenn es diesen Willensort nicht gegeben hätte. Ohne den Wunsch sie krepieren zu sehen, wäre er ein Sklave seiner Dämonen geblieben. Seine Großmutter war nicht tot und hatte es den Umständen zu verdanken, die ihren Enkel die Kraft gaben, zeitweise die Oberhand über die Geister zu behalten. Von einem Nebenschauplatz konnte aus dieser Sicht somit keine Rede

sein. Baby wollte ihr beim Dahinsiechen zusehen und das trieb ihn an, die Gespenster in seinem Kopf zum Schweigen zu bringen. Umgekehrt hatte es dieser Punkt bis in die Gegenwart verhindert, dass er endgültig zum Richter und Henker seiner Oma geworden war.

Der zweite Ort dieser Art befand sich drei Etagen unter dem Dachboden. Es waren die Zimmer seiner beiden Kinder Joseph und Cindy. Dieses Kapitel seines Lebens hatte ihn nicht in zwei Hälften gespalten, sondern in viele Einzelteile. Die Schauplätze hatten nichts mit den Sprösslingen von Baby zu tun, stattdessen mit dem verlorenen Krieg gegen seine Geister. Er war den Dämonen gefolgt, wenn sie nach ihm gerufen hatten, und führte ihre Anweisungen aus, die ihm erteilt wurden. Er konnte den Befehlen der Kreaturen keine Folge leisten, falls er zuvor nicht in den Zimmern seiner Kinder war. Dieses Phänomen besaß einen Widerspruch zu seinen kranken Gedanken, aber ebenso hätte es ein Symptom eines gesunden Denkens sein können. Inzwischen war Baby psychisch ein anderer geworden, so dass ihm keine Krankheitsanzeichen angesehen wurden. Nicht im menschlichen Ermessen. Im Gegenteil, stattdessen hatte der Rest seines Wesens wie ein Fremdkörper auf ihn gewirkt. Seine Reaktion auf dem Bürgersteig in der Stadt, plötzlich stehen geblieben zu sein, war ein Symptom oder gar ein Hilfeschrei seiner letzten gesunden Hirnzellen. Niemand, der ihn in diesem Moment gesehen hatte, konnte es erkennen. Wie auch, für die Umstehenden war Babys Verhalten absolut unnormal. Er wäre den Stimmen in seinem Kopf nur dann gefolgt, wenn er einen Gegenstand von einem seiner Kinder bei sich getragen hätte. Mit einem Utensil, das ursprünglich Eigentum von Joseph oder Cindy

war, wurde er zum ausführenden Organ der Kreaturen, die sich in seinem Verstand eingenistet hatten. Ohne ein Objekt, welches eigentlich für eines der Kinder gedacht war, entpuppte sich Baby gegenüber den Gespenstern als nicht gehorsam. Zu spät hatte er es bemerkt, dass er die Kinderzimmer vor dem Verlassen des Hauses nicht aufgesucht hatte. Aus diesem Grund war er in der Stadt unerwartet mitten auf dem Bürgersteig stehen geblieben. Die Konsequenz daraus war der innere Machtkampf zwischen den Dämonen und den letzten gesunden Hirnzellen, die sich in einem Schlupfwinkel von Babys Kopf versteckt hatten. Merkwürdigerweise verloren die Geister diesen Kampf immer. Sie trieben ihn stets an, riefen ihm Bosheiten zu, aber nie waren sie in der Lage sich durchzusetzen. In ihrem Wortschatz existierte keine Zurückhaltung, nur ein Vorwärtsdrang. Somit hatte Baby unbewusst die Auseinandersetzung gegen die Kreaturen in seinem Verstand vorübergehend gewonnen. Das hatte er dem letzten menschlichen Rest zu verdanken, der noch in ihm wohnhaft war, der sich jedoch vor den neugierigen und empörten Passanten verborgen hatte. Baby war danach ziel- und sinnlos mit der U-Bahn hin- und hergefahren, bis er von einem Schaffner aus dem Zug verwiesen wurde, da die Bahn für einige Stunden den Fahrdienst laut Fahrplan einzustellen hatte. Unbeeindruckt verließ er den Waggon und setzte seinen Weg, von dem er nicht wusste, wohin er ihn führen sollte, zu Fuß fort. Es war inzwischen ein Uhr morgens, und obwohl der zeitlich vergangene Freitagabend ausgehmäßig über die erste angebrochene Stunde des Samstags dominierend war, die Straßen zeigten sich fast menschenleer. Das Wetter hatte ein wenig normalisiert.

Während die Natur vernünftig zu werden schien, litt Baby darunter, den Kampf gegen seine Geister siegreich gestaltet zu haben. Seitdem er seine Oma verlassen hatte, gaben sie keine Ruhe und reagierten auf die von ihm gewonnene Etappe feindseliger als je zuvor. Sie beschimpften ihn, nannten ihn einen Feigling und Versager, das Schlimmste bestand darin, dass ein Teil der Gespenster innerhalb seiner Gehirnwindungen umgezogen war. Die eine Hälfte der Geistergruppe, die einen neuen Standort in seinem Hirn ohne seine Einwilligung bezogen hatte, verursachte einen Lärm, der ihm das Gefühl gab, dass sein Schädel jeden Moment wie eine herabfallende Melone zerplatzen könnte. Die andere griff sein Selbstwertgefühl an, nicht mit Beschimpfungen seiner Person, sondern mit kreischendem Gelächter. Die Kreaturen lachten ihn höhnisch, abwertend und verwerflich aus. Sie schnitten ekelhafte Grimassen dazu und zeigten ihm mit obszönen Gesten, was sie von ihm hielten. Irgendwann in den frühen Morgenstunden sahen die Dämonen endlich ein, dass sie in dieser Nacht keinen Zugriff auf Baby bekommen sollten. Solange er ohne einen Gegenstand herumlief, der ausschließlich Babys oder Kindern vorbehalten war, konnten sie ihn martern, terrorisieren und peinigen, doch es war ihnen unmöglich, ihm ihren Willen aufzuzwingen. Sie ließen mit der erlangten Einsicht von ihm ab, aber ihn nicht gänzlich los. Regelmäßig waren sie dabei ihr Opfer an ihre Anwesenheit zu erinnern. Es waren Symptome, mit denen Baby gelernt hatte zu leben und umzugehen. Übermüdet begab er sich nach Hause und schlief im Wohnzimmer im Nu auf dem verkohlten Sofa ein.

Ω

Das Wochenende begann in Boston wie woanders auch. Die meisten Menschen hatten frei und vergaßen die Leute, die ihrem Job nachgingen und zu einem gewissen Teil dafür sorgten, dass die Mitbürger, die ihre freien Tage genießen wollten, tatsächlich die Möglichkeit dazu bekamen. Der öffentliche Nahverkehr belieferte die Gastronomie mit Gästen, die Köche und Servicekräfte versuchten, ihre Kunden zu verwöhnen, und an anderen Stellen bemühte sich das medizinische Personal um das Wohlbefinden der Kranken und Alten. Die Gegensätze waren krass, überall, aber niemand störte sich daran, vor allem die Leute nicht, die ihre Vierzig-Stunden-Woche hinter sich hatten. Das Leben war eben so, es besaß seine Sonnen- und Schattenseiten. Einige Menschen, die wegen ihrer Tätigkeit gar nicht mehr wussten, wie sich ein zusammenhängendes Wochenende von zwei Tagen anfühlte, waren deswegen frustriert. Zur Belohnung wurden sie mit der Aussage konfrontiert, dass sie einen vernünftigen Beruf hätten lernen sollen. Dabei waren die Voraussetzungen einer Berufswahl in keinem Jahrzehnt leicht und der Traumberuf wurde durch immer größer werdende Anforderungen irgendwann unerreichbar. Die Zeiten hatten sich eben verändert, und was vor vierzig bis fünfzig Jahren undenkbar erschienen war, gehörte inzwischen zu den Selbstverständlichkeiten des Alltags. Geöffnete Geschäfte am Samstag, manchmal auch am Sonntag, einige versorgten ihre Kunden sogar rund um die Uhr, waren ein Beispiel dafür. Das Konsumverhalten hatte sich außerdem radikal gedreht und wurde zunehmend auf die Bedürfnisse der Konsumenten zugeschnitten. Zumindest erschien es jedem so und vor allem die jüngeren Menschen, kannten es nicht anders. Sie waren in diese Ära

hineingeboren worden. Für sie war es unvorstellbar, dass vor noch nicht langer Zeit der Tante-Emma-Laden um die Ecke im Notfall an einem Samstag oder Sonntag mit Ware ausgeholfen hatte. Und wenn nicht, dann war es der Nachbar. Jedenfalls ließ sich in keiner Zeitschrift ein Artikel finden, dass damals irgendjemand aufgrund von geschlossenen Läden verhungert oder gar erfroren war. Dem Verbraucher wurde suggeriert, dass die verlängerten Öffnungszeiten der Geschäfte und die ausgeweiteten Fahrzeiten der öffentlichen Verkehrsmittel zu seinem Nutzen eingeführt worden waren. Hinter der Konsumfreundlichkeit verbarg sich jedoch ein Gedanke, der damit nichts gemein hatte. Die längeren Ladenzeiten bedeuteten nicht unbedingt mehr Umsatz, einen höheren Gewinn und zusätzliche Steuereinnahmen, sondern sie beinhalteten die Grundidee der Abhängigkeit. Es sollte sich zeigen, ob der Konsument gesteuert werden konnte, und nach anfänglichen Protesten gegen die neuen Ladenschlusszeiten, die zudem überschaubar waren, wurde ersichtlich: Der Verbraucher war leichter zu lenken, als zunächst vermutet, und die gesamte Industrie besserte in sämtlichen Bereichen nach. Schneller, höher, weiter hieß in diesem Fall mehr Ware, schlechtere Qualität, noch dazu billig produziert und ein Angebot im Überfluss. Nicht die Kassiererin an der Kasse, der Verkäufer im Schuhgeschäft oder der Bäcker und Metzger nebenan profitierten davon, stattdessen die Großindustrie. Sie hatte zudem ihre Mitarbeiter für die erbrachten Leistungen nicht entlohnt, sondern in dem Maß behandelt, wie es Plantagenbesitzer mit Sklaven handzuhaben pflegten. Mit dem Aufbau dieses Konstruktes war in den siebziger Jahren begonnen worden

und es wurde fortlaufend verbessert. Wie die Angestellten wurde die Gesellschaft versklavt, allerdings in einer berechnenden Art und Weise. Den Kassierern und ihren Kollegen erging es nicht anders wie einem großen Teil der Dienstleistungsbranche. Sie verrichteten mehr Stunden und verdienten weniger als die meisten ihrer Kunden, von denen sie regelmäßig verbal beleidigt und angefeindet wurden. Während sich die Arbeiterschaft zwangsweise ausbeuten ließ, vollzog sich ein Wandel in der Gesellschaft. Die Ware, gleich welcher Sorte, musste in Masse vorhanden und billig sein. Sie sollte nicht erst morgen verfügbar sein, sondern sofort, und es wurde nicht mehr mit Hirn eingekauft, stattdessen im totalen Überfluss. Das Konzept der Industrie war aufgegangen und es wurde laufend an Optimierungen gearbeitet. Aus diesem Grund trafen sich am Samstagmorgen in einem gläsernen Wolkenkratzer ein Dutzend Männer, von denen jeweils vier eine Branche vertraten. Bei den zwölf Personen handelte es sich um hochrangige Köpfe, die entscheidungsbefugt waren. Ein Drittel der Herren gehörte dem Pharmaunternehmen an, das zu diesem Treffen eingeladen und als Gastgeber fungiert hatte. Die eine Hälfte der verbliebenen Anwesenden hatte den Auftrag, die Interessen der Lebensmittelindustrie zu schützen, die andere, die Branche, die für die Lieferung von Chemikalien und Zusatzstoffen verantwortlich war.

Die Interessensgruppen waren in gewisser Weise voneinander abhängig, obwohl es dem Normalbürger nicht bewusst gewesen wäre und er es auf den ersten Blick nicht sehen konnte und zudem nicht wissen sollte. Die drei Industriebereiche funktionierten in der Art, wie sich die gesamte Weltwirtschaft entwickelt hatte, mit einem

erheblichen Unterschied: Es gab keinen einzigen Industriezweig, dessen Interessen nicht auf Gewinn und hohen Profit ausgerichtet war. Die Autobranche machte die Menschen mobil, sorgte für Unabhängigkeit und somit die Fortbewegungsmöglichkeit des Einzelnen. Das war eine schöne Sache, außer es wurde das Pro und Kontra gegeneinander abgewogen. Um ein Auto zu bauen, waren verschiedene Materialien und eine große Menge an Kleinteilen notwendig. Subunternehmer wurden engagiert und von den Aufträgen der Autokonzerne abhängig. Hinzu kam der Aufwand der Produktion. Je schneller und billiger ein Fahrzeug gebaut werden konnte, umso höher der Profit. Ging der Plan nicht auf oder sorgten andere Umstände für den Konkurs eines Konzerns, so riss er die Subunternehmer mit in den Untergang. Tausende Menschen verloren ihren Arbeitsplatz und hunderte von ihnen ihre schwer erarbeitete Existenz. Die stets im Schatten lauernde Möglichkeit eines Ruins erbrachte vielen Industriezweigen eine Lobby, die jeder vernünftige Mensch als eine kriminelle Clique bezeichnen würde. Der Unterschied zwischen der Pharma- und der Lebensmittelindustrie sowie ihrer Zulieferer an Chemie- und Zusatzstoffen bestand ungesehen und unerkannt darin, dass sie nicht von der Menschheit abhängig waren, sondern es verhielt sich genau umgekehrt. Die Pharmaindustrie brüstete sich damit, die Gesundheit des Menschen zu erhalten oder wiederherzustellen und sein Umfeld sowie die Umwelt vor Schädlingen und Plagen zu bewahren. Hinzu kamen die Produkte für Hygiene und Kosmetik. Diese Sparte der Industrie war in vielen Sektoren von den Forschungen und Entwicklungen der Pharmabranche abhängig.

Bei der Lebensmittelindustrie verhielt es sich nicht anders. Sie ernährte die Menschen, war somit ein noch wichtigerer Bestandteil der Wirtschaft. Nicht nur das, sie gab der Bevölkerung nicht allein Nahrung, sondern verführte und verwöhnte sie und ihre Kinder mit Produkten, die in gewisser Form ein Suchtpotenzial besaßen. Dass in diesem Industriezweig mit Lebensmitteln oder Stoffen, die der Lebensmittelherstellung dienten, angefangen wurde, weltweit an der Börse zu spekulieren und zu handeln, war am Ende keine Überraschung. Wenn, dann nur für den ahnungslosen und an seiner Unwissenheit unschuldigen Verbraucher. Die Hersteller von Chemikalien und Zusatzstoffen besaßen viele Abnehmer. Unter ihnen befanden sich Waffenkonzerne, aus den meisten Staaten der Welt, um ihren Militärapparat auf dem modernsten Stand zu halten und, um im Kampf gegen den Terrorismus, bestehen zu können. Ebenso bedienten sie die Medizin und die Wissenschaft. In der Zusammenarbeit mit der Pharma- und Lebensmittelindustrie hatten die Lieferanten der Zusatzstoffe die höchsten Umsätze zu verzeichnen. Auch bei den Interessensgruppen verhielt es sich wie immer und leider fast überall: Wer zu viel hatte, bekam nie genug. Die drei Domänen der Weltwirtschaft, wobei die Zulieferer an Zusatzelementen eher als Subunternehmer angesehen werden konnten, gehörten zu jenen, denen die Weltbevölkerung nie zu hoch sein würde. Mehr Menschen bedeuteten höheren Absatz an Medikamenten und anderen Produkten. Eine steigende Anzahl an Mäulern auf der Welt ließ die Nachfrage nach Nahrung und Artikeln aller Art steigen. Lebensmittel hatten inzwischen insbesondere die westliche Gesellschaft nicht nur zu ernähren, sondern sie

mussten für das Auge verlockend sein und nicht gut, stattdessen vorzüglich schmecken. Leider war auch der Geschmack manipulierbar.

Die Menschheit näherte sich im Eiltempo der Zahl von zehn Milliarden Erdbewohnern. Für die Pharmaindustrie und Zulieferer stellte diese Ziffer keine Versorgungshürde dar, für die Lebensmittelindustrie hieß es: noch nicht. Dieser Zweig war mitunter einer höheren Gewalt ausgesetzt. Durch den Klimawandel kam es in der Produktion und Versorgung manchmal zu Engpässen. Aus dieser Sicht war sie somit der anfälligste Teil des Bündnisses. Ihre Position wurde durch die Tatsache der Unverzichtbarkeit auf den ersten Rang katapultiert. Die Leute waren gezwungen zu essen, spätestens dann, wenn der Hunger die Gesundheit angreifen würde. Ebenso benötigten sie Medikamente und für den Geschmack und die Wirkung jedes Artikels sorgten die Zulieferer. Es war nicht übertrieben, der Mensch hätte auf alles verzichten können, ohne Auto, Luxusartikel und Internet würde er nicht sterben. Mangels Nahrung und fehlender medizinischer Präparate war er jedoch nicht fähig zu überleben.

Das Treffen der zwölf Männer fand in einem kleinen Saal statt, der ihnen ausreichend Platz und einen schönen Ausblick bot. Niemand außer den Anwesenden hatte zu diesem Zimmer Zutritt. Es erschien unglaubwürdig und war bis zu einem Punkt unvorstellbar: Die Pharmaindustrie, die in der Vereinigung wirtschaftlich klar die Nummer Eins dargestellt hatte, benötigte die Lebensmittelindustrie, um ihre Vormachtstellung halten zu können. Dafür war nicht die Zahl der Weltbevölkerung verantwortlich, sondern die Art und Weise, wie die Menschheit in Zukunft ernährt

werden sollte. Der Wandel der Lebensmittel von landwirtschaftlichen Produkten zu gentechnisch erzeugten und veränderten Speisen war in einem absehbaren Zeitraum unabänderlich. Zum einen war er nicht zu vermeiden, andererseits musste er schleichend geschehen. Für die Pharma- und Lebensmittelindustrie stellte der Konsument einen Faktor dar, der überwiegend von seinen Gewohnheiten geleitet wurde und auf zu schnelle sowie radikale Veränderungen stets ablehnend reagiert hatte. Das galt es, im Sinne der Zukunft und des Profits zu vermeiden. Besser ausgedrückt, es war im Hinblick auf den künftigen Gewinn mit allen Mitteln zu verhindern. Dass der amerikanische Markt mit gentechnischen Artikeln nicht überschwemmt werden konnte, lag auf der Hand, obwohl solche Produkte häufiger im Angebot waren, als es dem Verbraucher bewusst war. Dem Weltmarkt gaben die zwölf Männer an diesem Tag keine besondere Bedeutung. Eines hatte ihnen die Vergangenheit aufgezeigt: Was in den Staaten zum Erfolg wurde, hatte sich zwangsläufig rund um den Globus durchgesetzt. Im ersten Drittel der Gespräche saßen die Zulieferer der Zusatzstoffe zumeist schweigend da oder waren fungierend als Vermittler zwischen der Pharma- und der Lebensmittelindustrie aufgetreten. Es kam zu einem Konsens, der die verhandelnden Parteien zufrieden lächeln ließ und von dem die Zulieferbetriebe am meisten profitieren würden. Der Vertrag stand und die finanziellen Belange waren geregelt. Es war an der Zeit, eine Strategie zu entwickeln und das Vorgehen festzulegen. Die Debatte dauerte bis in die Abendstunden.

Hauptthema der Diskussion war der Trend, der sich in den vergangenen Jahren abgezeichnet hatte. Der Konsument

begann, in einigen Bereichen seines Einkaufsverhaltens umzudenken. Der Mensch achtete zunehmend darauf, wo die Ware produziert worden war und welche Inhaltsstoffe sie enthielt. Jeder Laie hätte sofort angenommen, dass dieser Punkt der Pharmaindustrie völlig gleichgültig wäre, ein gewaltiger Irrtum. Für die Haltbarkeit eines Produktes sorgten die Zulieferer mit ihren Stoffen, aber für deren Verarbeitung und Auslieferung an die Lebensmittelindustrie war eben die Pharmaindustrie zuständig. Von daher war es nachvollziehbar, dass jeder Artikel ohne chemische Zusätze den Pharmakonzernen ein Dorn im Auge war. Das fing bei einer Tomate an und hörte bei pflanzlichen Medikamenten auf. Aus dieser Sicht sahen diese Industriezweige den Klimawandel aus einer anderen Perspektive. Die Probleme, die durch die Wetterkapriolen und Naturkatastrophen eintraten, kamen ihnen entgegen. Zumindest teilweise, da die Herstellung von chemiefreien Artikeln durch die erschwerten Wetterbedingungen behindert wurden und sich deswegen finanziell kaum lohnten. Dennoch war in den vergangenen Jahren eine unbefriedigende Tendenz festgestellt worden. Der Verbraucher sah beim Einkauf genauer hin und trotz eines soliden wirtschaftlichen Standes war der Kunde deutlich sparsamer geworden. Der Kaufrausch ebbte ab, was bedeutete, dass der Gewinn ebenfalls geringer wurde. In dem kleinen Saal waren sich die Männer in diesem Punkt innerhalb weniger Minuten einig und sie hatten betrübt erkannt, dass der Einbruch des Profits einen untragbaren Zustand darstellte.

Jeder Beobachter hätte bei den Vertretern der drei Branchen außerdem einen beängstigenden Größenwahn

verzeichnet, da sie die Probleme der Welt verharmlost oder diese als bedeutungslos bezeichnet hatten. Der Klimawandel war in ihren Augen ein Phänomen, das gefördert werden musste und erst im für Sie Vorteil bringenden Moment mit einem Fingerschnippen gestoppt werden sollte. Diesem Denken lag eine Überlegung zugrunde, die auf einer einfachen und zugleich furchterregenden Logik beruhte: Wenn der Mensch auf einem erkrankten Planeten gesund bleiben wollte, dann war er gezwungen, auf die Waren zurückzugreifen, die ihm angeboten wurden. Auf diese Weise konnte sichergestellt werden, dass die drei Industrieriesen ihre Macht in ein weltumspannendes Monopol umwandeln könnten. Wer sich gegen das Ziel sträubend ausgesprochen hatte, unabhängig, ob es sich dabei um Institutionen oder Nationen handelte, der sollte von der Belieferung mit Gütern ausgeschlossen werden. Niemand war in der Lage, einen Widerstand gegen diese Vorgehensweise auf Dauer durchzuhalten, dazu trug der Klimawandel passenderweise bei. Die zwölf Männer stellten weiterhin fest, dass die fortschreitende Veränderung des Klimas den Konsumenten in Zukunft wieder gefügiger und gleichgültiger machen würde. Der Ort der Herstellung und der Inhalt der Ware spielten ab einem gewissen Punkt keine Rolle mehr. Die Artikel wurden zum Überleben benötigt und am Leben bleiben wollte jeder. Mit diesem Fazit endete die Versammlung am Samstag und sollte am Sonntag fortgesetzt werden.

Roger Dovell war der Gastgeber der Veranstaltung und bei den Gesprächen als dreizehnter Mann anwesend. Er mischte sich nicht in die Unterhaltungen ein, sondern hörte zu und

sagte nur dann etwas, wenn ihn jemand um seine Meinung gebeten hatte. Im Großen und Ganzen war er mit dem Verlauf der Diskussion zufrieden. Er wusste, dass der Weg bis zum Ziel langwierig werden konnte. Die lange Zeitspanne behagte ihm nicht und glücklicherweise gab es Möglichkeiten, den Prozess zu beschleunigen. Ohne das Wissen der anderen hatte er vor einigen Monaten dafür gesorgt, dass seine Interessen in die Tat umgesetzt worden waren. Er hatte deswegen nichts zu befürchten, es gab niemanden, der ihm Steine vor die Füße werfen würde. Geschah es durch jemanden, dann wurde er eliminiert. Unbestritten war Roger Dovell kein Gespenst, aber sein Vorgehen und seine Einstellung waren identisch mit den Dämonen, die Baby in ihren Bann gezogen hatten. Wenn der Unternehmer seine Pläne gefährdet sah, dann gab er den Befehl zu töten. Er sagte zwar nicht »Kill, Baby, kill!«, aber sinngemäß verhielt es sich so.

Ω

Betty, die Ehefrau von Forrest, war ein herzensguter Mensch. Sie hatte, wie jeder andere auch, ihre Tageslaunen und ließ sich nicht dominieren, beeinflussen oder einschüchtern. Sie hatte die Gabe, über die nur Frauen verfügen konnten und die in den Augen der Männer zu vielen weiblichen Wesen angeboren worden war: Betty gab ihrem Gatten das Gefühl, schalten und walten zu dürfen, wie er mochte, und hatte ihn damit im Glauben gelassen, der Herr im Haus zu sein. In Wirklichkeit führte sie stets die Regie, in ihrem Familienleben und das nicht nur in den vier Wänden, sondern überall. Wenn es nicht anders ging, dann ließ sie es ihren Mann deutlich spüren und den Kampf der

Geschlechter gewann sie immer. In dieser Hinsicht hatte Forrest mit ihr Glück. Seine Frau war nicht der Sorte von Biestern zuzuordnen, die ihre Dominanz ausgespielt und den Gatten zu einem Pantoffelhelden degradiert hatten. Betty akzeptierte und hörte auf ihn, allerdings nur dann, wenn seine Worte einen Sinn ergaben. Sie und der Detektiv waren überwiegend ein Team und konnten eine harmonische Ehe führen. Selten hatte es einen bösen und einen ausufernden Streit gegeben. Natürlich gab es Meinungsverschiedenheiten, aber es war nie dazu gekommen, dass Handgreiflichkeiten angewendet wurden, oder gar über eine Trennung nachgedacht worden war. Obwohl Betty oft Grund hatte, mit dem Job ihres Mannes zu hadern, ertrug sie seine Überstunden und, die daraus hervorgehende private Trägheit. Die damit verbundene Vernachlässigung ihrer Person war aus Liebe geduldet. Selten hatten sie in all den Jahren seine Arbeit zu Hause besprochen. Wenn, dann hatte es sich um Fälle gehandelt, die ihn belastet hatten und über die er mit einem neutralen und vor allem verschwiegenen Menschen zu reden gewillt war. Zu niemandem hatte der Detektiv mehr Vertrauen als zu seiner Frau und schon aus diesem Grund hatte er Mandy Ridge und ihre Kinder mit zu sich nach Hause genommen.

Forrest hatte nicht mit Hast und unüberlegt reagiert, sondern war bis Mitternacht auf dem Campus geblieben. Er hatte Mandy Ridge beim Packen zugesehen, war ihren Fragen ausgewichen und berief sich dabei auf die laufenden Ermittlungen. Während all dieser Zeit hatte er der Frau des ermordeten Sam nicht gesagt, dass sie Witwe geworden war, und obwohl er von einem schlechten Gewissen geplagt wurde, brachte er die schreckliche Nachricht nicht über

seine Lippen. Trotz der Dunkelheit blieb Forrest vorsichtig. Kurz hatte er darüber nachgedacht, Mandy und die Kinder in Schutzhaft zu nehmen, aber das konnte er Tim und seiner Schwester nicht antun. Aus diesem Grund lieh er sich erneut das Handy und orderte zwei Taxis. Eines für das Gepäck der Familie, das andere für die Frau, Kinder und sich. Ungefähr eine Stunde nach Mitternacht kam der Detektiv zu Hause an und sah sich mit der gegebenen Situation überfordert. Nicht wegen Mandy, Tim und Susan, sondern der Erkenntnis, dass Betty schon zu Bett gegangen war. Klar, Forrest war der Mann im Haus, in welchen Zimmern er die Familie Ridge beherbergen sollte, wusste er allerdings nicht. Unabhängig davon, egal wo er die drei Personen unterbringen würde, er war überzeugt, dass er in Bettys Augen in diesem Fall alles verkehrt gemacht hätte. Deshalb schlich er in das Schlafzimmer, weckte sie zärtlich und in Erwartung eines Donnerwetters auf.

Betty reagierte wieder einmal anders, als es der Detektiv vermutet hatte, aber um drei Uhr morgens, nachdem die Familie Ridge ihre Räume bezogen hatte und sie allein in der Küche saßen, sah sie Forrest mit gemischten Gefühlen an und sagte: »Ich finde es wunderbar, welche Sorgen du dir um deine gefährdeten Mitmenschen machst, aber trotzdem verstehe ich dich nicht«, erhob sie sich nach einem Blick auf die Küchenuhr und setzte Kaffee auf.

»Gehst du nicht ins Bett?«

Mit dem Rücken zu Forrest stehend schüttelte Betty den Kopf. »Ich schlafe bestimmt nicht mehr ein«, hatte sie im Handumdrehen die Kaffeemaschine in Betrieb gesetzt und nahm wieder auf dem Küchenstuhl Platz, auf dessen Rückenlehne eigentlich nur noch ihr Name fehlte. Der Stuhl

war ihr fester Sitzplatz und eine Art von Mobiliar, von dem aus sie seit dem Bezug des Gebäudes die Regieanweisungen für alle Familienmitglieder gegeben hatte. Nun ging das nicht mehr so wie früher, das Haus war inzwischen wesentlich leerer geworden.

Forrest legte eine Hand auf Bettys Oberschenkel. »Betty, ich weiß, es ist nicht immer leicht mit mir, aber ich konnte die Frau und ihre Kinder nicht woanders hinbringen.«

»Warum nicht?« Der Ermittler zog seine Hand zurück und holte sich eine Flasche Bier aus dem Kühlschrank. Er tat es nicht aus Durst und Verlangen, sondern eher aus Trotz. Er hätte es wissen müssen, doch er hatte keine Ahnung davon, dass er durch diese Reaktion seiner Frau verriet, dass ihn etwas bedrückte. »Okay, erkläre es mir!«, sagte sie, als er wieder neben ihr am Tisch saß.

»Streng genommen hätte ich die Mutter und Kinder in Schutzhaft nehmen müssen. Sie weiß es noch nicht, aber ihr Mann und der ältere Sohn sind umgebracht worden.«

»Mein Gott!«

Forrest legte einen Finger auf die Lippen. »Leise, ich habe es ihr nicht mitteilen können. Da die Sachlage so ist, sehen wir die Familie als gefährdet an. Sie in ein Hotel zu bringen, wäre zu unsicher gewesen. Sie in Schutzhaft zu nehmen hätte ich machen müssen, aber das wollte ich den Kindern nicht antun.«

»Seit wann sind ihr Mann und ihr Sohn tot?«, fragte Betty im Flüsterton.

»Mittwoch wurde der Ehemann umgebracht! Den Jungen haben wir Donnerstag gefunden und der Schwager wurde am Dienstag getötet«, entgegnete der Detektiv mit einem Ton der Bestürzung.

Betty schüttelte ungläubig den Kopf. »Fürchterlich! Und sie weiß das noch nicht?«

»Nein, ihr Mann hat sie auf dem Campus in Cambridge versteckt. Sie haben dort in einem viel zu kleinem Raum gehaust, und selbst wenn sie etwas im Radio oder Fernsehen gehört haben sollte, wir haben keine Bilder und Namen von den Opfern herausgegeben.«

Betty holte sich eine Tasse Kaffee und stellte ihrem Mann trotz des Bieres vor dessen Nase ebenfalls einen hin. »Alles schön und gut, aber so, wie ich es verstehe, sind die Leute in Gefahr, und du denkst wirklich, dass sie bei uns sicherer als in Schutzhaft sind?«

»Ich glaube nicht, dass jemand bei uns nach ihnen suchen wird. Nicht die Personen, die für den Tod der anderen Familienmitglieder verantwortlich sind. Das sind Profis, die wissen genau, wie die Polizei in solchen Fällen vorgeht, und werden deswegen nicht damit rechnen, dass ich gegen die Vorschriften verstoßen habe.«

Die Miene von Betty wurde besorgter. »Forrest!«, passte sich ihre Stimme dem ernst gewordenen Blick an. »Ich weiß, du bist ein guter Detektiv und führst deinen Job tadellos aus, aber glaubst du nicht, dass du diesmal zu weit gehst und dich unter Umständen irrst? Du bringst mich, uns und unser Zuhause in eine Lage, für die ich kein Verständnis aufbringen kann! Du sagtest eben, das sind Profis, also werden sie ihre Suche nicht einstellen und wissen, was zu tun ist. Wieso soll die Familie aus dem Weg geräumt werden?«, fragte Betty besorgt und war unfähig ihre Neugier und Skepsis in Einklang bringen.

»Das weiß ich nicht, aber Liebes, mach dir keine Sorgen. Niemand außer Jesse weiß, dass ich die Familie Ridge

gefunden habe, und kein Mensch wird es erfahren. Jesse weiß Bescheid! Wir werden offiziell weiterhin nach der Frau und den Kindern suchen, die Fahndung nach ihnen auch im Fernsehen und Radio vorläufig nicht beenden, dieses Vorgehen hält unsere Sicherheit aufrecht. Du, meine Liebe, musst nur dafür sorgen, dass sich keine der drei Personen außerhalb des Gebäudes blicken lässt. Ich werde mit der Frau und den Kindern darüber reden und ihnen klar machen, dass sie bei einer Zuwiderhandlung unser Haus umgehend verlassen müssen.«

Betty atmete tief durch, aber eine gefühlsmäßige Erleichterung trat deswegen nicht ein. »Das hört sich ja alles schön und beruhigend an, ob es so verläuft, ist eine andere Sache. Forrest, mir ist nicht wohl dabei. Ebenso wenig bei dem Umstand, dass die Frau nicht über den Tod ihres Mannes und Sohnes Bescheid weiß, das ist unverantwortlich!«

»Ich habe die Drei erst vor einigen Stunden gefunden, hätte ich sie sofort mit dieser üblen Nachricht konfrontieren sollen?«

»Nein, natürlich nicht, aber bitte, erledige es bald. Sicher, es wird ein Schock sein, vielleicht hilft es ihr dann, dass sie sich hier bei uns befindet und nicht mit den Kindern allein ist.«

»Das wird es, ganz bestimmt«, nahm Forrest die Bierflasche in die Hand, stellte sie wieder ab und widmete sich dem Kaffee. »Es in Gemeinschaft verarbeiten zu dürfen, wird hilfreich sein und zudem unterstützend auf die Kinder wirken.«

»Werdet ihr die Mörder schnappen?«, fragte sie und sah in den Augen ihres Mannes die vorhandenen Zweifel.

Betroffen sah der Ermittler seine Frau an. »Ich befürchte nicht, diesmal werden wir wohl den Kürzeren ziehen.«

»Keine Spur bis jetzt?«, wunderte sie sich über die negative Einstellung ihres Gatten.

Der Detektiv schüttelte den Kopf. »Nicht eine einzige!«

Entgegen ihrer ursprünglichen Absicht begleitete Betty ihren Mann ins Bett, aber sie stand wieder auf, als Forrest eingeschlafen war. Sie hätte mit großer Wahrscheinlichkeit ohnehin nicht mehr schlafen können, die geringe Hoffnung darauf, wurde durch das Schnarchen ihres Gatten vollends zerstört. Ihre Einsamkeit in der Küche wurde um sechs Uhr morgens durch das Erscheinen von Mandy Ridge aufgehoben. Die Frau des toten Pharmaforschers nahm dankbar die Einladung zu einem Kaffee an und entschuldigte sich für die Umstände, die sie und ihre Kinder durch ihre plötzliche Anwesenheit verursacht hatten. Betty winkte verharmlosend ab. »Keine Sorge und falsche Bescheidenheit. Ich bin von meinem Mann so manches gewohnt.«

Mandy lächelte. »Sie auch?« Betty versuchte, weiterhin leger und gelöst zu wirken, doch die zwei Worte drängten die vorhandenen Gegebenheiten mehr in ihre moralischen Gefühle, als es der Anblick der Frau getan hatte. »Er hat mich in den letzten Wochen beinahe um den Verstand gebracht. Ich habe ihn nie zuvor so aufgedreht und so unruhig erlebt wie in dieser Zeit. Ich wüsste gerne, wo er ist und was er gerade macht.«

Betty simulierte ein Lächeln. Sie hätte es getan und die Frau über den Tod ihres Gatten informiert, doch es erging ihr wie Forrest, sie konnte es ihr in diesem Moment nicht sagen.

Ω

Arthur Sedon wunderte sich, dass jemand um sieben Uhr morgens an die Glasscheibe der Eingangstür der Apotheke klopfte. Er öffnete stets um neun Uhr, doch seine Stammkunden wussten, dass er schon früher in seinem Büro saß und die Buchhaltung mit den Einnahmen des Vortages auf den aktuellen Stand brachte. Er blickte auf, als er das Hämmern hörte, und erhob sich, nachdem es kein Ende nahm. In der Annahme, dass es sich um einen Notfall handeln könnte, eilte er in den Verkaufsraum des Ladens und sah einen Fremden draußen stehen. Er begab sich an die Tür und musterte den ihm unbekannten Mann skeptisch. Mit einem Handzeichen und einem Fingerzeig auf die Armbanduhr an seinem rechten Handgelenk deutete er dem Kerl an, später wiederzukommen. Irgendwie hatte er ein schlechtes Gefühl, was den Mann vor der Tür betraf.

Der Unbekannte nickte verstehend, tippte wehleidig mit einem Finger gegen seinen Brustkorb und als sich Arthur trotz der Hinweise auf die körperlichen Beschwerden abwenden wollte, signalisierte er dem Apotheker mit dem Ringen nach Luft, unter einer akuten Atemnot zu leiden. Arthur Sedon verdrehte die Augen, aber der Status eines Apothekers und sein Charakter ließen es nicht zu, dass er den Mann sich selbst überließ. Obwohl er Bedenken hatte, holte er aus seiner Hosentasche einen dicken Schlüsselbund hervor und öffnete die Tür. Er schien im richtigen Moment gehandelt zu haben. Der Fremde drohte scheinbar zusammenzubrechen. Arthur fasste ihn unter und half ihm in den Laden. Er führte den Fremden zum Ladentresen, bat ihn, sich an diesem festzuhalten und sperrte die Eingangstür

wieder ab, wobei er den Schlüssel im Schloss stecken ließ. Als er sich zu dem Mann umgedreht hatte, wurde klar, dass er wegen seiner ihm angeborenen Hilfsbereitschaft einen schweren und womöglich nie wiedergutzumachenden Fehler begangen hatte. Der Kerl stand nämlich nicht mehr leidend an der Verkaufstheke, sondern war wie durch ein Wunder innerhalb einer Sekunde genesen und lächelte ihn an. »Ich wurde davon unterrichtet, dass Sie ein robuster und hartnäckiger Brocken sind, aber ich hoffe dennoch, dass wir auf einen Nenner kommen.«

Arthur holte tief Luft. Es war klar, in welcher Funktion die vor ihm stehende Person unterwegs war, trotzdem fragte er mit bösem Ton: »Wer sind Sie? Was wollen Sie?«

»Wer ich bin, ist nicht relevant, aber Sie dürfen mich Merkur nennen. In meinen Kreisen gelte ich als aufbrausend und impulsiv, also rate ich zu kooperieren.«

Der Apotheker schluckte schwer. »Sie können mich nicht einschüchtern. Ich habe keine Angst vor Ihnen! Sagen Sie, was sie wollen oder mir zu auszurichten haben, und dann verschwinden Sie bitte aus meinem Geschäft!«

Merkurs Augenbrauen hoben sich wegen der überraschenden und unerwartet mutigen Antwort und seine aalglatte Stirn wies augenblicklich mehrere Bahnen von Falten auf. Jede Rille stand in diesem Moment für eine der boshaften Adern, die sich durch seinen Körper zogen und kein Blut, dafür jedoch eine todbringende Flüssigkeit zu seinem Herz und Verstand zu befördern schienen. »Umgekehrt können Sie mich mit Ihren Worten nicht beeindrucken, allerdings bestätigen Sie mit Ihrer Aussage die Informationen, die ich über Sie erhalten habe. Aber unterlassen Sie diese Art der Kommunikation, eine große

Fresse hilft Ihnen auf keinen Fall weiter. Ich habe gehört, dass Sie trotz ihres Hangs zur Aufsässigkeit, die Ihnen übertragenen Aufgaben bisher zufriedenstellend erledigt haben. Meine ist es, dafür zu sorgen, dass es weiterhin so bleibt.«

Arthur begab sich hinter die Verkaufsfläche und spürte, wie ihm die Augen von Merkur dabei folgten. »Ich habe nichts getan, womit ich gegen eine der auferlegten Pflichten verstoßen hätte«, sagte er, als er neben der Kasse hinter dem Tresen stehen blieb.

Der Profikiller nickte bestätigend. »Nein, auch davon wurde ich unterrichtet und aus diesem Grund bin ich nicht hier. Meine Order lautet, Sie zu warnen, und außerdem soll ich Ihnen unmissverständlich in Erinnerung rufen, was es bedeuten könnte, wenn Sie gegen eine der Auflagen verstoßen?.«

Arthur fühlte sich im Schutz der Thekenfläche sichtlich wohler. »Ich weiß, was es bedeutet, daran braucht mich niemand erinnern, auch Sie nicht!«

Merkur ärgerte sich innerlich über die provokative Aussage, aber äußerlich überging er sie. »Die Liste, auf der Sie und einige Ihrer Kollegen aufgeführt sind, sie ist vermutlich gestohlen worden und könnte in Umlauf geraten.« Merkur hielt kurz inne, nahm zur Kenntnis, dass die Mundwinkel von Arthur Sedon kurz gezuckt hatten, und fand die Reaktion merkwürdig. Der Apotheker tat nicht überrascht oder besorgt, sondern eher wohlwissend. Er speicherte das Verhalten des alten Mannes in seinem Kopf und fuhr fort: »Das Verschwinden der Liste könnte zur Folge haben, dass Sie ungebetenen Besuch erhalten. Womöglich von Vertretern der Aufsichtsbehörden, im

schlimmsten Fall von den Medien. Darauf soll ich Sie mit meinem Erscheinen vorbereiten.«

»Ich weiß haargenau, wie ich mich gegenüber diesen Leuten verhalten muss, und ungebetenen Besuch habe ich schon!«

»Das tapfere Schneiderlein, oder wie? Schön, dann könnte ich ja jetzt beruhigt gehen. Im Grunde habe ich meinen Job erfüllt.«

Misstrauisch sah Arthur Sedon Merkur zu, wie dieser sich in dem Geschäft umsah. »Warum tun sie es dann nicht?«, erkannte er, wonach der Kerl Ausschau gehalten hatte.

Für einen kurzen Zeitraum war der Blick des Killers in einer der Ecken an der Decke hängen geblieben. Danach waren seine Augen zu den nächsten gewandert und blieben an der Wand über Arthur stehen. Die zuckenden Mundwinkel von vorher und die eben entdeckten Kameras einer Überwachungsanlage waren für Merkur Anlass genug, um noch zu bleiben. Er legte die Handflächen auf den Ladentresen und er tat es in einer Art, die nichts Gutes verhieß. »Können Sie mir erklären, wozu eine Apotheke eine Videoüberwachung braucht?«

»Ich hatte vor einigen Jahren Angestellte, aus diesem Grund. Vorsicht ist gut, aber Kontrolle eindeutig besser«, erwiderte Arthur prompt, doch seiner tiefen Stimme fehlten die Überzeugungskraft und das Selbstbewusstsein, das er zuvor an den Tag gelegt hatte.

»Sind das die einzigen Kameras?«, erkundigte sich der Profikiller und erhielt eine zustimmende Geste, die ihn nicht überzeugt hatte. Merkur gab seine Position auf und umkurvte den Ladentresen. Arthur wollte sich ihm in den Weg stellen, doch er stieß ihn unsanft zur Seite und begab

sich in den hinteren Bereich der Apotheke. Dabei bemerkte er zunächst nicht, dass der Apotheker mit dem Kopf auf die in den Morgenstunden stets geöffnete und leere Kasse fiel, mit dem Hinterkopf gegen die metallische Geldschublade schlug und zu Boden stürzte. Die Registrierkasse war uralt, und als ob sich die Jahre ihrer jahrzehntelangen Existenz auf ihr Gewicht übertragen hätten, dementsprechend schwer. Sie gab keinen Millimeter nach, als er gegen sie fiel und im Sturz versuchte, an der offenen Schublade Halt zu finden. Mit der instinktiven Reaktion sorgte der er dafür, dass die Kasse kippte, Übergewicht bekam und ihm in die Tiefe gefolgt war. Arthur schlug mit seiner linken Körperhälfte am Boden auf, die Kasse hingegen landete mit ihrem Oberteil und damit dem Hauptgewicht auf seinem Kopf. Sie drückte den Schädel des Apothekers zur Hälfte ein. Merkur kam wegen des kurzfristig entstandenen Geräuschpegels zurück in den Laden und sah sich mit einem Fluch das Unheil an. Er musste sich noch nicht einmal bücken, um zu erkennen, dass der ältere Herr von der eigenen und leeren Kasse erschlagen worden war.

Das Schicksal des Mannes berührte Merkur in keiner Weise und hinderte ihn nicht daran, sich nach weiteren Kameras umzusehen. In dem Zimmer, das Arthur als Büro und Lagerraum benutzt hatte, fand er vier zusätzliche. Zu seinem Erstaunen waren die Videokameras geschickt angebracht und getarnt worden und er fragte sich, wozu dem Apotheker das Vorgehen gedient hatte. In der Skepsis, die bei ihm gegenüber der Loyalität von Arthur Sedon aufgekommen war, sah er sich spätestens in diesem Moment bestätigt. Ohne Rücksicht auf das Hab und Gut des Toten fing er an, die Räume zu durchsuchen. Er begann mit dem

Büro, dann setzte er die Suche im Laden fort und schließlich kamen die privaten Zimmer dran, die eine Etage über dem Geschäft lagen. Merkur wusste, dass sich das gesamte Gebäude im Besitz von Arthur Sedon befand. Schon aus diesem Grund ging er nicht überhastet vor. Er musste keine Störung von einer weiteren Person befürchten. Gegen acht Uhr, er war noch im Laden, fiel ihm ein schmaler, brusthoher Schrank neben der Eingangstür auf. Mit zwei Schritten stand Merkur vor dem antiken Möbelstück. Er wühlte den Inhalt durch und als er im Begriff war, sich dem nächsten möglichen Versteck zu widmen, sah er auf der Ablage mehrere Hinweisschilder liegen, die den Kunden über die Öffnungszeiten der Apotheke informieren sollten. Eines davon trug die Aufschrift "Heute geschlossen". Merkur hängte das Schild an die Tür und im Glauben, später alle Zeit der Welt zu haben, setzte er sein teilweise zerstörendes Werk in dem Laden mit deutlich schnellerer Geschwindigkeit fort. Auf keinen Fall wollte er von der Straße aus bei seinem Tun beobachtet werden. Im Geschäftsraum war seine Suche erfolglos geblieben und er begab sich in die Wohnung des Apothekers. Hier ging er wieder gemächlicher vor, legte sogar Pausen ein, aber sein Handeln blieb radikal. Er gönnte sich eine Rast, bei der er einen Kaffee trank, den er selbst aufgebrüht hatte. Während einer Zigarette, wurde ihm bewusst, dass der Tote der erste Mensch in seinem Leben war, den er ungewollt und ohne einen Auftrag dafür gehabt zu haben, auf dem Gewissen hatte. Arthur Sedon hätte nicht auf sein Herz, sondern auf sein ungutes Bauchgefühl hören sollen.

Die zwei anderen auf der Liste stehenden Personen, die in der Nähe von Boston lebten und arbeiteten, wurden von

Venus und Mars aufgesucht. Sie kooperierten, wie es von ihnen verlangt wurde, und gaben sich auch nicht dermaßen abweisend und störrisch, wie es der Apotheker in Boston gegenüber Merkur getan hatte.

Ω

Molly hatte bereits einige Stunden investiert, um Adam bei den Recherchen im Zusammenhang mit dem Tod von Sam Ridge zu unterstützen. Eigentlich hatte sie Spaß an solcher Arbeit, aber diesmal hielt sich ihre Begeisterung in Grenzen. Sie konnte sich nicht erklären, warum es so war, ob es sich um ihren journalistischen Instinkt oder ihr Bauchgefühl gehandelt hatte. Irgendetwas am Tod von Adams Jugendfreund schreckte sie auf sonderbare Weise ab. Sie konnte nicht definieren, was es war, ob es sich dabei um die merkwürdigen Anrufe, die Geldforderung oder die mysteriöse Übergabe der Liste drehen würde. An der ganzen Story gab es nichts, was ihre persönliche Neugier weckte. Hinzu kam, dass ihr Wissensdurst nach Ereignissen mit Mord und Totschlag seit einem Jahr mehr als nur gesättigt war. Sie hatte damals aus den Recherchen über die verschwundenen Obdachlosen, den Friedhof ohne Kreuze und Namen sowie der Gefahr, der sie und Adam sich ausgesetzt sahen, ihre Lehren gezogen. Das Resultat daraus bestand in ihrer Sehnsucht nach der Produktion ihrer Tagesgeschichten, die in dieser Hinsicht und im Vergleich zu der Story von Malcolm X völlig harmlos und vor allem ungefährlich waren.

Trotz der fehlenden Motivation wollte Molly ihrem Verlobten helfen und nahm sich erneut die Liste mit den sechzig Namen vor.

Sie tat es nicht wegen einer Verpflichtung oder Schuld gegenüber Adam, sondern aus Liebe. Wenn dieses Gefühl nicht vorhanden gewesen wäre, dann hätte sie nichts dazu bewegen können, einen Beitrag zu den Nachforschungen über Sams Tod zu leisten. Wie vor ein paar Tagen war sie sämtliche Namen auf der Liste durchgegangen. Dabei hatte sie eine andere Suchmaschine verwendet und die Personen im Eingabefeld mit zusätzlichen Informationen eingegeben, die von ihr bei jeder neuen Suche immer wieder ergänzt oder verändert wurden. Es war keine besonders schwierige und anstrengende, aber dafür eine langatmige Prozedur.

Erneut hatte es sich am Freitagabend bewiesen, dass sich Geduld oft auszuzahlen gedachte. Molly fing mit dem ersten Namen auf der Liste an, gab hinter ihm die gewisse oder vermutete Berufsbezeichnung ein und erhielt fast immer mehrere Resultate. Damit war der Prozess nicht abgeschlossen, sondern begann erst. Sie musste einen Namen auf der Liste einem der Ergebnisse zuordnen können und das war alles andere als einfach. Sie besaß praktisch kaum Daten, die ihr dabei helfen konnten. Deswegen war die hohe Anzahl der Suchergebnisse oft irritierend. Bei einem der Namen bekam sie über einhunderttausend Einträge, somit eine Menge, die sie niemals von Anfang bis Ende durchgehen konnte. Hinzu kam ihr Stolz. Sie wollte Adam helfen, und obwohl ihr üblicher Enthusiasmus sich unter dem Schreibtisch versteckte, hatte sie nicht vor, ihm eine Recherche vorzulegen, die mit vielen Fragezeichen versehen sein würde. Am frühen Abend hatte sie schließlich das Büro im Sender verlassen und die Tätigkeit zu Hause zunächst im Wohnzimmer und dann im Bett fortgesetzt. Irgendwann war sie eingeschlafen und das dermaßen tief,

dass sie Adam nicht hörte, als er nach Hause kam. Am frühen Morgen war sie neben ihm aufgewacht, sah ihn einige Minuten an und wünschte sich im Stillen, dass ihr Verlobter die Fähigkeit besitzen würde, den Tod seines Jugendfreundes auf sich beruhen zu lassen. Sie wusste, dass er es nicht konnte, dafür kannte sie ihn zu gut. Molly begab sich ins Bad, danach in die Küche und dort setzte sie ihre Recherche mit einer neben ihr stehenden Kaffeetasse fort. Bei einem Drittel der Namen war sie sich inzwischen sicher, dass sie deren Standort, Status und Identität zu hundert Prozent in Erfahrung gebracht hatte. Ihr größter Erfolg bestand darin, dass sie unter diesen zwei Psychiater fand, von denen einer in Boston praktizierte und der andere eine Praxis in unmittelbarer Nähe der Stadt betrieb. Sie konnte nicht wissen, dass diese Personen fast im gleichen Moment Besuch von Venus und Mars hatten. Plötzlich stand Adam neben ihr. Sie sah ihn lächelnd und doch traurig an. Sie hatte das Gefühl, dass ihr gemeinsames Leben an ihnen vorbeiflog, ohne guten Tag zu sagen. Der Vortag war ein Beispiel dafür. Sie hatten sich keine ganze Stunde gesehen und noch nicht einmal fünf Sätze miteinander gesprochen. Neben den privaten zeitlichen Nachteilen, da sie im Sender kaum Kontakt hatten und zu Hause sich mehr oder minder nur die Türklinke in die Hand gaben, sah Adam zudem angeschlagen aus. Er war blass, schlief zu wenig und wurde durch das Erbe von einem Termin zum nächsten gejagt. »Sag mal, hast du mein Handy gesehen?«, gab er seiner Verlobten einen Kuss auf die Wange und drückte sie zurück auf den Stuhl, da sie aufstehen wollte, um ihm einen Kaffee zu bringen. »Ich hole mir selbst einen, bleib sitzen!«, zeigte er Fürsorge für die werdende Mutter.

»Nein, hast du es im Büro liegen lassen?«

»Das ist es ja, eben nicht. Ich vermisse es seit gestern Nachmittag«, goss er sich einen Pott mit Kaffee voll und setzte sich zu Molly.

Sie stellte ihre Tätigkeit ein, klappte den Laptop zu und widmete ihre ganze Aufmerksamkeit ihrem Verlobten. »Ich habe dich gestern Morgen angerufen, allerdings nicht erreicht.«

Adam dachte nach und fragte beiläufig: »Was war der Grund?«

»Ich habe mich gewundert, nachdem ich wach geworden war. Du warst nicht mehr da und ich hätte gern gewusst, wo du bist.«

Schlagartig fiel es Adam ein, wo sein Telefon lag. »Ich war bei diesem Apotheker, übrigens ein netter Kerl, dieser Arthur Sedon, und dort habe ich das Handy liegen lassen. Ich wäre drangegangen, aber ich wollte das Gespräch mit ihm nicht unterbrechen.«

Molly empfand die Aussage als nicht besonders charmant. War es dem toten Sam Ridge, geborener Snyder, tatsächlich gelungen, sie in Adams Kopf in eine Ecke zu drängen, in der sie so lange ausharren musste, bis ihr Verlobter sie wieder hervorholte? Sie wusste, warum Adam bei Arthur Sedon gewesen war: Es konnte nichts anderes sein als die Liste mit den sechzig Namen. Sie behielt ihre Vermutung für sich, doch irgendwie taten ihr die Bedenken in der Seele weh. Sie fühlte sich wie das fünfte Rad am Wagen, zudem übergangen und als werdende Mutter sonderbar unwichtig. Sie beherrschte sich und zeigte ihrem Verlobten die negativen Gefühle nicht. »Das verstehe ich und was sagt

er?«, gab sich Molly verständnisvoll, obwohl ihr anders zumute war.

»Wir reden später darüber, Schatz, ich muss los. Ich hole mir das Handy, dann habe ich zwei Termine und ab Mittag beginnt unser Wochenende. Ist das okay für dich?«

»Ja klar«, erwiderte die schwangere Frau, doch so überzeugend sie geantwortet hatte, ihre Stimmung sank unmerklich dem absoluten Nullpunkt entgegen.

»Hast du Lust, dass wir nach meiner Rückkehr zum Essen und danach etwas trinken gehen?«

Molly nickte. »Gerne, tust du mir einen Gefallen?«

»Ja, was kann ich machen?«, trank Adam den Kaffee in einem Zug leer.

»Vergiss bitte nicht, dass wir morgen bei Betty und Forrest zum Mittagessen eingeladen sind!«

»Das passt hervorragend, ich wollte ohnehin wegen der Liste mit dem Grießgram reden und sie ihm geben«, kam Adam der Termin gelegen, nachdem er den Detektiv am Vortag aus seinem Büro nicht erreicht hatte.

»Bitte vergiss außerdem nicht, dass es ein gemütlicher Familientag und keine Krisensitzung über Leichen, Morde und Bestechungen werden soll!«

Adam drückte Mollys Hand, gab ihr einen Kuss und machte sich auf den Weg. Ohne es zu merken, ließ er eine Frau zurück, die sich zunehmend einsam zu fühlen begann.

Ω

Eine halbe Stunde vor neun Uhr morgens erschien Forrest in der Küche und setzte sich zu Betty und Mandy an den Tisch.

Er bedankte sich für den Kaffee, der ihm von seiner Frau gereicht wurde, und begann, trotz der frühen Tageszeit darüber nachzudenken, wie er der ahnungslosen Witwe die Todesnachrichten vermitteln konnte. Ihre Kinder, wobei Tim mit seinen siebzehn Jahren kein Kind mehr war, saßen im Wohnzimmer und sahen fern. Eigentlich bot sich dem Detektiv somit eine günstige Gelegenheit, der unwissenden Mutter die Wahrheit zu sagen.

»Du weißt, dass Molly, Adam und Jesse morgen zum Mittagessen kommen?«, riss Betty ihn aus den Gedanken. Forrest sah von der Kaffeetasse auf und nickte, obwohl er es vergessen hatte. »Das darf doch nicht wahr sein! Schatz, du hast sie selbst zum Essen eingeladen!«, durchschaute sie ihren Mann auf der Stelle und blinzelte Mandy vergnügt zu, nachdem er ihrem Blick ausgewichen und seine Augen dem Geräusch aus dem Flur gefolgt waren.

Das Telefon läutete, und als ob er bereits zwanzig Jahre mehr auf dem Buckel hätte, erhob sich der Detektiv. »Ich gehe schon, ist ohnehin wahrscheinlich für mich.« Der Anruf bewirkte zwei Dinge: Forrest musste sich von seiner Frau keine Vorwürfe über sein in privater Hinsicht hinkendes Gedächtnis machen lassen und zudem blieb es ihm erspart, Mandy das Wochenende und zu versauen. Felsenfest nahm er sich vor, ihr die Wahrheit am Montag zu sagen. Lieber eine grausige Woche als ein mieses Wochenende, dachte er sich und ließ bei der Überlegung sein Privatleben sowie das Mittagessen mit den eingeladenen Gästen am kommenden Tag nicht außer Acht. Im Gegensatz zu kurz zuvor, eilte er wie ein junger Mann in das Schlafzimmer in den ersten Stock, leider umsonst. Sein Handy lag immer noch im Büro des Departments. Geläutert von den überflüssigen Metern

kam er zurück in die Küche und versprach, bald wieder zu Hause zu sein.

»Wer hat angerufen?«

»Peter aus der Pathologie will mich sprechen und da du in bester Gesellschaft bist, höre ich mir an, was er zu sagen hat. Unwichtig kann es nicht sein, sonst hätte er sich nicht gemeldet. Mir ist es recht, da mein Handy im Büro liegt.«

»Forrest!«, hielt Betty ihren Mann mit der betonten Erwähnung seines Vornamens zurück.

»Versprochen, in spätestens zwei Stunden bin ich wieder hier!«

Betty nahm die Aussage ohne einen Kommentar hin, aber bevor er die Küche endgültig verließ, stellte sie vor seinen Augen die Messuhr auf zwei Stunden ein und startete sie mit der Betätigung eines Knopfes durch ihren Daumen. Die eingestellte Zeit begann, rückwärts zu laufen. »Die Zeit läuft, mein Liebster!«, rief sie ihm nach, als er im Flur den Mantel vom Garderobenhaken nahm und im Begriff war, die Tür hinter sich zu schließen.

Der Detektiv wurde davon überrascht, wie warm es draußen war, und sah auf das Thermometer, welches an der Hausmauer neben der Eingangstür hing. Fast fünfzehn Grad zeigte es an und die Temperatur zwang ihn zu einem ungläubigen Kopfschütteln sowie einem Blick zum Himmel empor. Weiße Wolken zogen mit dem Wind mal langsam und manchmal erkennbar schneller in Richtung Norden, während sich die Sonne hinter den Hochhäusern der Bostoner Innenstadt versteckte. Es war nach den letzten Wochen unfassbar, dass die Stadt von einem Hauch von einem goldenen Herbst besucht wurde, und das noch dazu am ersten Tag im Dezember. Forrest entschloss sich,

aufgrund des angenehmen Wetters zu Fuß zu gehen, so oder so, wäre ihm ein Fußmarsch nicht erspart geblieben. Sein Wagen war wegen des Blechschadens, den er verursacht hatte, inzwischen in der Werkstatt und niemals hätte ihm Betty ihr Auto geliehen, nicht an einem Samstag.

Der Detektiv hing belanglosen Gedanken nach, während er gemächlich einen Fuß vor den anderen setzte. Erst in Sichtweite des Departments holte ihn sein Beruf endgültig ein und damit auch die Toten der vergangenen Tage. Es waren, wenn er davon ausging, dass die verschwundene Marilyn noch lebte, drei an der Zahl und das waren drei zu viel. Der erste Mord war am Dienstag geschehen, der zweite in den frühen Morgenstunden des darauffolgenden Tages und es lag keine vierundzwanzig Stunden zurück, dass die dritte Leiche gefunden worden war. Die Opfer gehörten einer Familie an und die Witwe des zweiten Toten saß in seiner Küche. Das war der einzige Erfolg, den Forrest seit dem Tod von Marvin Snyder bei den Ermittlungen für sich oder seine Abteilung verbuchen konnte. Er tappte in Dunkeln, trotz der Theorien und Vermutungen, mit denen er konfrontiert wurde. Mord war Mord und dem Toten konnte es letztlich egal sein, vom wem ihm das Leben genommen wurde. Ob von einem Amokläufer, Profikiller oder von einem Täter, der nur sehen wollte, wie es war und wie es sich anfühlte, einen Menschen umzubringen. Für ihn hingegen war es ein wesentlicher Unterschied.

Ein Tötungsdelikt konnte zügig aufgeklärt werden, je unerfahrener der Täter war, oder wenn das Verbrechen nicht mit Absicht geschah. Amokläufer wurden in der Regel schnell gefunden, aber genau umgekehrt verhielt es sich bei Auftragsmördern. Sie hinterließen entweder keine Spuren

oder legten falsche Fährten, womit sie die Ermittler in die Irre führten. Manche vollführten es bewusst, um den gesamten Polizeiapparat der Lächerlichkeit preiszugeben.

Forrest lächelte. Er musste plötzlich an die Krimiserien im Fernsehen denken. In diesen wurde dem Zuschauer vermittelt, dass alles sehr schnell und unkompliziert verlaufen würde, und dem Streifen wurde ein kontrolliertes Chaos hinzugefügt, gepaart mit einer Dramatik, die mit der Realität selten etwas gemeinsam hatte. Im Film siegte immer das Gute, doch in Wahrheit gewann das Böse viel häufiger, als es die Menschen auf der Straße ahnen konnten. In den Thrillern und Krimis lagen die Obduktionsberichte und DNA-Analysen in einer Rekordzeit vor, ebenso standen eventuelle Zeugen meistens sofort zur Verfügung, fast so, als ob sie freiwillig zu Hause geblieben wären, um von den Ermittlern vernommen zu werden. Das alles spielte sich in Wirklichkeit völlig anders ab. Die Polizei hätte gern über die technischen Möglichkeiten verfügt, die ihr im Fernsehen zugesprochen wurden, doch davon war fast jede Einheit in den Staaten meilenweit entfernt. Das betraf nicht allein die Bewaffnung und den Schutz für die Unversehrtheit des Körpers, sondern fing bereits oft in einem Büro an, das dem von Forrest ähnlich sah. Es fehlte an modernen Computern, in manchen Dienststellen standen überhaupt keine zur Verfügung. Die Internetverbindungen waren zu langsam und oft existierten auch diese nicht. Natürlich war Letzteres in eher vereinsamten Gegenden der Fall, doch das Verbrechen nahm darauf niemals Rücksicht. Wenn es mit altmodischen Methoden bekämpft wurde, hatte es ein leichtes Spiel. Schon deswegen gab es in den Augen des Detektivs kaum eine friedliche Idylle.

Der Detektiv kehrte mit seinen Gedanken zu den drei Morden zurück, die er aufzuklären hatte. Er besaß nichts, was ihm dabei helfen konnte. In Marvins Fall hatte er sich selbst ein Bild gemacht und bis auf den leeren Tresor keine Auffälligkeiten gefunden, abgesehen von den Nägeln, mit denen der Mann vor seinem Tod gefoltert worden war. Im Delikt an Sam Ridge und Sohn gab es null Zeugen. Nicht ein Mensch, ein zufälliger Fußgänger, ein vorbeifahrender Autofahrer oder ein Nachbar hatte etwas gehört und gesehen. Zu der Unwissenheit gesellte sich die Annahme, dass die drei miteinander verwandten Leute von einem, vielleicht mehreren Profikillern getötet worden waren.

Forrest fühlte sich deswegen ziemlich in den Arsch gekniffen. Er war nicht der Ermittler, der nach der Nadel im Heuhaufen suchte, sondern der Idiot, der sie im Universum finden sollte. Er sah die Chance, die Morde aufklären zu können, als nicht vorhanden an. Das Einzige, was er konkret hatte, waren eine Babyflasche und ein Schnuller. Mit dieser negativen Einstellung betrat Forrest die Pathologie. Er war sich nicht sicher, ob Peter Brandon es ihm zuliebe getan hatte, aber auf keinem der Obduktionstische lag eine Leiche. Erleichtert atmete der Detektiv durch, doch sympathischer wurde ihm die Räumlichkeit deswegen nicht. In seinem Rücken vernahm er Schritte und wandte sich dem Geräuschpegel zu. Mit zwei Bechern Kaffee in der Hand kam der Pathologe ihm entgegen und reichte ihm einen. »Gehen wir an die frische Luft?«, fragte Peter, nachdem er den Detektiv begrüßt hatte. Forrest nickte, folgte dem Kollegen und war froh, dessen Arbeitsplatz hinter sich liegen lassen zu können. Er stellte sich vor dem Department neben Peter, genoss die Sonnenstrahlen, die von den

Hochhäusern nicht mehr behindert wurden, und beobachtete eine Zeitlang schweigend den vorbeirauschenden Verkehr. Hin und wieder wehte ihm ein angenehmer Wind um die Ohren. Er war nicht zu kalt und nicht zu warm, auch nicht beständig, es waren eher Streicheleinheiten der Natur, die außer Kontrolle geraten war, aber offensichtlich einen guten Tag erwischt hatte. »Was wollen Sie mir sagen, Peter?«, fragte er schließlich, worauf der Pathologe offensichtlich gewartet hatte.

»Ich dachte, Sie fragen mich nie!«

Forrest wandte sich dem Pathologen zu. »Also?«

»Ich habe an Ihnen demonstriert, wie Sam Ridge getötet wurde, wissen Sie es noch?«

»Wie könnte ich so eine Vorstellung vergessen! Sie sagten, dass der Mörder sehr kräftig sein muss, da ihm das Genick auf eine ungewöhnliche Weise gebrochen wurde.«

»Richtig! Der Täter hat eine Hand unter das Kinn des Opfers gelegt und die andere in den Nacken. Eine schnelle und mit viel Kraft ausgeübte Bewegung hat ausgereicht, um Sam Ridge zu töten.«

»Und? Möchten Sie Ihre Analyse in Zweifel ziehen?«

Der Pathologe schüttelte den Kopf. »Nein, es geschah genau auf diese Weise, daran gibt es nichts zu rütteln. Ich bin mir auch sicher, dass der Mörder die rechte Hand unter das Kinn des Opfers gelegt und mit der Linken den Gegendruck erzeugt hat, womit ich beim Punkt bin.«

»Der wäre?«

»Der Sohn von Sam Ridge wurde auf die gleiche Weise getötet, aber der Genickbruch wurde ihm mit einer nicht vergleichbaren Methode zugefügt. Somit wurde der er definitiv von einer anderen Person umgebracht.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Der Griff unter das Kinn der Toten erfolgte bei Sam mit der unteren Handfläche. Sie hinterließ eine Art Fingerabdruck am Körper beziehungsweise auf der Haut. Es sind keine verwertbaren Signaturen, aber eines zeigen sie ganz deutlich. Sam wurde von einer rechtshändigen Person umgebracht, von einer, die sehr kräftig ist, und wie der Abdruck zeigt, durchaus stämmig gebaut sein kann. Ich würde sagen, der Mörder ist überdurchschnittlich groß, nicht dick, aber robust und der Abdruck deutet an, dass er zudem schon wegen seiner Statur ungewöhnlich große Hände hat. Bei seinem Sohn finden sich derartige Hinweise nicht, aber der Bruch am Genick zeigt auf, dass er eindeutig von einem Linkshänder getötet wurde.«

Forrest sah den Pathologen perplex an. »So etwas können Sie erkennen?«

»Ja, die Forensik ist inzwischen auch dazu im Stande.«

»Respekt!«, staunte der Ermittler.

»Da ist noch etwas«, zögerte der Peter. »Ich kann es nicht zu hundert Prozent belegen, aber mit annähernd neunzigprozentiger Wahrscheinlichkeit wurde der Sohn von einem in diesem Fall normal gebauten Mann umgebracht.«

»Wie ist das festzustellen?«

»Die Form der Druckstellen am Nacken des Opfers, die durch die Handflächen zugefügt wurden, lässt darauf schließen. Ich glaube nicht, dass diese Erkenntnis vor einem Gericht standhalten würde, aber vielleicht kann sie Ihnen bei Ihren Ermittlungen weiterhelfen.«

»Ich hoffe schon. Auf jeden Fall vielen Dank, großartige Arbeit, Peter.«

Der Facharzt deutete eine erfreute Geste und erwiderte: »Ich muss gestehen, dass ich für die Erkenntnisse nicht allein verantwortlich bin. Als mir die Druckstelle unter dem Kinn von Sam Snyder auffiel, habe ich einen Kollegen um Rat ersucht. Mir war zwar klar, dass der Abdruck der eines Handballens ist, aber ich hätte wahrscheinlich nicht erkannt oder es übersehen, dass es sich um eine rechte Handfläche gehandelt hat. Die Handlinien zeichneten sich ab, doch für das menschliche Auge waren sie unsichtbar. Erst unter dem Mikroskop konnte ich erkennen, dass die Schicksalslinie und die Lebenslinie einen Rechtsbogen aufwiesen, was eben einen Rechtshänder als Täter identifiziert. Die Linien waren nicht komplett …«

»Peter!«, unterbrach Forrest den Pathologen. »Großartige Arbeit, nur ersparen sie mir die Einzelheiten!« Der Detektiv trank seinen Kaffee fast leer und schüttete den Rest in das Gebüsch hinter seinem Rücken. »Langsam werden Sie mir unheimlich, aber meine Hochachtung gebührt Ihnen, dessen dürfen Sie sich sicher sein. Ich kann also davon ausgehen, dass Vater und Sohn von zwei verschiedenen Drecksäcken umgebracht wurden.«

»Das definitiv!«

Der Detektiv klopfte Peter sanft anerkennend auf die Schulter und bedankte sich bei ihm. Die Erkenntnisse des Pathologen brachten ihn zwar bei den Ermittlungen gegenwärtig in keiner Weise voran, aber sie konnten sich zu einem späteren Zeitpunkt als sehr wertvoll erweisen. Somit hatte er mit der Ausnahme von Mandy Ridge und ihren Kindern endlich einen Fußmarsch hingelegt, der nicht umsonst gewesen war. Peter Brandon verabschiedete sich, wünschte Forrest ein schönes Wochenende und verschwand

im Gebäude. Der Ermittler sah ihm nach, doch genau in dem Augenblick, als er den Weg nach Hause antreten wollte, ging die Tür des Departments erneut auf.

Ein Streifenpolizist, den er besser kannte als manch einen Kollegen aus dem Morddezernat, rannte auf ihn zu und blieb schwer atmend vor ihm stehen. »In der Cambridge Street ist es zu einem Zwischenfall gekommen. Niemand weiß, was genau los ist, aber es soll einen Toten und mindestens einen Schwerverletzten geben. Die Anruferin, die es soeben gemeldet hat, behauptet, dass ein Adam Kean in die Sache involviert ist. Das ist doch der Erbe von News Channel, er ist ein Freund von Ihnen, oder?«

Forrest nickte, obwohl er glaubte, erstarrt zu sein. Was zum Teufel war mit Adam derzeit los?

Ω

Adam war nicht zu Fuß unterwegs und ärgerte sich, dass er das Handy bei dem Apotheker liegen gelassen hatte. Als Inhaber von AM Channel musste er für gewisse Leute und Angestellte immer erreichbar sein. Vor einigen Monaten war eine Kamera seine ständige Ausrüstung gewesen, nun hatte es das Handy zu sein. Selten sah man ihn früher ohne eine solche in seiner Hand und was die Kamera einst für ihn bedeutet hatte, diese Position nahm nun zwangsläufig sein Handy ein. Manchmal, tatsächlich öfter als er es wahr haben wollte, sehnte er sich nach den Tagen mit der Kamera in den Händen zurück, doch es existierte keine Straße, die ihn in die Vergangenheit bringen konnte. Schon gar nicht an diesem Samstagmorgen. Obwohl der Vormittag noch gar nicht richtig begonnen hatte, war der Verkehr bereits enorm. Es erschien Adam, als ob tausend andere Leute so wie er

nach der Straße suchten, die sie in eine Zeit bringen konnte, nach der sie sich alle sehnten. Natürlich tat das herrliche Wetter sein Übriges dazu, aber niemals hätte er gedacht, dass er fast eine Stunde von Jamaica Plain bis in die Cambridge Street benötigen würde. Den Zeitaufwand erreichte er allerdings nur, da er mit dem Auto zwanzig Minuten vergeblich nach einem Parkplatz Ausschau gehalten hatte.

Der Senderinhaber fand schließlich eine Parklücke genau gegenüber des Ladens von Arthur Sedon, jedoch eine, die ihm einen Strafzettel garantierte. Er überquerte die Cambridge Street und als er vor der Eingangstür der Apotheke stand, fiel ihm das Schild mit der Aufschrift "Heute geschlossen" ins Auge. Er klopfte vergeblich und blickte durch die rechte und linke Schaufensterscheibe in das Geschäft. Er sah nur Umrisse, keine Details. Durch die gegen die Fenster scheinenden Sonnenstrahlen wurden die großen Scheiben einerseits zu Reflektoren, andererseits zu Spiegeln. Adam ging zu der Haustür des Gebäudes und nach einem suchenden Blick auf die nicht vorhandenen Namensschilder trat er einen Schritt zurück und schaute die Fassade empor. Das bereits in die Jahre gekommene Haus besaß mehrere Etagen und Adam nahm an, dass der Apotheker alle Wohnungen bis auf die für den Eigenbedarf vermietet hatte. Die Vernunft ließ ihn zudem vermuten, dass Arthur die Räume über dem Geschäft bewohnte. Merkwürdigerweise gab es an und neben der Tür nirgendwo Klingeln, mit denen sich ein Besucher oder der Postbote ankündigen konnte. Adam machte seinen Schritt rückgängig und drückte spontan gegen die Haustür, die seinem Druck nachgab und sich wie ein Tor in eine andere

Welt öffnete. Seinen Augen offenbarte sich ein Hausflur, der ungefähr fünfzehn Meter lang war und der mehr oder weniger im Dunkeln lag. Der Gang wurde ausschließlich durch das Tageslicht erhellt, das in der Zwischenetage durch ein Fenster eindrang und sich die Mühe gemacht hatte, die Treppen in das Erdgeschoss zu überwinden. Die Stufen lagen am Ende des Ganges. Rechts, nur zwei Schritte hinter der Haustür, hingen sechs Briefkästen, von denen die Hälfte mit Werbung vollgestopft war. Allesamt vermittelten ihm den Eindruck, als ob sie jeden Moment von der Wand abfallen und damit das gesamte Gebäude zum Einsturz bringen würden. Links, etwa in der Mitte des Hausflurs, befand sich eine Tür, die, so viel konnte Adam erkennen, nicht geschlossen, sondern nur angelehnt war. Er betrat den Flur, schloss die Haustür hinter sich und sperrte damit die Sonnenstrahlen aus, die das einfallende Tageslicht aus der Zwischenetage unterstützt hatten. Kaum war die Tür zu, wurde es dunkler, so, als ob jemand an einem Dimmer gedreht hätte.

Adam begab sich zu der angelehnten Tür, der es durch einen Holzkeil unmöglich gemacht wurde, in das Schloss zu fallen. Es gab keinen Zweifel, dass diese in das Geschäft von Arthur Sedon führte. Er öffnete sie ganz und rief nach dem alten Mann. Er wiederholte seinen Ruf, doch es blieb still und deswegen betrat er den Laden. Er kam in den Gang, der ihn am vorherigen Tag in das Hinterzimmer geführt hatte und der entgegengesetzt in den Geschäftsraum führte. Er begab sich in das Büro von Arthur Sedon, das der Apotheker zugleich als einen Lagerraum verwendete, dort brannte Licht. Adam zuckte zusammen, nachdem er es betreten und das angerichtete Chaos gesehen hatte. Von der Ordnung des

Vortages in den Regalen war nichts mehr zu sehen. Stattdessen schien ein gewaltiges Erdbeben die Schachteln und Kartons quer durch den Raum geschleudert zu haben. Er begab sich zu dem Tisch, an dem er sich mit dem Apotheker unterhalten hatte, doch sein Handy war weg. Kurzzeitig fragte er sich, ob sein Erscheinen Arthur später, nachdem er wieder gegangen war, zu der Wutaktion veranlasst haben mochte. In der Annahme, dass der Inhaber sein Mobiltelefon mit in den Laden genommen hatte, um es ihm bei seinem erneuten Kommen dort zu übergeben, ging er in den Verkaufsraum. Wie angewurzelt blieb er stehen, nachdem er Arthur Sedon hinter dem Tresen am Boden liegen sah. Er erkannte, dass der alte Mann tot war. Adam fröstelte. Der Anblick des eingedrückten Kopfes unter der Kasse und die riesige Blutlache auf dem Holzboden waren kein Bild für zartbesaitete Nerven. Zuerst dachte er an einen Unfall. Doch als er in dem Laden eine ähnliche Unordnung wie zuvor in dem Büro registriert hatte, wurde ihm bewusst, dass er sich an einem Ort befand, an dem es nicht mit rechten Dingen zugegangen war. Kaum hatte er diesen Gedanken zu Ende gebracht, wurde ihm klar, dass er sich womöglich selbst in Gefahr gebracht hatte. Er hievte sich über die Leiche von Arthur Sedon, indem er sich an der Verkaufsfläche und dem Regal an der Wand abstützte, und stand somit vor dem Telefonapparat, der deutlich älter war als er selbst. Plötzlich, genau in dem Augenblick, als er den Telefonhörer in die Hand nehmen wollte, hörte er im Hausgang eine Tür zufallen.

Es war sein Glück. Eine Etage über ihm verließ Merkur gerade die Wohnung von Arthur Sedon, wobei er übersah, dass in der Zwischenetage das Fenster offenstand. Er hatte

die Wohnungstür des Apothekers geöffnet, ließ sie los, als er in den Hausflur trat, und noch bevor er reagieren konnte, knallte die Tür durch den entstandenen Luftzug in das Schloss. Merkur fluchte leise. Es lag nicht in seiner Absicht, die anderen Bewohner des Hauses auf sich aufmerksam zu machen. Eine zugefallene Wohnungstür beinhaltete zwar nicht unbedingt ein Risiko, das ein Gefahrenpotenzial besaß, aber in seinem Job galt es, jedes Geräusch zu vermeiden. Die Unaufmerksamkeit von Merkur war überwiegend der Enttäuschung zuzuschreiben, die er in sich trug. Seine Suche war auch in der Wohnung des Apothekers von Misserfolg gekrönt worden. Er hatte nicht gewusst, wonach er suchen sollte, doch das Benehmen des alten Mannes und die Videoüberwachung in den Geschäftsräumen hatten einen Verdacht in ihm geweckt, der ihn an der Loyalität und Kooperationsbereitschaft des Geschäftsinhabers zweifeln ließ. Sein einziger Fund, dessen Bedeutung er noch nicht einschätzen konnte, war das Handy von Adam. Er hatte es sich angesehen und dabei bereits auf dem Display zwei Dinge festgestellt: Zum einen neigte sich der Akkustand dem Ende entgegen, zum anderen gehörte das Gerät nicht dem Apotheker. Schließlich hatte er Glück. Das Handy ließ sich mit einem Fingerstreich in den Betriebsmodus versetzen, und um die Identität des Besitzers erfahren zu können, sendete Merkur die Nummer an Venus. Es war merkwürdig und doch erging es Merkur nicht anders wie vielen Millionen anderen Menschen: Die Nummer von Venus als regelmäßigen Telefonkontakt kannte er auswendig, die eigene jedoch nicht. Unterdessen zählte Adam eine eins und eins zusammen. Er wusste nicht, welche Tür ins Schloss gefallen war, doch der Lautstärke nach

konnte er davon ausgehen, dass es eine gewesen war, die in eine der Wohnungen in der ersten Etage führte. Auf die gleiche Weise, wie er zu dem Telefonapparat gelangt war, hob er seinen Körper über den toten Arthur hinweg und begab sich in den Gang, der sowohl in das Büro als auch in den Hausflur führte. Er spürte, wie ihm der rasende Puls aus der Kehle springen wollte, und überdachte seine eingenommene Position. Sie war ungünstig. Die Tür ging nach außen auf, was hieß, dass er sie nicht als Waffe gegen einen Eintretenden oder zu seinem persönlichen Schutz benutzen konnte. Seine Gedanken passten sich dem tobenden Herzschlag in seiner Brust an. Sie wirbelten wie eine aufgescheuchte Wildtierherde durcheinander und machten es ihm unmöglich, einen kühlen Kopf zu bewahren. Bildete er sich nur alles ein und kam ein argloser Hausbewohner die Treppen herunter oder kam ihm der Mann entgegen, der für den Tod des sympathischen Apothekers verantwortlich war? Er holte tief Luft, versuchte, sich zusammenzureißen, doch die Nervosität und das Adrenalin hemmten ihn. Ohne es selbst zu bemerken, angelehnt an der Wand in seinem Rücken, stand er wie ein Mann da, der sich einem Erschießungskommando gegenübersah. Er presste seinen Körper gegen die Mauer hinter ihm und ließ seine Hände schlaff herabhängen. Es war nichts zu hören, oder doch?

Adam stellte das Atmen ein, lauschte in die Stille, die nur durch den Straßenverkehr vor dem Haus gestört wurde, es jedoch nicht verhindern konnte, dass er erneut ein Geräusch vernahm. Es war die letzte Stufe, die Merkur knarrend beim Betreten des im Erdgeschoss liegenden Hausflurs begleitete. Adam war voller Zweifel, doch die gegebenen Umstände

sprachen für seine Bedenken. Zudem hatte er den Eindruck gewonnen, dass die Person, von der die Treppe benutzt wurde, nicht wie ein ahnungsloser Hausbewohner unterwegs war, sondern sich bei jedem Schritt um die Vermeidung jeglichen Lärms bemühte. Er wollte um die Ecke spähen, und als er seinen Körper nach links gedreht hatte, erfasste seine rechte Hand einen Holzstiel. Er stellte die begonnene Bewegung ein und musterte den Gegenstand, den er durch Zufall plötzlich umfasst hielt. Es war eine Schneeschaufel, ein Gerät, der in den letzten Wochen in Boston zu häufig benötigt worden war. Nur wer über das Wetter in der Stadt Bescheid wusste, war geneigt, es an diesem herrlichen und sonnigen Tag zu glauben. Der Erbe eines Radio- und Fernsehsenders drehte seinen Körper in die Ausgangsposition zurück. Er nahm die Schippe in beide Hände, wobei er sie zunächst anhob, um keinen Laut zu verursachen, spreizte die Beine und hatte damit die ideale Stellung eines Baseballspielers, der den Wurf des Gegners erwartete. Währenddessen hatte Merkur von Adams Anwesenheit nichts vernommen. Als er die letzte Stufe verließ, die ihm knarrend die Befugnis des Betretens einer anderen Stelle zu verwehren versuchte und ihm dann protestierend knarrend nachhallte, blieb er kurz stehen und sah den Treppenabsatz verächtlich an. Schließlich, durch die zweistündige erfolglose Suche körperlich und geistig leicht angeschlagen, begab er sich in Richtung der Haustür. Auf Höhe des Eingangs in die Apotheke blieb er erneut stehen und versuchte, den Holzkeil, der die Tür nicht zufallen ließ, mit dem Fuß zu entfernen. Zweimal scheiterte er. Der Keil weigerte sich, die minimale Erhöhung am Boden des Türrahmens zu überwinden. Merkur bückte sich, er wollte

das Holzstück in den Gang der Apotheke werfen, um die Tür schließen zu können. Auf diese Weise konnte er erreichen, dass die Leiche von Arthur Sedon vielleicht bis Montag unentdeckt bleiben würde. Er fasste mit dem Daumen und Zeigefinger nach dem dreckigen Holzkeil, was dazu führte, dass er ihm aus den Fingern glitt und dem Killer einen Satz sowie einen Fluch entlockte. »Komm her, du Saustück!«, streckte er die Hand aus.

Adam war kein Hellseher, aber die Geräuschkulisse beschrieb ihm annähernd, was hinter der Ecke vor sich ging. In dem Moment, als er die Stimme von Merkur vernahm, sprang er mit halbem Körper aus seinem Versteck hervor und holte mit der Schaufel zu einem Schlag aus. Durch den Lärmpegel und der daraus gemutmaßten Beurteilung der Situation hielt er die Schneeschaufel wie einen Eishockeyschläger in der Hand. Mit aller und damit unbesonnener Wucht schlug er zu. Bewusst war Adam mit dem Körper zur Hälfte hinter der Ecke geblieben, um mit der Schaufel beim Schwingen nicht am Türrahmen anzuecken. Doch er hatte sich verschätzt und das gleich doppelt. Er holte zu weit aus und die Schneeschaufel krachte gegen die Wand hinter ihm, was ihn ein wenig aus dem Gleichgewicht brachte und dem ungewöhnlichem Schlaggerät durch den Rückstoß eine gewisse Portion von Eigendynamik verlieh. Adam verlor deswegen das zweckentfremdete Schneeräumgerät nicht aus den Händen, doch die Schaufel machte entgegen seinem Willen und seiner Kraft einen zu weiten Bogen, kratzte am unteren Türrahmen entlang, wodurch sie an Geschwindigkeit verlor. Dennoch traf Adam Merkur mitten im Gesicht, allerdings nicht so hart, wie er es sich gewünscht hätte. Merkur fiel

nämlich nicht nach hinten um, stattdessen schien es so, als ob ihm die Schaufel dabei geholfen hatte, sich aus der gebückten Stellung schneller aufrichten zu können.

Perplex sah der Auftragsmörder Adam an. »Was bist du für ein kleiner Scheißer?«, fuhr er sich mit beiden Händen über das Gesicht und sah zunächst auf seine rechte Handfläche, die mit Blut beschmiert war. Seine Augen wanderten zu dem Angreifer und in ihnen konnte der Senderinhaber sehen, dass Merkur ein Todesurteil gegenüber seiner Person gesprochen hatte. Adam kam komplett aus seinem Versteck hervor, wendete die Schneeschaufel in einer Schnelligkeit, als ob er nie zuvor etwas anderes getan hätte. Er benutzte sie wie ein Billardspieler den Queue und stach zu. Zuerst gegen den Bauch, erfolgreich, dann versuchte er, erneut das Gesicht zu treffen, doch diesen Stoß wehrte Merkur mit seinem Unterarm zur Seite ab. Dadurch bekam die Ladefläche der Schaufel ein Eigenleben und prallte wie ein Wildpferd mit den Hufen gegen den Ellenbogen von Adam. Er zuckte zusammen, aber es gelang ihm, sie festzuhalten und den Schmerz, der einem Stromschlag ähnlich war, zu ignorieren. Erneut stach er zu, doch sein Gegner sprang zurück und wich somit dem Stoß aus.

Der Schritt rückwärts brachte den Profikiller in eine vorteilhafte Position. Es wäre für Merkur nun ein Leichtes gewesen, in die Innentasche seiner Jacke zu greifen, um die Pistole aus dem Brusthalfter zu ziehen, der sich sichtbar auf dem Stoff abzeichnete. Ebenso hätte er die zweite Pistole, die er stets am Steiß trug, hervorholen können. Nur an die dritte, die an seinem Unterschenkel befestigt war, kam er aus Zeitmangel nicht schnell genug heran. Doch er dachte gar

nicht daran, eine Waffe zu zücken. Sein sadistisches Wesen verlangte Rache für den eben verletzten Stolz. Erneut versuchte der Senderinhaber, Merkur zu treffen. Diesmal bekam der Attackierte den Stiel der Schaufel mit der linken Hand zu fassen und entriss sie Adams Händen. Der ehemalige Kameramann musste loslassen, um von den scharfen Kanten der Schippe nicht geschnitten zu werden. Wie eingenommen Merkur von sich war, belegte er damit, dass er die Schaufel gegen die Wand hinter seinem Rücken warf und mit einem bösartigen, breiten Grinsen auf den Verlobten von Molly zuging. Er tat es langsam, drohend, um anzudeuten, was ihm bevorstand. Obwohl die zwei Männer eine ähnliche Größe hatten, wich Adam zurück. Er wollte seinen Gegner in den Verkaufsraum der Apotheke locken, nur dort hatte er seiner Ansicht nach eine Chance, den Kampf zu gewinnen. In den Augen seines Feindes las er, dass es um Leben und Tod ging, und zunächst wunderte es ihn, warum der körperlich muskulösere Kerl nicht einfach die Waffe zog und ihn erschoss. Mit jedem Schritt rückwärts schien er, die Straße in die Vergangenheit gefunden zu haben. Ihm wurde klar, warum er noch am Leben war. Der Kerl wollte ihn leiden sehen und außerdem triefte er vor Selbstüberschätzung und verkannte damit ihn. Das war die Chance, die sich Adam bot, die er mit dem rückläufigen Gang erkannt hatte. Er selbst war in seinen jungen Jahren kein Kind von Traurigkeit gewesen, und oft konnte er genau aus diesem Grund eine Prügelei für sich entscheiden. Als er rückwärts gehend die Leiche von Arthur Sedon passierte, fiel ihm ein, dass er sich oft helfend an die Seite von Sam gestellt hatte. Diese Erinnerung gab ihm zusätzliche Kraft. Adam wurde geistesmäßig von der Ahnung überfallen, dass

der Kerl vor ihm irgendetwas mit Sams Tod zu tun haben könnte. Molly hatte die Liste mit den sechzig Namen von Sam erhalten, er hatte wegen ihr den Geschäftsinhaber aufgesucht, all das konnte doch kein Zufall sein. Adam stand plötzlich mit dem Rücken zur Wand. Es gab kein Zurück mehr. Hinter ihm befand sich der schmale Schrank mit den Hinweisschildern zu den Öffnungszeiten der Apotheke. Er deutete eine Bewegung nach rechts an, aber Merkur tat es ihm gleich. Er zuckte in beide Richtungen, doch sein Feind blieb ein Spiegelbild seiner Reaktionen. Mitten in die angedeuteten Richtungswechsel sprang der Killer plötzlich Adam an und das in einer Geschwindigkeit, die ihm selbst Venus nicht zugetraut hätte. In den nachfolgenden Minuten bezog Adam die Prügel seines Lebens. Die körperlichen Schläge, die er bis dahin eingesteckt hatte, erhielt er nun in der Menge innerhalb von kurzer Zeit. Er wurde ins Gesicht geschlagen, bekam Tritte in die Rippen, musste einen Kopfstoß einstecken und mehrere Male wurde er wie ein Müllsack durch die Luft geschleudert. Er erlitt einen Rippenbruch, seine Nase war gebrochen, er verlor zwei Zähne, seine Augen waren dick und geschwollen. Sie leuchteten in allen Farben und in die einzige unversehrte Stelle an seinem Körper, der seiner Weichteile, traf Merkur, als er wieder nach einem Rundflug durch die Apotheke auf dem Boden gelandet war. Er konnte vor Schmerz nicht mehr aufschreien, seinem blutenden Mund entkam nur noch ein ächzendes Stöhnen. Er krümmte sich in der Art einer Embryoposition und für eine gefühlte Ewigkeit, die ihm viel zu kurz erschien, ließ Merkur von ihm ab. Der Killer stellte sich in einen Sicherheitsabstand zu Adam mitten in den Raum und ließ ihn nicht aus den

Augen. Er besaß die Erfahrung, die vielen fehlte und wusste, dass verletzte Menschen nicht anders reagierten als Tiere, die verwundet worden waren. »Eins muss man dir lassen, du bist zäh!«, ließ er sich aus der Entfernung zu einer respektvollen Aussage herab.

Adam röchelte und spuckte Blut aus. »Du auch!«, brachte er unter quälenden Stichen an seinem ganzen Körper stammelnd hervor. Merkur ließ es sich nicht anmerken, aber er empfand seinem Opfer gegenüber, nichts anderes war aus Adam in der Zwischenzeit geworden, eine Art von Hochachtung. Die Zähigkeit, die er trotz der zahlreichen Schläge nach wie vor zeigte, beeindruckte ihn. Er trat an sein liegendes Opfer heran, ging in die Knie und begann seine Kleidung abzutasten. Unbedingt wollte Merkur erfahren, wer ihm da zu Füßen lag. Nicht die Neugier war ein Fehler von Merkur, viel eher die Missachtung des Respekts, den er seinem Gegner entgegengebracht hatte. Der Killer drehte ihn auf den Rücken. Adam fühlte die tastenden Hände auf seinem Körper und nahm alle Kräfte zusammen, die er noch aufbringen konnte. Wenn dann jetzt, dachte er sich und machte sich bewusst, dass es die einzige und damit seine letzte Chance war. Als ob von einem Indianer ein Pfeil von einem Bogen abgefeuert worden wäre schnellte seine Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger in die Höhe und traf das linke Auge. Der Profikiller schrie vor Schmerz auf, sank auf die Knie, fasste sich instinktiv mit beiden Händen an die Stelle des ausgestochenen Sehorgans und diesen Augenblick nutzte Adam aus und rollte seinen Körper aus der Reichweite von Merkurs Händen.

Adam erhob sich langsam, aber schnell genug, um Merkur mit dem Fuß ins Gesicht treten zu können und erstmals

während des Kampfes fiel der Getretene aus seiner knienden Stellung flach zu Boden. Der Verlobte von Molly hatte nicht die Kraft, um sich für jeden einzelnen Hieb zu revanchieren, wegen den erlittenen Verletzungen und Blessuren konnte er kaum atmen, und sich bewegen. Er war unfähig zu verhindern, dass sich Merkur aufgerappelt hatte und wankend auf den Füßen stand. Adam sah, was sein Gegner zu tun beabsichtigte. Jetzt hatte er die Absicht, ihn zu erschießen. Der Senderinhaber wollte noch nicht sterben, obwohl es in seinem Leben Tage gegeben hatte, an denen er gern gestorben wäre. Er dachte an Molly, an den Umstand, dass er in einigen Monaten Vater sein würde, und er erinnerte sich an Sam und daran, dass ihm vielleicht der Mörder des Freundes gegenüberstand. Adam richtete sich ebenfalls aus seiner gekrümmten Stellung auf und begann zu schreien, er stieß einen Laut aus, der einem Wikinger oder Normannen gerecht geworden wäre und er schrie immer noch, als er auf den vermeintlichen Mörder zulief. Er prallte gegen den Körper von Merkur, der ihn rückwärts torkelnd in den Würgegriff seiner Hände nahm.

Sie wurden schneller, schwankten, blieben auf den Füßen stehen, bis sie stolpernd gegen eines der Schaufenster gekracht und durch die Scheibe auf den Bürgersteig gelandet waren. Ein Scherbenregen fiel auf Merkur und Adam herab und die Aktion wurde von den an dieser Stelle zu dieser Zeit noch wenigen vorbeigehenden Passanten und den dafür zahlreichen Verkehrsteilnehmern auf der Straße wahrgenommen. Passend zu der Szene näherte sich die Sirene eines Krankenwagens der Bühne des Gehweges.

Einige Fußgänger schrien erschrocken auf und eilten davon, andere entfernten sich dem Drama nur insoweit, um

selbst nicht verletzt zu werden. Der Fahrer eines Cabrios, der mit seinem schicken Wagen wegen dem Wetter, die in den letzten Wochen versäumte Aufmerksamkeit für seine Person nachholen wollte, wurde von dem Ereignis in den Bann gezogen. Er bemerkte nicht, dass er mit dem Auto zu weit über die Mittellinie auf die linke Fahrspur geraten war. Wenige Sekunden zuvor hatte der im Noteinsatz und im Stau steckende Krankenwagen freie Fahrt bekommen. Der Fahrer konnte das Gaspedal durchtreten, nachdem es den ihn behindernden Fahrzeuglenkern gelungen war, eine Rettungsgasse zu bilden. Mit voller Wucht prallte der Sanitätswagen gegen das plötzlich ausscherende Hindernis des Cabrios, schien für einen Moment still zu stehen, doch dann setzten die elementaren Kräfte ein. Der Rettungswagen hob wie eine Rakete vom Boden ab, drehte sich um die eigene Achse und wirbelte wie ein Geschoss durch die Luft. Adam spürte und sah es anfangs nicht, doch Merkur hatte ihn losgelassen, sich gleichzeitig dem Griff des Senderinhabers entzogen und es geschafft, sich auf die Beine zu stellen. Eine Frau, die ihm entgegenkam und ursprünglich helfen wollte, sah das entstellte Gesicht von ihm, blieb stehen und erkannte mit Entsetzen, dass dem Mann, der ohnehin schrecklich aussah, ein Auge fehlte. Merkur machte drei Schritte auf die Frau zu und sie lief in Panik davon. Er zog seine Waffe hervor, zielte auf Adam, doch bevor er den Schuss abgeben konnte, wurde er von dem durch die Luft heransausenden Krankenwagen erfasst und an der Hausmauer des Gebäudes von Arthur Sedon zerquetscht. Adam sah dabei zu, er hatte sich in der Zwischenzeit in eine sitzende Haltung begeben, obwohl er eigentlich immer im Liegen und am liebsten im Bett

gestorben wäre. Er hatte nicht vor, die Augen zu schließen und auf den Schuss zu warten, sondern es sehen, wie es war, wenn es zu Ende ging. Ein verunglückter Krankenwagen ließ ihn jedoch am Leben und bescherte dem Apotheker in gewisser Weise eine Art von Gerechtigkeit.

Die Frau, die davongelaufen war, kam unerwartet hinter dem Unfallauto hervor, der Adam das Leben gerettet und ihn selbst um nur wenige Meter verfehlt hatte. Er schaffte es, ihr eine Visitenkarte von sich zu reichen, deutete auf seinen Namen und vermittelte der ihr den Notruf zu verständigen, was nicht notwendig gewesen wäre, das hätte die Dame so oder so getan. Dann verlor er das Bewusstsein und bekam nicht mehr mit, dass der Fahrzeugführer und der Beifahrer des Krankenwagens glücklicherweise aus eigener Kraft aus dem Wrack des Rettungswagens gekrochen kamen.

Zehn Minuten später traf Forrest am Ort des Geschehens ein und verstand unmittelbar danach die Welt nicht mehr, spätestens dann, als er in der Apotheke die Leiche von Arthur Sedon auffand. Doch sein Unverständnis erfolgte in mehreren Phasen. Als er erfuhr, dass sich hinter dem verunglückten Krankenwagen ein Toter befand, niemand konnte einen solchen Crash überleben, fiel er in ein Loch. Er wusste nicht, um wen es sich bei der Person handelte. Beim Anblick von Adam und dessen Abtransport in ein Krankenhaus stürzte Forrest in einen Krater. Er musste, darauf wies ihn der Notarzt hin, vom Schlimmsten ausgehen. Das Herz seines Freundes schlug in diesem Moment nicht mehr und die Wiederbelebungsversuche, die auf dem Bürgersteig begonnen hatten, wurden in dem herbeigerufenen Krankenwagen fortgesetzt.

In der Stadt regierte fortan das Regime eines verkehrsbedingten Dilemmas. Die Cambridge Street wurde für den Verkehr stundenlang gesperrt. Der Detektiv dagegen war, wegen des Zustands von Adam völlig durch den Wind. Mit der Spurensicherung, der Forensikern und dem Pathologen erschien auch Joshua Jason Calbott an dem Ort, von dem niemand sicher sagen konnte, wie er beschrieben werden sollte. War die Apotheke und der Bürgersteig ein Unfallort, ein Tatort, womöglich nur ein Fundort oder stellten das Gebäude und der Gehweg alles in einem dar. Unabhängig davon zerrte der Morddezernatsleiter Forrest in seinen Wagen und fuhr mit ihm in das Krankenhaus, in das Adam eingeliefert worden war.

8. Kapitel

Babys Entwicklung

Von den Vorgängen an diesem Samstagvormittag und denen, die am Nachmittag folgen sollten, bekam Baby nichts mit. Er verschlief den Tag auf dem verbrannten Sofa im Wohnzimmer und wurde erst am frühen Abend wach. Tief und fest hatte er geschlafen und ausnahmsweise wurde er in diesen Stunden von keinem bösen Traum verfolgt. Vor allem in den letzten Tagen war ihm ein friedlicher Schlaf nicht vergönnt gewesen, immer wieder hatten ihn die Kreaturen in seinem Kopf gequält. Geträumt hatte er stets, seit er denken konnte, doch manchmal wusste er nicht mehr, was im Traum und was in Wirklichkeit geschehen war. Früher sah er sich mit diesem Problem nicht konfrontiert, er war fähig, zwischen Illusion und Realität eindeutig unterscheiden. Ab welchem Zeitpunkt die Träume und die Wirklichkeit ineinanderflossen und wann sie sich wie ein Ehepaar gegen ihn verbündet hatten, dass allerdings vermochte er nicht genau zu sagen. Was er definitiv wusste, war, dass es nie zuvor so schlimm gewesen ist, wie in der sich zu Ende neigenden Woche.

Auf jeden Fall befand sich Baby in einem Zustand der Ernüchterung, als er sich von dem Sofa erhob und das Chaos um ihn herum überblickte. Er durchstreifte alle Zimmer der Wohnung und konnte sich das Unheil im Bad und im Schlafzimmer ebenso wenig erklären. Das war nicht so tragisch, aber wie hätte er die von wem auch immer angerichtete Zerstörung seiner Frau verständlich machen sollen. Egal, was er für eine Ausrede Jennifer präsentieren würde, keine einzige wäre glaubwürdig genug. Er konnte

den Sachverhalt drehen und wenden wie er wollte, es änderte nichts daran, dass ihm ein gewaltiges Problem mit seiner Frau bevorstand. Seelenruhig begab sich Baby in die Küche und schlug zur Freude seines Hungers ein paar Eier in eine Pfanne. Er wunderte sich über die ungewohnte Leere im Kühlschrank. Normalerweise war er prall gefüllt. Hatte er überhaupt seit Jennifers Abreise einen Einkauf getätigt? So wie es aussah, eher nicht und das widersprach der Vereinbarung mit seiner Gattin. Sie hatten es stets so gehalten, dass wenn sie zu ihren Eltern fuhr, er alles tun und lassen konnte, was er wollte, doch bei ihrer Rückkehr musste die Wohnung im selben Zustand sein, wie sie von ihr verlassen worden war. Das betraf nicht allein die Zimmer, sondern eben jedes Haushaltsgerät, wie den Kühlschrank und den Herd. Besonders am Herzen lagen ihr das Badezimmer und die Haarbürsten, ebenso die Zahnbürsten sowie alle Hygieneartikel in diesem, zu denen unter anderem die Klobürste zählte. Jennifer hasste Unordnung und Schmutz jeder Art, dazu gehörten zudem Putzstreifen. Babys Eheprobleme wuchsen mit jedem Gedanken, den er über seine Frau anstellte und irgendwie, so lächerlich es auch klingen mochte, hatte er Angst vor ihr, und gleichzeitig davor, dass er sie verlieren könnte.

Baby nahm das Rührei ohne Brot zu sich, ein solches war ebenfalls nicht vorhanden, doch der Brotkasten beschwerte sich nicht darüber, was bei Jennifer unvermeidlich werden sollte. Er mochte ihre strenge Art nicht, obwohl er mit ihr im Grunde genommen klarkam. Er hörte nicht hin, wenn seine Frau einen schlechten Tag hatte. Zwar kamen diese selten vor, doch wenn, dann ließ sie ihrem Zorn freien Lauf. Baby musste sich eingestehen, dass Jennifer in solchen Situationen

meistens im Recht war. Ohne Grund, schimpfte sie normalerweise nicht mit ihm. Manchmal, wenn sie böse auf ihn gewesen war, sich die Wut von der Seele geredet hatte, wurde sie plötzlich still und traurig. Er nahm sie dann in den Arm, entschuldigte sich für seine begangene Untat und sie verzieh ihm in der Regel auf der Stelle. Doch obwohl sie danach nicht mehr wütend auf ihn war, blieb sie still und traurig, zu ruhig und zu deprimiert. Es war ihr schon immer schwergefallen, ihm gegenüber die erlittene Enttäuschung zu verbergen, und das verletzte Baby mehr, als jedes böse und laute Wort von ihr. Nachdem Baby die Rühreier aufgegessen hatte, begutachtete er erneut den angerichteten Schaden in der Wohnung. Vor allem im Wohn- und Schlafzimmer sah es verheerend aus. Ihm wurde klar, dass ihm nur zwei Möglichkeiten blieben. Entweder er wechselte das Mobiliar aus und sorgte für Ordnung oder er ging den einfacheren Weg. Er besaß die einmalige Gelegenheit, sie für immer an sich zu binden und zugleich zum Schweigen zu bringen, aber das Problem waren die Kinder. Wohin mit ihnen, wenn die Mutter kein Machtwort zu sprechen imstande wäre. Er malte sich aus, das Jennifer jede Sekunde bei ihm sein könnte, nicht mehr zu ihren Eltern fahren würde und gegen jeden Verstoß der häuslichen Ordnung keinen Protest einwenden konnte. Es war eine herrliche Vorstellung und eine, die keinen großen Aufwand erforderte. Wenn er seine Hand auf ihre Schultern legte, dann hatte Baby immer befürchtet, dass sie zusammenbrechen würde. Ihr Hals war dermaßen dünn, dass er ihn mit dem Daumen und dem Zeigefinger umschließen konnte. Trotz der Energie und dem Elan ihrer Person, körperlich war sie ein Fliegenschiss. Ja, sie war zäh,

durchaus hart im Nehmen, sie war fast nie krank und wenn doch, dann ertrug sie die Beschwerden, ohne zu klagen und kümmerte sich dennoch um die Kinder, aber all das ging Baby inzwischen gegen den Strich. Er liebte Jennifer über alles, doch am liebsten hätte er sie so, wie er sie sich bildlich vorgestellt hatte. Sie sollte still und anwesend sein, ihn in Ruhe schalten und walten lassen und sich nicht wegen großen oder kleinen Dingen aufregen. Er war sich nicht hundertprozentig sicher, dass Jennifer auf diese Weise am glücklichsten wäre. Sollte er ihr den Gefallen erfüllen, ohne darum gebeten worden zu sein, fragte er sich. Er wollte sie schon lange mit irgendetwas unerwartetem überraschen, war das die Idee? Worüber Baby nachdachte und womit er haderte, hätte selbst eine einigermaßen vernünftige Person beim besten Willen nicht verstanden. Ein Facharzt der Psychologie sicher, doch nur dann, wenn Baby bereits länger bei ihm in Behandlung gewesen wäre. Babys Dämonen waren eine Art Tumor, der ständig wuchs. Deswegen hatte er die Zeit gehabt, den Körper oder den betroffenen Teil des erkrankten Gewebes mit Metastasen zu überwuchern. Der Tumor wurde dadurch inoperabel. Nicht anders erging es Baby mit den Kreaturen in seinem Kopf. Die Gespenster hatten ihn besiegt und sie wussten es. Aus diesem Grund mussten sie ihn nicht mehr fortlaufend quälen. Er war zu ihrem gehorsamen und ausführenden Organ geworden. In dem Zustand, in dem sich Baby an diesem Samstagabend befand, war er praktisch, abgesehen von seinen Gedanken, ein gesunder Mensch. Er konnte klar Denken, mit dem wesentlichen Unterschied, dass er seinen Realitätssinn überwiegend verloren hatte. Hätte Baby zu dieser Zeit Besuch bekommen, dann wäre er ein höflicher Gastgeber

gewesen. Interessante Gespräche oder Witze und Anekdoten aus seinem Leben hätte er erzählt und für seinen Gast jederzeit ein offenes Ohr gehabt. Das änderte nichts daran, dass Baby eine tickende Zeitbombe war. Sich dagegen zu wehren, das konnte er nicht mehr. Den Krieg mit den Geistern in seinem Kopf hatte er verloren. Er stellte damit einen Menschen dar, der verschiedene Gesichter und zugleich drei Persönlichkeiten in sich vereint hatte.

Das erste Wesen wurde von Baby selbst dargestellt. In dieser Rolle war er der liebe Ehemann, der gute Freund, der nette Nachbar und der fleißige Kollege. Er war besonnen, klug und dachte sachlich, er war hilfsbereit und verkörperte einen Mitmenschen, dem sich jeder anvertrauen konnte. Es gab in diesem Wesen nichts, was Baby von Anderen unterschied, außer seinen Körperbau. Seine großen Hände, die breiten Schultern, seine Körper- und Schuhgröße und die muskulöse Statur waren das einzige, was einem unter Umständen Angst eingejagt hätte. Kurzum: Baby stellte irgendeinen gewöhnlichen Bürger auf der Straße dar. Niemand verfügte über die Gabe, einem anderen Menschen in den Kopf sehen zu können.

An diesem Samstagabend befand sich Baby in einem Mittelstadium. Es war eine Mischung aus den Wesenszügen und deswegen lebte er in einer Art Zwischenablage. In dieser Phase wurde er unberechenbar. Die Familie und Freunde, ebenso die Nachbarn, Bekannte und zahlreiche Kollegen hatten diese Eigenschaft in der Vergangenheit bereits miterlebt, einige öfter, andere nur einmal. Allerdings hatten sie die Unbeherrschtheit von Baby falsch interpretiert. Sie schoben seine Ausraster auf alles Mögliche, zum Beispiel auf den Genuss von Alkohol, auf den Stress in

der Arbeit oder waren der Überzeugung, dass er nur einen schlechten Tag gehabt hatte. Zu neunundneunzig Prozent waren es die Stimmen der Kreaturen in seinem Kopf, die ihn durchdrehen ließen und langsam mit Erfolg in den Wahnsinn trieben. An diesem Samstag war genau dieser Punkt der große Unterschied zu früher. Die Stimmen der Dämonen waren verstummt, sie mussten ihn nicht anschreien und beschimpfen, er gehörte endgültig ihnen. Die Folge davon war, dass Baby eben nicht mehr die Fähigkeit besaß, den Unterschied zwischen Realität und Illusion zu erkennen. In die klaren Gedanken, die er hegte, drangen Einbildungen, Ängste und geträumte Vorstellungen ein, die ihn zu einem nicht zu entschärfenden Sprengkörper machten. Von daher war es ab sofort nur noch eine Frage der Zeit, wann er explodieren und damit in sein nächstes Wesen schlüpfen würde. Um dies geschehen zu lassen, mussten die Dämonen ihn nicht mehr drängen, foltern und beleidigen. Dieser Schritt erfolgte von nun an automatisch. Er wurde von ihm unbewusst getan. Die Regie führten die Geister in seinem Kopf.

Baby nahm die Rolle des dritten Wesens dann ein, wenn seine Wahnvorstellungen zur Realität wurden. Die Verdrehung von Wahrheiten gehörte ebenso dazu, wie die Einbildung. An diesem Samstagabend gab es dafür einen Beleg. Baby bildete sich ein, dass er vor Jennifer Angst hatte, tatsächlich jedoch war das nie der Fall gewesen. Seine Frau war eine liebenswerte Person, die ihn nie beschimpft oder zur Rede gestellt hatte. Sie ging jedem Streit aus dem Weg und im Grunde genommen war sie immer ein zärtliches und verletzliches Mädchen geblieben. Im ersten Stadium seiner Person wusste Baby von dieser Tatsache, in der zweiten

Phase seines Wesens begann er die Wahrheit zu verdrehen, sah sie anders und bildete sich zusätzliche, unwahre Dinge ein. Irgendwann führte das zu der Konsequenz und die bestand darin, dass er die Rolle seines dritten Wesens einnahm, diesen Part darstellen musste. In Babys Kopf war es die einzige Möglichkeit, um wieder zu seinem ursprünglichen Charakter zurückkehren zu können. Nur mit der Eigenschaft der dritten Krankheitsstufe war Baby fähig, zu töten. Unmittelbar danach wurde es ihm möglich, in die erste Stufe seines Wesens zu schlüpfen.

Es existierte noch eine Wahrheit, die sich ab diesem Samstagabend nicht mehr leugnen ließ. Der Übergang vom ersten bis zum dritten Wesenszug wurde immer kürzer.

9. Kapitel

Samstag / Sonntag

Joshua Jason Calbott saß mit ineinander gefalteten Handflächen neben Forrest am Ende eines Ganges, der vor der Notaufnahme lag und mehrere Stühle für besorgte Angehörige oder Freunde bereit hielt. »Ich weiß, die Frage ist jetzt unpassend, aber ich befürchte, dass es nie den richtigen Zeitpunkt gibt«, sagte er leiser als notwendig. »Konnten sie sich vor Ort ein Bild machen, was eigentlich passiert ist?«, sprach er die Apotheke von Arthur Sedon in der Cambridge Street an.

Forrest nahm eine besorgt sitzende Haltung ein und seine zu Fäusten geballten Hände hingen zwischen seinen Knien herab. Er schüttelte den Kopf. »Wie denn? Ich war keine fünfzehn Minuten dort, da kamen sie«, klang der Detektiv ungewollt vorwurfsvoll.

»Forrest, soll ich sie von diesem Fall abziehen, eigentlich müsste ich es nun tun. Sie kennen den Schwerverletzten und werden so wie ich gehört habe, bald sein Schwiegervater, wenn auch nur in adoptierter Art. Gibt es überhaupt so etwas?«, versuchte der Morddezernatsleiter ziemlich rat- und hilflos den Detektiv auf andere Gedanken zu bringen.

»Wie spät ist es?«, fiel Forrest ein, dass sein Handy immer noch im Department lag.

»Fünf Minuten vor zwei.«

Mit der Aussage seines Vorgesetzten vernahm der Detektiv, dass seine Frist zu Hause auf Bettys Küchenuhr abgelaufen war. Kannte er die Nummer des eigenen Festnetzanschlusses? Er überlegte, ja er kannte sie. Wollte er Betty die Horrornachricht über Adam mitteilen, jetzt, wo

noch nichts sicher war? Nein, also verdrängte er die Nummer aus seinem Kopf. Sie erschwerte ihm jeden klaren Gedanken. Der Ärger mit seiner Frau war ohnehin vorprogrammiert. »Ich verstehe das alles nicht. Was zum Teufel hatte Adam dort zu suchen?«, erhielt er keine Antwort. »Ich kann hier nicht untätig herumsitzen und warten, sonst drehe ich durch«, erhob sich Forrest. »Sie ziehen mich von dem Fall nicht ab, unter keinen Umständen! Versprechen sie es mir, hier und jetzt!«, klang die Stimme von Forrest fordernd und hallte drohend durch den Gang. Joshua Jason Calbott zögerte, obwohl er streng genommen selbst das nicht hätte tun dürfen. Es war keinem Polizisten gestattet, in Fällen zu ermitteln, in die Freunde, Verwandte oder Bekannte involviert waren. Doch der Gedanke an einen Bruch der Vorschrift wurde sogleich gravierender und auf eine tragische Weise unerheblich. Die Tür der Notaufnahme ging auf und ein Arzt kam auf Forrest und den Morddezernatsleiter zu.

Joshua Jason Calbott erhob sich und stellte sich neben den Detektiv. Der Ermittler fühlte es, sah es dem Arzt im Gesicht an und am liebsten wäre er auf der Stelle davongelaufen, doch er blieb und ließ ihn nicht aus den Augen. Gern hätte er ihm den Mund zugehalten, nachdem der Doktor vor ihm und seinem Begleiter zum Stehen gekommen war. Das Unausweichliche war nicht zu vermeiden. »Wir konnten ihn wiederbeleben, haben alles Menschenmögliche versucht, ihn zu retten ist uns nicht gelungen! Es tut mir leid!«

Der Detektiv verstand, was der Arzt gesagt hatte, aber wollte es nicht wahrhaben, doch dieses Gefühl verbarg er in seiner Seele. Wie versteinert, als ob er es wäre, der in das Jenseits befördert worden war und aus dem Reich der Toten

zu erfahren gedachte, wie er dorthin gebracht wurde, erkundigte er sich: »Was hat zum Tod geführt?«

Der Arzt blickte zu Forrest. Er kannte solche Situationen und Menschen wie den Detektiv. Es waren Leute, die den Verlust auf ihre Art akzeptierten, aber ihn dennoch nicht verarbeiten konnten. In der Folge taten sie alle das gleiche. Sie verdrängten den Tod eines Angehörigen oder eines Freundes und sie begannen damit, sich selbst zu vernichten. »Ganz sicher waren die schweren inneren Blutungen ein Auslöser, aber ich nehme an, dass der Tod letztlich durch eine Rippe verursacht wurde, die in die Lunge eingedrungen ist. Wie gesagt, wir haben alles versucht, es tut mir aufrichtig leid!«

Der Arzt sah zu Joshua Jason Calbott und erhielt von ihm ein Signal, dass er sich entfernen konnte. JJ, wie der Morddezernatsleiter oft genannt wurde, drehte seinen Körper dem Detektiv zu. »Mein Beileid, Forrest!«, verzichtete er auf jede Förmlichkeit. »Komm, lass uns hier verschwinden, soll ich dich nach Hause fahren?«, fragte er und legte die Hand auf die Schulter des Detektivs, um ihn mitzuziehen.

Forrest ließ es geschehen, blieb nach einigen Metern stehen und befreite sich von dem Arm »Du hast es mir noch nicht versprochen«, kam er auf seine drohende Forderung zurück, nicht von dem Fall abgezogen zu werden.

Joshua Jason Calbott hielt dem traurigsten Blick, den er je gesehen hatte, stand. Ihm kam es vor, als ob er in die Seele und in das Herz von Forrest blicken könnte und was er sah, war der größte seelische Schmerz, den ein Mensch imstande war zu ertragen. Ihm wurde bewusst, dass der Detektiv genauso litt, als ob er ein Kind oder die eigene Frau verloren

hätte, und er wusste, dass er ihm nicht helfen konnte, niemand war dazu in der Lage, außer die Zeit. »Ich schwöre es, du wirst nicht von dem Fall abgezogen! Ich schwöre es bei allem, was mir heilig ist!« Das Versprechen war die einzige Hilfestellung, die er dem Detektiv geben konnte.

Vor dem Massachusetts General Hospital bestand Forrest darauf, allein sein zu wollen und versprach seinerseits dem Morddezernatsleiter, keine Dummheiten zu begehen. Er überquerte die Straße und begab sich auf die Promenade am Charles River Basin. Die Sonne schien, der Wind wehte lau und machte manchmal mit einer Bö einen Rülpser. Der blaue Himmel war mit weißen Wolken durchsetzt, das Thermometer zeigte inzwischen fast zwanzig Plusgrade an. Dennoch, Forrest fror, hielt wegen des Wetters den Hut in der Hand, aber die Streicheleinheiten der Natur spürte er nicht, sondern empfand sie wie den letzten Atemzug von Adam. Der herrliche Himmel über seinem Kopf erschien ihm grau in grau und trotz der Wärme trug er den Mantel am Körper, den er sich beim Verlassen des Hauses vorsichtshalber übergezogen hatte. Forrest hörte weder den Straßenlärm noch das Gekreische der spielenden Kinder in seinem Rücken. Er vernahm gar nichts, außer die Stimme des Arztes. Wir haben alles Menschenmögliche getan, aber wir konnten ihn nicht retten! Wie in Gottes Namen sollte er das Molly beibringen? Wie es Betty sagen? Der Gedanke an Molly erschlug ihn innerlich. Sie hatte zwar ihn und seine Frau, doch letztlich waren sie nur ihre Adoptiveltern. Molly hatte genug durchgemacht und jetzt auch noch das! Er wusste, dass auf sein Drängen hin, Joshua Jason Calbott eine Nachrichtensperre verhängt hatte. Forrest hatte sie ihm abgefordert, auf keinen Fall sollten seine Adoptivtochter

und seine Frau aus dem Fernsehen oder Radio vom Tod Adams erfahren. Alles, nur nicht das!

Unbewusst blickte er zu einer Gruppe von fünf spielenden Kindern. Sie mochten zwischen vier und sechs Jahre sein, hatten Spaß am Leben und keine Ahnung davon, wie schnell es vorbei sein konnte. Das war gut so. Egal, ob Reich, Arm, Jung oder Alt, dass Leben war nur dann schön, wenn es sich unbeschwert leben ließ. Die Kinder waren unbekümmert und das trieb Forrest einen Kloß in den Hals, doch weinen konnte er nicht, obwohl er vielleicht gerne ein paar Tränen vergossen hätte. Stattdessen sah er zum Himmel und verfluchte Gott, er verfluchte ihn nicht zum ersten Mal und er verfluchte ihn erneut. Durch das Wetter zeigte der Mistkerl sein schönstes Gesicht, doch dahinter verbarg sich eine Fratze, die kein Mitleid besaß! Mit Niemanden, davon war er überzeugt, von sonst nichts.

Ω

Fast zeitgleich erhielt Venus einen Anruf von einem Mann, den er mit Aufgaben als einen Angestellten betrachtet hatte. Der Kerl hieß Gary und war ein Handlanger von ihm. Nicht in der Art, dass er den Profikiller bei seinen Aufträgen unterstützte, sondern in der Weise, dass er ihm zur Ausführung der Taten, die notwendigen Information zu beschaffen wusste. Egal, um was es sich gedreht hatte, ob um Identitäten, Standorte, um ländliche Gegebenheiten, der Infrastruktur, ein Anruf von Venus war für Gary ein Befehl.

In Windeseile erhielt der Profikiller die erforderlichen Angaben, oft schneller, als es Venus gefordert hatte und deswegen schätze er dessen Arbeit. An diesem Samstag, schon vor Stunden, hatte er seinem Informationsgeber einen

neuen Auftrag erteilt. Der Sprecher der Profikillergruppe hatte von Merkur eine fremde Nummer durch eine SMS erhalten, die er recherchieren sollte. Das war ein Job für seinen Angestellten und genau das hatte Gary getan und aus diesem Grund rief er Venus über ein Prepaidhandy an. »Ich weiß, wem die Nummer gehört«, sagte er, nachdem er seinen Namen genannt hatte.

»Wem?«

»Einem gewissen Adam Kean. Er lebt in Boston und ist der Besitzer des Nachrichtensenders AM Channel.«

»Scheiße! Was noch?«

»Er hat den Sender vor rund einem Jahr geerbt, war einst ein erfolgreicher Kameramann, der dann in der Gosse landete. Er lebt in Boston, in Jamaica Plain, die Adresse sende ich dir per SMS. Außerdem ist er liiert mit einer gewissen Molly Waterspoon.«

»Okay, danke dir, ich melde mich«, sagte Venus und seine Stimmung sank in den Keller. Die Informationen, die er von Gary erhalten hatte, insbesondere die über Adams Status, war alles andere als erfreulich. Die Liste mit den sechzig Namen befand sich in den Händen der Medien, zumindest bei einem Vertreter dieser Branche und damit in einem Bereich, wo sie nicht hingehörte. Wohin sie niemals hätte hinkommen dürfen!

Der erste negative Punkt dieser Tatsache bestand darin, dass die schlimmsten Befürchtungen von Roger Dovell eingetreten waren. Von Anfang an hatte sein Auftraggeber auf diese Möglichkeit, die es zu verhindern galt, hingewiesen. Dafür war es nun zu spät, doch noch war nichts geschehen, was den Plan gefährden könnte. Allerdings sah Venus das Honorar und die Bonuszahlungen

für sich und seine Kompagnons in der Schwebe, ein Umstand, der ihm berechtigte Sorgen machte. Die Gruppe der Profikiller handelte professionell, aber die acht Männer arbeiteten letztlich nur aus einem einzigen Grund zusammen und der hieß Geld. Sie pflegten keine Freundschaft, trotz des Zusammenschlusses waren und blieben sie Rivalen. Das Problem, welches Venus durch den neuen Wissensstand auf sich zukommen sah, bestand darin, dass die nun ins Wanken geratenen finanziellen Interessen jedes Einzelnen die Gruppe spalten könnte. Nicht nur das, er konnte es außerdem nicht ausschließen, dass die anderen sieben Männer ihn zum Sündenbock abstempeln würden, damit eine Fusion untereinander eingingen, die sich am Ende gegen ihn wenden und über ihn richten sollte. Venus hatte die Gabe über eine Vorahnung von herannahendem Unheil zu verfügen und die Alarmglocken dieser Eigenschaft läuteten lauter, als alle Kirchenglocken auf dieser Welt zusammen.

Bei einem Drink in der Hotelbar überdachte er die Gesamtsituation. Es war unbestritten, dass Roger Dovell ihnen keinen Cent zahlen würde, wenn einer der Namen der Liste in der Presse erwähnt werden sollte. Das war noch nicht geschehen und deswegen erforderte die gegebene Lage in den Augen von Venus das Mittel, dass der Gruppe der acht Männer angeboren worden war: schnelles Handeln! Er sah auf seine Armbanduhr und wunderte sich, wo Merkur blieb. Es konnte doch nicht so schwierig sein, einen alten Mann an seine Pflichten zu erinnern. Er bestellte sich einen weiteren Drink und sah sich in der Bar um. Als er sich dem Getränk widmen wollte, sah er auf den Flachbildschirm über der Barfrau. »Könnten sie den Fernseher mal ein

bisschen lauter machen«, bat er die Angestellte und konzentrierte sich auf den Reporter auf dem Monitor. Der hatte die Fernsehzuschauer mit dem größten Teil seines Berichtes jedoch bereits versorgt und seine Livereportage nahezu beendet, als der Ton anging. Es war ein Beitrag des lokalen Nachrichtensenders, von AM Channel. »Konnten sie sehen, wo das passiert ist, über das eben im Fernsehen berichtet wurde?«, wandte er sich an die Frau.

»Nicht genau, aber da ist irgendetwas in der Cambridge Street geschehen, das habe ich von einem Kollegen gehört, der gerade seinen Dienst begonnen hat«, nahm die Bedienung ein Tablett mit vollen Gläsern in die Hände und begab sich an einen Tisch vor dem Tresen.

Das Handy von Venus ertönte mit einem Signalton. Er sah auf das Display, öffnete die Nachricht, die er von Gary bekommen hatte und speicherte in seinem Gedächtnis die Adresse von Molly und Adam ab. Die beigefügten Bilder von den beiden schob er in ein Fotoalbum, dem er den Titel <Problempersonen> gegeben hatte. Er begab sich zu dem Zimmer, in dem Mars einquartiert war, klopfte und trat ein, als ihm von seinem ungeliebten Kollegen die Tür geöffnet wurde. »Ich habe einen Auftrag für dich, keine große Sache, aber er ist wichtig und du bekommst von mir persönlich sofort nach Erledigung einen Scheck, der dir gefallen wird. Die Sache eilt!«

Mars war noch nicht angezogen, er steckte in einer lächerlich bunten Unterhose, setzte sich auf das Bett und begann sich die Socken über die Füße zu ziehen. »Ich wollte eigentlich an der …«

Venus winkte ab und brachte mit frostigem Ton Mars zu Schweigen. »Entweder du machst es oder du lässt es bleiben.

Ich will jetzt sofort eine Antwort und sollte sie Ja lauten, dann will ich die Angelegenheit innerhalb der nächsten zwei Stunden als erledigt wissen.«

»Wieviel?«, schien Mars nicht zugehört zu haben, sondern wollte eine Summe genannt bekommen.

»Der Job ist simpel, aber einhunderttausend!«

»Okay, was soll ich tun?«

Venus schrieb Mars die Namen und die Adresse von Molly und Adam auf. »Du bringst die Frau her, sie ist besonders wichtig. Solltest du die Gelegenheit bekommen, den Mann zu erwischen, dann auch ihn. Lebend wohlgemerkt! Ich sende dir jetzt die Bilder von den Beiden.«

Mars streifte sich den zweiten Socken über. »Okay, wir sehen uns. Ich melde mich, wenn ich wieder hier bin.« Venus ging auf die Hotelzimmertür zu, als Mars fragte: »Bist du dir sicher, dass ich sie oder beide hierherbringen soll?«

»Ja, hierher, in dieses Zimmer!«, blieb Venus stehen und drehte sich während seiner Aussage seinem Kollegen zu.

»Gut, wie gesagt, ich melde mich unverzüglich bei dir, wenn ich den Job erledigt habe.«

Venus nickte zufrieden, allerdings nicht erleichtert.

Ω

Molly sah enttäuscht auf die Tageszeitangabe auf ihrem Laptop. Es war inzwischen nach drei Uhr nachmittags und Adam war immer noch nicht da. Sie hatte Verständnis für seinen Job und für seine Aufgaben, wusste, unter welchem Druck und Stress er stand, aber dann hatte er es zu unterlassen ihr Dinge zu versprechen, die er nicht einhalten würde. Sie hatte sich schick angezogen, um mit ihm nach langer Zeit wieder einmal auszugehen. Ihm zuliebe und

dem Umstand, dass sie sich so selten sahen und Zeit miteinander verbringen konnten, hatte sie darauf verzichtet, am Samstag im Sender zu arbeiten. Nur wegen Adam saß sie zuhause und befasste sich mit Sachen, mit denen sie sich eigentlich gar nicht beschäftigen wollte. Sie hatte es sich auf dem Sofa gemütlich gemacht und der Laptop schien sich in ihrem Schoß wohl zu fühlen. Mit einer Hand, die sie auf die Rückenlehne des Sofas gelegt hatte, stützte sie ihren Kopf ab, mit der anderen bearbeitete sie unmotiviert das Gerät.

Es läutete an der Haustür und es wiederholte sich unmittelbar danach mehrmals. In Vorfreude sprang Molly auf und rannte zu Tür. Sie nahm an, dass es Adam war und er als Entschuldigung für seine Verspätung eine Überraschung für sie mitbrachte, die ihm ein Aufsperren der Tür unmöglich machte. In freudiger Erwartung riss sie die Tür auf und sah in die Augen von Mars, der ebenso groß wie sie war. »Ja, bitte?«, sprach sie den ihr fremden Mann an und versuchte ihre erneute Enttäuschung zu verbergen.

»Sorry wegen der Störung, ist ihr Mann da?«

»Nein!«

Mars war in diesem Moment kein neugieriger Profikiller, sondern ein Mann der Fakten. Seine Fragen hatten den Zweck, die Situation zu erkunden, um Schwierigkeiten vorbeugen zu können. »Schade, wann kommt er?«

Molly hatte keine Lust auf solche Gespräche und sie als Journalistin war es nicht gewohnt ausgefragt zu werden, doch sie wusste nicht wer Mars war und wollte deswegen nicht unhöflich erscheinen. »Eigentlich hätte er schon längst hier sein sollen und wird sicher bald kommen. Darf ich fragen, was sie möchten oder in welcher Verbindung sie zu ihm stehen?«

Mars setzte ein breites Grinsen auf. »In keiner, ich will auch nichts von ihm, stattdessen will ich, dass sie mich begleiten, und zwar jetzt sofort.«

Die in Mollys Gesicht verbliebene Enttäuschung verwandelte sich in ein besorgtes Erstaunen. »Ich soll sie begleiten? Wohin? Wie komme ich dazu?« Molly wollte die Tür Mars vor der Nase zuknallen.

Der Profikiller erahnte ihren Plan mit der Tür schon zu einem Zeitpunkt, an dem Molly noch gar nicht wusste, dass sie auf diese Weise agieren wollte. Blitzschnell stellte er einen Fuß in den Türrahmen und zog eine Waffe hervor. Die Tür sprang zurück und traf Molly an der Schulter und Schläfe, nicht mit voller Wucht, aber trotzdem schmerzhaft. »Los, ziehen sie sich eine Jacke an und kommen sie mit!«, trat Mars in den Flur der Wohnung.

Molly sah ihn und die Waffe an, dann wieder den Mann. »Was wollen sie?«, streichelte sie ihre Schulter und wunderte sich, dass sie dazu fähig war, ein Wort hervorzubringen. Sie blieb zwar wie angewurzelt stehen, aber sie hob die andere Hand und tastete ihre Schläfe ab.

»Mädchen!«, wurde Mars in seinem Ton energischer. »Ich habe keine Lust, hier meinen Lebensabend zu verbringen. Weiß nicht, was von dir gewollt wird, allerdings habe ich den Eindruck bekommen, dass dir nichts passieren soll. Also zieh dir eine Jacke über und komm endlich oder du lernst mich von einer anderen Seite kennen. Ich wurde zwar ausdrücklich darauf hingewiesen dich lebend abzuliefern, aber ich habe da ein paar Tricks auf Lager, die können höllisch weh tun. Also mach schon!«

Molly sah auf die Pistole in der Hand von Mars und nickte. Es war ihr ein Rätsel, warum sie sich bewegen konnte. Sie

hatte in dieser Situation, der sie in ähnlicher Form schon zweimal in ihrem Leben gegenübergestanden war, von sich erwartet, in Ohnmacht zu fallen, alternativ vielleicht hysterisch zu schreien oder zumindest zu einem Eisblock zu erstarren. Doch nichts davon geschah, sie bewegte sich, sie schrie nicht und sie war bei vollem Bewusstsein. Sie agierte zwar nicht mehr, sie war zum Reagieren aufgefordert worden, aber auch das tat sie, obwohl sie es sich nicht zugetraut hätte. Sie zog sich die für den gemeinsamen Abend mit Adam aus dem Schrank geholte Jacke an und ging auf ein Zeichen der Pistole voran. Mars steckte die Hand mit der Waffe in die rechte Jackentasche und warnte Molly vor. »So Mädchen, ich rate dir keine Dummheiten zu machen. Ich soll dich zwar lebend abliefern, aber es hieß nicht, dass du unverletzt sein musst. Glaub mir, es gibt Wunden, die tun so weh, dass man lieber tot wäre, anstatt sie zu ertragen. Das Leben nach einer solchen Verletzung wird dann anders sein als das, was du jetzt führst. Du wirst nämlich ein Krüppel sein, im Rollstuhl sitzen und gepflegt werden. Beim Pinkeln, Scheißen, Fressen, immer und überall wird dir jemand zur Seite stehen oder du stirbst einen langsamen und qualvollen Tod. Also, spiel nicht mit deinem Leben! Wir müssen nur die Straße überqueren, dort steht ein hübscher schwarzer Leihwagen. Hast du einen Führerschein?«

»Ja, habe ich«, antwortete Molly durch die Warnung sichtlich und verständlicherweise eingeschüchtert.

»Dein Glück, sonst hättest du im Kofferraum Platz genommen!« Mars zog aus seiner linken Jackentasche den Autoschlüssel hervor. »Du fährst, ich sitze hinten. Noch einmal, mach keinen Unsinn, schon gar nicht am Steuer!«

»Ich mache was sie sagen.«

Zufrieden zog Mars im Hausflur die Wohnungstür zu und er tat es genau in dem Augenblick, als Forrest in einem Taxi sitzend rund zwanzig Meter vor dem Gebäude ankam, indem Molly und Adam wohnten. Es war die einzige Möglichkeit, die dem Fahrer zu einem kurzfristigen Stopp übrigblieb.

Der Detektiv hatte nicht vor, seine Adoptivtochter mit der unabänderlichen Wahrheit sofort zu konfrontieren. Er war bereit dazu, doch er sah sich außerstande, Mollys Schmerz allein zu ertragen. Lindern oder heilen würde er ihn ohnehin nicht, aber er wusste, dass er Molly Kraft geben konnte, das war schon immer so gewesen. Allerdings besaß er nicht die Stärke, die er für die Äußerung der Wahrheit brauchte, dazu benötigte er die Hilfe von Betty. Deswegen hatte er vor, sie unter irgendeinem Vorwand zu überreden, ihn nach Hause zu begleiten. Er bezahlte den Taxifahrer, gab ihm ein Trinkgeld, das für seine Verhältnisse großzügig war und wollte aus dem Wagen steigen, als Molly und Mars aus dem Gebäude traten. Er hielt in seiner Bewegung inne und blieb sitzen.

»Sir, sie haben mir einen guten Tipp gegeben, aber es reicht nicht, um eine mehrköpfige Familie zu ernähren«, sprach der Taxifahrer Forrest auf das Trinkgeld an und gab ihm damit zu verstehen, dass er noch mehr Fahrten zu tun beabsichtigte.

»Warten sie noch einen Augenblick bitte, sehen sie die Frau da vorne?«, fragte der Ermittler und deutete mit dem Finger auf die andere Straßenseite.

Der Taxifahrer, der sich nach hinten zu dem Detektiv umgedreht hatte, kehrte in seine Ausgangsposition zurück

und sah in die Richtung, in die Forrest gedeutet hatte. Er stieß einen leisen Pfiff aus. »Ein heißer Feger! Ist wohl ihr Verhältnis und jetzt erwischen das Mäuschen sozusagen mit der Konkurrenz, mit der sie betrogen werden. Mann, die Kleine ist doch für euch beide viel zu jung, die kann ich übernehmen, wenn es euch zu viel wird.«

»Reden sie nicht so einen Mist! Das ist meine Adoptivtochter!«

Der Taxifahrer sah nochmal zu Forrest, dann wieder zu Molly, die mit Mars im Rücken gerade die Straße am Überqueren war. »Aha!«, stöhnte der Fahrer und es lag an dem Ton des Seufzers, der seine Ungläubigkeit hervorgebracht hatte. Es war verständlich. Forrest war dunkler Hautfarbe, während Molly zumindest im Gesicht weißer als weiß war.

Forrest beobachtete die Szene und wies den Taxifahrer an, dem Leihwagen zu folgen. Die nach wie vor nicht aufgehobene Absperrung der Cambridge Street machte sich in ganz Boston bemerkbar. Ortskundige Fahrer nahmen Seitenstraßen, deren Bewohner ein derartiges Verkehrsaufkommen nicht gewohnt waren. Eine spürbar entlastende Wirkung auf den Verkehr in der Innenstadt hatte dies nicht zur Folge und dementsprechend glücklich reagierte der Taxameter. Detektiv Forrest Waterspoon war kein Grünschnabel in seinem Job, bereits am unsicheren und widerstrebenden Gang von Molly hatte er erkannt, dass irgendetwas nicht in Ordnung war. Aus seiner Position im Taxi, indem er hinter dem Fahrer saß und aus dem Wagen, der auf der rechten Fahrspur stand, konnte er sehen, dass der Mann hinter Molly eine Hand in der Jacke stecken hatte. Es musste nichts bedeuten, doch das der Unbekannte einen

Schritt hinter ihr blieb, obwohl er sie überholen hätte können oder dass er nicht neben ihr ging, war ungewöhnlich. Im Zentrum von Boston entschloss sich Forrest zu handeln. Keine Sekunde hatte er den Tod des Verlobten von Molly vergessen, doch er vollbrachte das, was sein Freund von ihm erwartet hätte. Er vollzog die Handlung, von der er glaubte, dass es eine nie endende Pflicht gegenüber seiner Familie und Adam war.

In der Innenstadt stand der Verkehr praktisch still und deswegen stieg Forrest aus dem Taxi aus. Er warf einen fünfzig Dollar Schein auf den Beifahrersitz und verzichtete auf das Rückgeld. Er zwängte sich aus dem Fahrzeug heraus. Sämtliche Fahrspuren waren voll von Autos aller Art, die sich allesamt im Stillstand befanden. Als er zwischen dem Taxi und dem Nachbarfahrzeug auf der linken Spur stand, ging es einen Meter vorwärts, doch dann ruhte der Verkehr erneut. Forrest überholte die stehenden Karossen und blieb erst stehen, als nur noch ein Wagen zwischen ihm und dem von Molly gelenkten Fahrzeug stand. Doch was sollte er tun und zu seiner Verteidigung hervorbringen, wenn er sich geirrt hatte? Nein, sagte er sich, ein Irrtum war ausgeschlossen, sonst wäre Adam hier und jetzt noch am Leben. Er tat etwas, wozu er monatelang nicht gezwungen worden war. Er fasste sich an die linke Schulter unter den Mantel und unter das Sakko, das er trug. Ein Gedanke schoss ihm durch den Kopf, als er die Dienstwaffe aus dem Halfter zog. Er nahm aus Liebe eine Waffe in die Hand und aus Liebe war er bereit zu töten. In diesem Moment war eine Frage offen, welches Risiko war er bereit einzugehen. Auf jeden Fall keines, mit dem er Mollys Leben in Gefahr bringen würde. Forrest schob die Hand mit der

Waffe in die rechte Manteltasche und begab sich auf den Bürgersteig. Wenn es sich so verhielt, wie er davon überzeugt war und Molly bedroht wurde, dann richtete der Mann auf dem Rücksitz die ganze Zeit eine Waffe auf sie. Er hätte ihn auf der Stelle erschießen können, doch es gab keine Garantie dafür, dass selbst ein präziser Schuss in die Stirn einen weiteren verhindern konnte. Der letzte Reflex des Getroffenen konnte Molly töten, obwohl er schon tot war. Forrest schätzte die Entfernung zu dem Wagen, an dessen Steuer Molly saß, sie betrug aus seiner Position ungefähr zehn Meter. Er überlegte und wusste, dass selbst die Wucht des Geschosses, dass er abzugeben bereit war, Molly nicht aus der Gefahrenzone eines letzten Zuckens bringen könnte. Nachteilig wirkte sich die sitzende Stellung des Mannes hierbei aus und ebenso die im Auto auf dem Rücksitz eingeschränkte Bewegungsfreiheit. Die mehrspurige Autoschlange rollte vorwärts, doch zum Verdruss von vielen verärgerten, ungeduldigen und schimpfenden Autofahrern blieb sie erneut nach einigen Metern stehen. Der Detektiv war vielleicht der einzige Mensch auf der Straße, der sich über den Stau freuen konnte. Fakt war, er durfte nicht schießen, alles andere wäre fahrlässig und unverantwortlich gewesen. Deswegen rannte er zu dem Taxi, von dem er befördert worden war und bat den Fahrer um einen Gefallen. Der Taxifahrer zögerte, die Bitte von Forrest gehörte nicht zu den alltäglichen Wünschen seiner ehemaligen oder aktuellen Fahrgäste. Als ihm der Detektiv einen weiteren fünfzig Dollar Schein in die Hand drückte, tat er dem Detektiv den Gefallen, um den er von ihm gebeten wurde. Er stieg aus dem Taxi, setzte sich eine Sonnenbrille auf und begab sich zu dem Fahrzeug, indem Molly saß und

machte auf doof. Er klopfte gegen die getönte Scheibe, die Mars auf dem Rücksitz von der Außenwelt abschirmte und wartete, bis sich das Glas bis zur Hälfte gesenkt hatte. »Hey Mann, sorry, dass ich sie bei der bestimmt netten Unterhaltung mit der Lady am Steuer störe, aber niemand in diesem Stau ist Raucher!«, steckte er sich eine Zigarre in den Mund, die er von Forrest erhalten hatte. »Können sie sich das vorstellen, ist es zu fassen? Wir alle stecken hier fest, atmen Gase aus was weiß ich wie viel tausend Auspuffen ein, die uns bestimmt ein paar Jahre unseres Lebens kosten werden. Die alte Ziege zwei Wagen hinter ihnen, regt sich darüber auf, dass ich eine Zigarre rauchen möchte. Ist das zu Glauben? Ist so viel Blödheit überhaupt erlaubt?«

»Was wollen sie?«, fragte Mars. Noch hatte ihm der Taxifahrer den Grund seines Erscheinens nicht gesagt.

»Mann, ich habe keinen Fahrgast und das jetzt, wo wir im Stau stecken. Es ist die einzige Chance, eine in Ruhe paffen zu können, verstehen sie?«

»Sie wollen Feuer?«

»Ja Mann, sie scheinen der einzige Intelligenzbolzen in diesem Stau zu sein!«

»Ich bin Nichtraucher!«, betätigte Mars den elektrischen Fensterheber.

Der Taxifahrer zeigte Mars den Mittelfinger, drehte sich ab und begab sich zu Forrest, der sich wieder auf den Bürgersteig begeben hatte. Kaum bei ihm angelangt, gab er ihm die Zigarre zurück. »Mann, wieso tun sie sich so etwas an? Die schmeckt schon trocken widerlich.«

»Kümmern sie sich nicht um meine Gesundheit, sagen sie mir lieber, was sie gesehen haben?«

»Der hat eine Knarre in der Hand, garantiert.«

»Sind Sie sich absolut sicher?«

»Erstens hat er das Fenster mit der Linken geöffnet, obwohl er hinter der Frau am Steuer sitzt. Zweitens war er sehr bemüht, dass ich die rechte Pratze nicht zu Gesicht bekomme. Er hat sie trotz der blöden Stellung, die er halbliegend einnahm, nicht unter dem Oberschenkel hervorgetan, das sagt doch alles!«

»Ich danke Ihnen, das war eine Klasse Show!«

Der Taxifahrer grinste. »Danke! Ist das wirklich ihre Adoptivtochter?« Forrest nickte. »Dann habe ich noch eine Info für Sie, und zwar gratis. Der Typ wohnt im teuersten und besten Hotel der Stadt. Es liegt in dieser Straße, keine zweihundert Meter in Fahrtrichtung.«

»Ich weiß, welches Sie meinen, woher wissen Sie das?«

»Der Zimmerschlüssel lag in der Ablage zwischen Fahrer- und Beifahrersitz. Es ist das einzige Hotel, dass noch mit Schlüsseln anstatt mit Karten arbeitet. Aus Tradition, behauptet die Geschäftsführung.«

»Konnten Sie etwa die Zimmernummer auch erkennen?«

Die Autoschlange setzte sich wieder in Bewegung und der Taxifahrer nahm Kurs zu dem auf der Straße stehenden Wagen auf. »Was denken Sie«, wurde er mit jedem Schritt schneller. »Zweihundertelf! Garantiert!«, rief er dem Detektiv zu, als er sich hinter das Lenkrad des Taxis begab.

Forrest winkte seinem Helfer nach, als er an ihm im Schritttempo vorbeirollte und verkürzte danach den Abstand zu dem Auto des Bewohners von Zimmer zweihundertelf, der Molly in seiner Gewalt hatte. Er fragte sich, was das alles zu bedeuten hatte und warum sie sich in dem Wagen befand. Adam war der Erbe eines Imperiums geworden, war vielleicht das der Grund. Wurde der

Verlobte seiner Adoptivtochter ein Opfer der Konkurrenz oder der Gier. Wenn ja, dann gehörte Adam der Todesliste von Melissa Bakster an. Sie hatte ihm den Sender vererbt. Der Detektiv schob die Gedanken zur Seite, es ging jetzt nicht um seinen Freund, sondern einzig und allein um Molly. Er konnte nicht anders denken, wusste nicht, dass sie in Erwartung eines Kindes war. Die Ausläufer des noblen Hotels lagen bereits auf gleicher Höhe mit der Limousine, nur die Einfahrt in die Tiefgarage des prächtigen Gebäudes lag einige Meter in Fahrtrichtung entfernt. Der Detektiv registrierte, dass Molly von der linken Spur auf die Mittelspur zu wechseln versuchte. Sie wartete auf der rechten Fahrspur auf einen freundlichen Verkehrsteilnehmer, der ihr die Möglichkeit dazu bot. Das hieß, dass sie tatsächlich von ihrem Entführer in das Hotel gelotst wurde. War Molly entführt worden? Forrest wurde bewusst, dass er sich sehr weit aus dem Fenster zu lehnen wagte.

Es sprachen einige Details dafür, aber trotzdem konnte sich immer noch alles als ein riesiger Irrtum erweisen. Die Autos auf den drei Fahrspuren kamen wieder zum Stehen und Forrest überquerte die Straße. Er tat es auf eine Weise, die untypisch für ihn war. Anstatt sich von dem Fahrzeug mit Molly am Steuer fernzuhalten, legte er einen Zahn zu, bis er auf der gleichen Höhe mit dem Auto war. Wie ein Passant, der es eilig hatte und unbedingt auf die andere Seite der Straße gelangen musste, rannte er los und kam vor der Limousine, in der Mars Molly in Schach hielt, gespielt ins Straucheln. In einer schauspielerischen Glanzleistung legte er zwei stolpernde Schritte auf das ungewohnte Parkett, gab auf diese Weise vor, einen Sturz auf den Asphalt zu

vermeiden und landete, wie von ihm gewollt, bäuchlings auf der Motorhaube der Limousine. Damit verschwand er für einige Sekunden aus dem Blickfeld von Mars, dem es entgangen war, dass der Detektiv während dem gekünstelten Fall die Pistole aus der Manteltasche gezogen hatte.

»Was ist das für ein Arschloch!«, zischte Mars auf und wandte sich an sogleich an Molly. »Mach jetzt bloß keinen Fehler, ich schwöre dir, sonst vergesse ich meinen Auftrag und lege dich um.«

Molly war weit davon entfernt, Widerstand zu leisten. Wie einen rettenden Engel sah sie Forrest an, registrierte die Waffe in seiner Hand und verstand seine zwei Gesten. Mit dem Zeigefinger hatte er auf die linke Seite und dann zu Boden gezeigt. Wie angewiesen, warf sie plötzlich und blitzschnell ihren Oberkörper auf den Beifahrersitz und stieß sich mit dem Ellbogen an dessen Rückenlehne ab. Innerhalb von zwei Sekunden lag sie mit ihrem ganzen Leib auf dem Boden des Fahrzeugs. Die Zeit war für Mars zu kurz, um die veränderte Lage sofort richtig einzuordnen und um sich zu entscheiden, auf wen er zuerst schießen sollte. Er musste keine Wahl dieser Art treffen. Nicht die Sonne nahm ihm die Sicht, sondern es war die Kopfstütze auf dem Fahrersitz, die es verhinderte, dass er die Waffe von Forrest nicht sah. Dafür erkannte der Detektiv, wie Mars seine Hand anhob. Mars wurde nicht von einem logischen Menschenverstand geleitet, sondern vom automatisierten Denken eines Profikillers. Er hob Waffe an, die er hinter dem Fahrersitz fast die ganze Zeit über auf Molly gerichtet hatte und zielte auf ihren Kopf. Auftragsmörder hatten schließlich ihr gegebenes Wort immer zu halten. Venus hatte er nichts

versprochen und er war bereit, auf die einhunderttausend Dollar zu verzichten. Hauptsache die Schlampe bekam für ihren Ungehorsam die Quittung.

Forrest feuerte die Waffe ab, nicht einmal, sondern er schoss das Magazin leer. Seine Waffe war ein älteres Modell der Marke Smith & Wesson und verfügte über eine Patronenkammer von sechs Schuss. Der Erste traf Mars durch die Kopfstütze in das linke Auge, der nächste mitten im Gesicht. Nach dem zweiten Schuss hielt Forrest für den Bruchteil von einer Sekunde inne, zielte und traf den rechten Unterarm von Mars, der die Pistole immer noch in der Hand hielt, aber nicht mehr auf Molly zu zielen fähig war. Der Arm von Mars hing schlaff herab und erst ,als er von der Patrone getroffen wurde, fiel die Waffe zu Boden.

Um Forrest herum hatte sich Panik breit gemacht, die Leute ließen ihre Autos achtlos auf der Straße stehen und warn vom Ort des Geschehens geflüchtet. Manche warfen sich in ihrem Wagen, ähnlich wie es Molly getan hatte, auf den Boden. Andere sprangen aus ihrem Fahrzeug und suchten hinter der Karosserie Schutz und die ganz Mutigen, nahmen die Schießerei mit ihren Handys auf. Forrest hingegen sprintete um die Limousine, öffnete die Beifahrertür und half seiner Adoptivtochter aus dem Auto. Als sie zitternd aber unverletzt vor ihm stand, drückte er sie an sich, so fest wie nie zuvor.

Zwei Streifenpolizisten, die zu Fuß unterwegs waren, richteten unterdessen ihre Waffen auf den Detektiv. Forrest ließ Molly los, legte die Smith & Wesson auf den Asphalt und zog seinen Dienstausweis hervor. Die Polizisten schoben erleichtert ihre Waffen ein, offenbar schienen sie zum ersten Mal mit einer derartigen Situation konfrontiert

worden zu sein. Der Stau, die Schaulustigen und die Fragen der Kollegen waren schuld daran, dass Forrest und Molly zwei weitere Stunden in unmittelbarer Nähe der Limousine und dem toten Mars verbleiben mussten. Forrest entdeckte ein Straßencafé, parkte Molly dort, bestellte ihr einen Kaffee und ein Mineralwasser und nach ein paar aufmunternden Worten entschuldigte er sich und ließ sie für einige Minuten allein.

Die zwei Streifenpolizisten hatten inzwischen von vier Kollegen Unterstützung erhalten. Während sie den Tatort sicherten, kümmerte sich einer um den Verkehr. Die anderen befassten sich mit den Neugierigen am Bürgersteig, von denen manche mitunter so dreist waren, dass sie sich auf die Straße begaben, um den Toten im Auto zu fotografieren. Genauso eine Person lief dem Detektiv in die Arme. Er zog den Mann mit sich, der vielleicht dreißig Jahre Lebenserfahrung besaß, öffnete die Hintertür der Limousine, hinter der Mars zusammengesackt saß und hob, ohne den Mann loszulassen, den herabhängenden Kopf an.

Forrest hatte keine Ahnung gehabt, wo er Mars getroffen hatte und ging davon aus, dass der erste Schuss den Profikiller in die Stirn getroffen hatte. Doch selbst er zuckte zusammen, als er den Schaulustigen dazu zwang, dem Toten ins Gesicht zu sehen und er dem Blick des Fremden gefolgt war. Der Mann riss sich von ihm los, blieb stehen, nannte ihn einen Sadisten und lief davon. Forrest rief dem Mann nach, ein pietätloses Dreckstück zu sein und holte aus der Innentasche seines Sakkos ein paar Gummihandschuhe hervor. Er durchsuchte den Erschossenen, fand an den Fußgelenken weitere Pistolen, und ein Messer, eines von solcher Art, wie er es nie zuvor in den Händen gehalten

hatte. Er tastete den Oberkörper von Mars ab und beraubte ihn des Handys und des Geldbeutels. Mit den zwei Gegenständen kehrte er zu Molly zurück und bestellte sich ebenfalls einen Kaffee.

Molly hatte sich beruhigt, aber ihre Gesichtsfarbe war ein Spiegelbild ihrer Seele. »Es ist das zweite Mal«, bemerkte sie.

Forrest, der die Geldbörse von Mars durchsuchte und nach wie vor die Gummihandschuhe über seine Hände gezogen hatte, sah auf. »Was ist das zweite Mal?«, vermied er es, Molly direkt in die Augen zu sehen.

»Das du mir das Leben gerettet hast!«

Dir schon, aber deinem Verlobten nicht, dachte sich Forrest, schämte sich sogleich für den Gedanken und ging auf die Bemerkung seiner Adoptivtochter nicht ein. »Kanntest du den Kerl und was hatte er vor?«

»Ich habe absolut keine Ahnung, wer der Mann war und was er wollte. Aber könntest du mir bitte sagen, wieso du wieder einmal zum richtigen Zeitpunkt zur Stelle warst?«

»Okay, aber danach Molly, brauche ich Antworten, und zwar schnell«, war Forrest bereit ihre Frage zu beantworten, bevor er sie mit zusätzlichen belasten würde. »Ich war auf dem Weg zu dir und wollte dich bitten, mich nach Hause zu begleiten.«

»Warum?«

»Molly bitte, keine Zwischenfragen, wir haben wenig Zeit. Fakt ist, ich habe Betty versprochen in zwei Stunden wieder zu Hause zu sein.« Forrest sah auf die Armbanduhr. »Seitdem sind fast acht vergangen und es kommen weitere hinzu.«

»Ach so, ich soll die Friedensrichterin spielen, aber nachdem du mir das Leben gerettet hast, ist es das Mindeste,

was ich für dich tun kann«, sagte sie tatsächlich nun lächelnd.

»Gut! Danke! Was hat der Mann zu dir gesagt?«

Das Ereignis lag unmittelbar hinter Molly, doch sie war zu aufgewühlt, um sich an jedes Detail erinnern zu können. »Ich dachte es ist Adam, deswegen habe ich die Tür aufgemacht«, rollten ihr plötzlich Tränen über die Wangen.

Forrest fasste nach der Hand von ihr, drückte sie und behielt sie in der seinen, dabei war ihm kaum anders zumute, als seiner Adoptivtochter. »Was hat er gesagt, Molly?«

»Er sollte mich zu jemanden bringen. Er hat behauptet, dass mir nichts geschehen wird und erst als wir uns dem Plaza näherten, hat er mich angewiesen, in die Tiefgarage des Hotels zu fahren.«

»Also sollte er dich zu bei jemandem abliefern, der in dem Hotel übernachtet?«

»Ich denke schon, es hat sich so angehört.«

Forrest wollte nach der Kavallerie rufen, doch sein Handy lag immer noch im Büro des Departments. »Ich bin gleich wieder da«, erhob er sich und rannte auf die Straße zu einem der Polizisten. »Ich weiß, es ist unmöglich, was ich von ihnen jetzt verlange, aber wir müssen das Plaza umstellen. Niemand darf rein, keiner darf raus!«

Der Streifenpolizist sah Forrest an, als ob er ein kleines Kind wäre, dass sich soeben mit dem Weihnachtsmann unterhielt. »Wie stellen Sie sich das vor, wir sind im Moment zu sechst, sollen den Tatort abriegeln, die Neugierigen fernhalten und den Verkehr regeln! Detektiv, was Sie verlangen ist unmöglich!«

»Wir müssen es möglich machen«, erwiderte Forrest und hatte eine Eingebung. »Warten Sie einen Moment«, sagte er überflüssigerweise zu dem Polizisten und rannte zurück in das Café. Er blieb stehen, als er vor seiner Adoptivtochter stand. »Molly, ich brauche deine Hilfe!«

»Wieso, ist Betty da?« Der Scherz war ein Dokument über ihr seelisches Fundament.

»Versuch jetzt keine Witze und komm bitte mit mir!« Molly tat es, doch Forrest hatte nicht bemerkt, dass sie die ersten Symptome eines erlittenen Schocks offenbarte. Was er als einen Scherz empfunden hatte, war für sie der in einer solchen Situation oft auftretende Galgenhumor. Als sie neben ihm und dem Streifenpolizisten stand, rückte er mit seiner Bitte heraus. »Molly, du bist eine Persönlichkeit, ich verlange jetzt sehr viel von dir, aber kannst du die Leute dazu bewegen, weiterzugehen oder zumindest dazu bringen, sich nicht der Limousine zu nähern und nach Möglichkeit das Fotografieren sein zu lassen. Sie werden auf dich hören, vielleicht sogar besser, als auf uns, die in einer Uniform stecken.« Molly tat es, woher sie die Kraft dazu nahm, wusste sie allerdings nicht. Sie erhielt von Forrest einen Polizisten zur Unterstützung, einer blieb auf seine Anweisung bei dem Wagen mit dem toten Mars. Mit den bei ihm verbliebenen Greenhorns begab er sich zum Haupteingang des Plaza. Er postierte einen Kollegen an dieser Stelle, entsandte einen zur Ein- und Ausfahrt der Tiefgarage und betrat mit zwei an seiner Seite die noble Herberge. Forrest wusste es nicht, sah und bemerkte es nicht, aber sein Handeln nach den Schüssen war beobachtet worden.

Seine Berufserfahrung und sein Instinkt ließen ihn in der Zeit danach richtig handeln und hätte er in dem Café im Beisein von Molly keine einzige Sekunde an Zeit verloren, dann wäre die Absperrung des Hotels womöglich erfolgreich gewesen. Doch so war es zu spät, schon zu dem Zeitpunkt, als er an die Rezeption trat und seinen Dienstausweis hervorgezogen hatte.

Ω

Venus war zwar unzufrieden, dass er in dem Hotel ein Zimmer zur Straßenseite bewohnen musste, doch die Auslastung bot ihm keine Alternative. Er hätte sich, wenn er allein gewesen wäre, ein anderes Haus gesucht, obwohl er im Plaza schon öfter übernachtet hatte. Er konnte dem Hotel seine kurzfristige Reservierung nicht absagen, da er außerdem vorab für Merkur und später für Mars ebenfalls Zimmer reserviert hatte. Aus diesem Grund blieb er im Plaza. Änderungen in einem Plan, dessen Umsetzung bereits angelaufen war, brachten immer Unwägbarkeiten mit sich, die er nicht eingehen wollte. Er fragte sich erneut, wo Merkur blieb, als er von der Straße ein Geräusch hörte, dass er sofort erkannt hatte. Es war ein Schuss.

Er eilte zum Fenster und vernahm zwei weitere Laute dieser Art und blickte auf die Straße hinab. Trotz des Straßenlärms stand das Fenster halboffen, dass etwas mildere, und trockene Wetter ließ es zu. Er erblickte Forrest mit der Waffe in der Hand auf der Motorhaube der Limousine und konnte sich zunächst das Gesehene nicht erklären. Erst als Forrest Molly aus dem Wagen half, wurde ihm schlagartig klar, was geschehen war. Seine Augen verfolgten die Ereignisse auf der Straße und dabei arbeitete

sein Verstand auf Hochtouren. Mars war tot oder schwerverletzt, wobei er hoffte, dass die Schüsse tödlich waren. Aus der Etage, mit dem ungünstigen Blickwinkel und wegen der Entfernung, konnte er Mars auf dem Rücksitz nicht sehen. Venus wusste inzwischen mehr über das Ereignis in der Cambridge Street, es hatte einen Unfall und Tote gegeben und er fragte sich immerzu, ob eine der Leichen Merkur sein konnte. Da das Erscheinen seines Kollegen überfällig war, musste er davon ausgehen, obwohl es ihm schwerfiel, es zu glauben. Merkur war ein Schwein, aber genau deswegen besaß er Fähigkeiten, die er bei den anderen sechs Profikillern überwiegend vermisste. Hinzu kamen zwei Punkte, die einem Tod von Merkur widersprachen. Erstens hatte er einen simplen Auftrag gehabt, der sich um einen alten Mann drehte und außerdem verfügte sein Kollege über mehr Leben als eine Katze. Entgegen seiner Philosophie überwand er sich und versuchte Merkur telefonisch zu erreichen, doch niemand meldete sich. Venus schätzte ihn mehr als jeden anderen in der Gruppe. Trotzdem war es ihm der Killer nicht wert ein Risiko einzugehen. Er packte seine Sachen zusammen und verließ das Hotel, während Forrest mit seinem Gefolge auf den Haupteingang zuging. Venus schlug nicht die entgegengesetzte Richtung ein, sondern ging dem Detektiv entgegen. Frechheit siegt immer, das war eine Devise von ihm. Als Forrest mit den vier Polizisten vorübergegangen war, sah er ihm kurz nach. Er hatte sich das Gesicht des Detektivs eingeprägt und in der Galerie seines Verstandes besaß es nicht die Schönheit eines Gemäldes wie das der Mona Lisa, sondern es ähnelte dem, dass Venus vom Bürgersteig auf dem Rücksitz der Limousine sah. Mars saß

da, sein Kopf war nach hinten gebeugt und deutlich war trotz der Entfernung das Loch in seiner Stirn zu sehen, aber dafür war das Gesicht des toten Profikillers beinahe unkenntlich geworden. Venus wollte keine Rache für den Tod von Mars, das hätte gegen sämtliche Prinzipien verstoßen, die er für die von ihm ausgeübte Tätigkeit in Anspruch nahm. Vergeltung gehörte nicht zu seinem Geschäft und wenn ein Berufskollege versucht hatte, sie auszuüben, dann landete er häufig im Knast oder im Sarg. Venus hatte sich das Gesicht des Detektivs nur aus einem Grund eingeprägt und der hatte einen Namen: Molly Waterspoon. Obwohl er mitten in der Menschenmenge stand, rief er Gary an. Kurzzeitig dachte er darüber nach, ob er auf der Stelle Molly in seine Gewalt bringen sollte, doch er ließ den Gedanken sofort fallen. Zu viele Leute waren versammelt. Den Polizisten an der Limousine hätte er sofort erledigt, doch unmöglich war es vorauszusehen, wie viel unberechenbare und besonders mutige Personen sich in dem Haufen der Schaulustigen befanden. Außerdem wollte er sie lebend, nein, er musste sie lebend in seine Hände bekommen.

Ω

Erst gegen zehn Uhr abends kam Forrest mit Molly nach Hause. Zwischenzeitlich hatte die Journalistin mehrfach versucht ihren Verlobten zu erreichen, aber vergeblich. Forrest wollte sie davon abhalten, doch er ließ den Dingen ihren Lauf. Er wusste nicht, was er hätte sagen sollen. Nach jedem vergeblichen Anruf tröstete er sie mit Ausreden und erfundenen Möglichkeiten für die Unerreichbarkeit von Adam und nahm ihn damit in Schutz. Er handelte falsch und

feige, doch welches Verhalten in seiner Lage richtig gewesen wäre, das wusste er nicht. Sie betraten nacheinander die Küche, wobei er seiner Adoptivtochter nicht aus Furcht vor einem Streit mit seiner Frau den Vortritt ließ, sondern da er gelegentlich ein Gentleman sein konnte. Betty saß mit Mandy Ridge bei einem Glas Wein, während die Kinder der Witwe bereits zu Bett gegangen waren. Forrest sah ihr sofort an, dass sie innerlich kochte, doch Bettys Wutausbruch erhielt beim Anblick von Molly eine erhebliche Zeitstrafe und hatte somit zu warten.

In den folgenden Stunden wurden am Küchentisch die Ereignisse des Tages mit Berichterstattungen, Fragen, Antworten und Gesten verarbeitet. Unglücklicherweise lernte Molly dadurch nebenbei Mandy kennen und bevor Forrest etwas sagen oder durch eine ablenkende Handlung einschreiten konnte, sprach die Journalistin der Witwe ihr Mitgefühl aus. Verdutzt sah die unwissende Witwe in die Runde. Zuerst blickte sie den Detektiv an, dann Betty und schließlich kehrten ihre Augen zu Molly zurück. »Sie müssen sich irren, das kann doch nur ein Missverständnis oder eine falsche Information sein«, schien Mandy zu spüren, das dem nicht so war.

Forrest hatte nun den Salat, den er angerichtet hatte. Betroffen sah er die Frau an, die zu schluchzen begann. »Ich konnte es ihnen nicht sagen, nach alldem, was in den letzten Tagen passiert ist und nachdem was sie durchgemacht haben. Ich habe auf den richtigen Moment gewartet, indem Wissen, das es diesen niemals geben wird«, sagte er entschuldigend und bestätigte damit die Todesnachricht, die Mandy von Molly durch mitfühlende Worte bekommen hatte.

Es geschah etwas, dass häufig im Leben passiert. Die Trauer von Mandy war dermaßen groß und ergreifend, dass Molly, in den nachfolgenden Stunden nicht an Adam denken konnte. Die Zeit verging, es wurde eins, dann zwei und schließlich drei Uhr morgens.

Die Journalistin brachte die Trauernde in ihr ehemaliges Zimmer und ließ sich von Forrest überreden, die restliche Nacht zu bleiben. Mit Aussagen wie Adam schläft sicher schon und wenn was wäre, hätte er sich bestimmt gemeldet, überzeugte er sie und sie blieb. Sie nahm mit dem Sofa im Wohnzimmer vorlieb und obwohl sie wie ein Ameisenhaufen aufgewühlt war, schlief sie nach wenigen Minuten ein. Forrest schloss die Tür zum Wohnraum und blieb neben Betty stehen. Sie erhob sich, wollte ebenfalls ins Bett. Ohne Zorn fragte sie ihren Mann, ob er sie wenigstens in den nächsten Stunden nicht allein lassen würde, gab ihm einen Kuss, um ihm zu zeigen, dass sie nicht böse, sondern stolz auf ihn war. Waterspoon machte keine Anstalten, sie in das Schlafzimmer begleiten zu wollen. Betty löste ihre Umarmung, tätigte einen Schritt rückwärts und erkannte in den Augen ihres Mannes, dass irgendetwas ganz und gar nicht stimmte. »Was ist?« Er schwieg und sie fragte erneut, wieder antwortete er nicht. Die Wut über das Ausbleiben von ihm kehrte in veränderter Form zurück.

Sie schüttelte den Kopf und wollte ihn stehen lassen, doch er hielt sie am Arm fest und sagte: »Bleib!« Sie liebte ihn, obwohl sie ihm häufig am liebsten in den Arsch getreten hätte. Ja, niemand kannte Forrest so gut wie sie, aber sie erkannte in diesem Moment ihren Mann nicht. Schweigend ließ sie sich von ihm in den Arm nehmen, spürte seine kräftigen Hände an ihrem Rücken und zog seinen Kopf in

ihre Halsbeuge. Betty regte sich nicht, als sie registriert hatte, dass ihr Hals von Feuchtigkeit benetzt wurde. Sie sagte und tat nichts, stand nur da und hielt ihn fest, während er sie zu erdrücken drohte. Eine Ewigkeit, die drei Minuten andauerte, verging, bis Forrest Betty losließ, sie auf den Stuhl drückte und sich setzte. Kaum saß er, stand er auf und holte sich ein Bier aus dem Kühlschrank. Er öffnete sie mit einem Messer, das in der Spüle lag und trank die halbe Flasche in einem Zug leer. Er zog eine zweite und dritte aus dem Kühlgerät hervor, stellte sie auf den Tisch und schob seiner Ehefrau eine der Vollen zu, nachdem er sie aufgemacht hatte.

»Sprich mit mir«, bat Betty ihren Mann, der ihr im Augenblick so fremd wie nie zuvor war.

»Trink erst was!« Eigentlich trank Betty kein Bier, doch die Art wie sich Forrest gab, ließ sie nach der Flasche greifen. Forrest wartete, bis sie die fast undurchsichtige Bierflasche auf den Tisch gestellt hatte und blickte ihr in die Augen. »Adam ist tot und Molly weiß es noch nicht«, sagte er in einem Ton, den seine Frau noch nie zuvor bei ihm gehört hatte.

Sie hielt seinem durchdringenden und harten Blick stand, doch da es ihm ebenso gelang, wurde sie unsicher. »Das ist nicht wahr«, brachte sie leise hervor.

»Betty, Adam ist tot!«

Epilog

Forrest hatte das Gefühl, versagt zu haben. Marylin war nicht gefunden worden, dazu gesellten sich die Opfer der vergangenen Tage. Warum waren der Mann, Sohn und Schwager von Mandy Ridge gestorben und wer war ihr Mörder?

Der Detektiv war felsenfest überzeugt, dass er von dem Fall abgezogen würde, schon aufgrund der Tatsache, dass Adam verstorben war.

Doch es sollte bereits am nächsten Morgen anders kommen als es an diesem Abend von ihm geglaubt wurde.

Ende

Fortsetzung folgt …

Autor Roman Just

https://www.gelsenkrimi.de

romanjust@gelsenkrimi.de

ISBN:

Softcover	978-3-347-61028-6
Hardcover	978-3-347-61029-3
E-Book	978-3-347-61032-3

https://www.autorenecke-gelsenkirchen.de/gelsenecke